Italienisches Wanderbuch.

II.

Italienisches Wanderbuch.

1850—1851.

Von

A. L. von Rochau.

Zweiter Band.

Leipzig:
Avenarius & Mendelssohn.

1852.

Inhalt des zweiten Bandes.

XXIV.

Römische Kirchen und päpstliche Paläste.

Ich bin ein großer Freund der öffentlichen Pracht, vorausgesetzt, daß sie die öffentlichen Mittel nicht überschreitet und daß sie nicht durch Ueberladung, durch barbarischen Prunk und Flitter über die Gesetze der Schönheit hinausgeht, deren Grundzug die Einfachheit ist. Wenn Gebäude und Anstalten zu öffentlichen Zwecken würdig und selbst glänzend ausgestattet werden, so geschieht damit nur was recht und löblich ist und was mit dem Gebrauche der weisesten Regierungen aller Zeiten und Länder übereinstimmt. Bescheidene Wohnhäuser neben prachtvollen Staatspalästen und Tempeln, diese Regel des atheniensischen Lebens sollte sich jeder Staat anzueignen suchen, welcher eine Regung jener Triebkraft in sich fühlt, die in dem griechischen Freistaate die herrlichsten Blüten des Menschendaseins zur Entfaltung gebracht.

Es liegt ein tiefer Sinn in jener Regel. Die bürgerliche Mittelmäßigkeit der äußern Existenz ist die sicherste Gewähr für die Gesundheit von Volk und Staat, und wo die öffentlichen Einrichtungen groß und würdevoll in die Erscheinung treten, da wird man den Schwung des öffentlichen Geistes nicht leicht vermissen. Oeffentliche Gebäude sind Mo-

numente, welche das Zeitalter sich selber setzt, und die karge Hand bei ihrer Ausstattung zeugt von kleinem Sinn. Kirchen, Rathhäuser, Parlamentssäle, Theater sind die Paläste des Volks, ihr Reichthum ist das Miteigenthum des Armen, und das Bewußtsein einer solchen Gütergemeinschaft hilft über manche persönliche Entbehrung hinweg. Viele von uns kennen aus eigener Erfahrung die gehobene Stimmung, welche man aus einer glänzenden Umgebung in die einfache Behausung mit zurückbringt; wir haben ja einen Antheil gehabt an jener Pracht, was wir davon gesehen, gehört uns. Ist der Gegensatz von Armuth zu Reichthum ein persönlicher, so mag er bei misgearteten Naturen statt des Behagens allerdings Neid, Unzufriedenheit und Groll hervorrufen; tritt aber der Armuth des Einzelnen der Reichthum der Gesammtheit gegenüber, so fällt jede Möglichkeit einer solchen Wirkung hinweg, und es bleibt nur der reine Genuß übrig, welchen die Befriedigung des dem Menschen innewohnenden Luxusbedürfnisses gewährt. Und wer könnte behaupten, daß dieses Bedürfniß, die Amme der Cultur, ein unstatthaftes, oder daß diejenige Befriedigung desselben eine unrechtmäßige sei, welche zwar auf Kosten Aller, aber auch zu Gunsten Aller stattfindet?

Unrechtmäßig dagegen, sündhaft, ja verbrecherisch ist allerdings jener Luxus, oder kann doch jener Luxus sein, welcher in egoistisch ausschließlichem Genusse ein Uebermaß von Mitteln und Kräften vergeudet, oder gar auf fremde Rechnung schwelgt. Für solchen Misbrauch ist es eine dürftige Ausrede, daß der verschwendete Ueberfluß der Gewerbsthätigkeit zufließe. Der Gewerbfleiß, welcher einer sybaritischen Ueberfeinerung dient, ist kein wohlthätiger, und wenn dieser und jener Gewerbsmann dabei gewinnt, so hilft er doch unfehlbar zur Verarmung der Nation. Ich hörte vor einigen Jahren von einem Shawl reden, welcher von

Ludwig XV. für irgend eine Dame seines Hofes bestellt, über achtzig Jahre lang in Arbeit gewesen, jetzt endlich fertig geworden und, ich weiß nicht von wem, für viele tausend Thaler gekauft worden sei. In dieser Idealität wird die gewissenlose, die empörende Verschwendung von Zeit und Arbeit nicht oft vorkommen, gleichwol gibt es der Leute nur zu viele, welcher in einer kaum weniger verantwortlichen Weise über die werthvollsten Kräfte verfügen zu dürfen glauben, weil sie ja im Stande sind dieselben zu bezahlen. Wenn diese Leute sich nun gar noch einbilden, daß sie durch Belebung des Gewerbfleißes Lob und Beifall verdienen, dann habe ich für sie nur die Versicherung des aufrichtigsten Mitleids. Die Andern hingegen, denen nicht jedes Verständniß der heutigen Dinge fehlt, diese Andern werden sich bei einigem Nachdenken leicht überzeugen, daß es nichts für die Ruhe der Gesellschaft und für die Sicherheit ihrer Grundlagen Gefährlicheres gibt als jene Leute und ihre „Beförderung der Industrie".

Daß man in Rom, der Hauptstadt eines geistlichen Staates, der Metropole einer unermeßlichen Glaubensgenossenschaft, einen besondern Werth auf den Bau großer, schöner und reich ausgestatteter Kirchen gelegt hat, ist ganz in der Ordnung. Die Zahl der römischen Kirchen geht jedoch allem Anschein nach weit hinaus nicht nur über das Bedürfniß, sondern auch über das Maß des Schicklichen. Indessen ist allerdings seit geraumer Zeit ein Nachlassen des Eifers eingetreten, mit welchem man Jahrhunderte lang daran arbeitete, alle Stadttheile Roms mit Kirchen nicht blos zu versorgen, sondern zu überfüllen. Im gegenwärtigen Augenblick wird, so viel ich bemerkt habe, nur eine einzige Kirche in Rom gebaut, oder vielmehr wieder gebaut, die Paulskirche, welche vor etlichen und zwanzig Jahren niederbrannte. Diese Kirche war berühmt durch ihr Alter, ihre Größe und durch die

seltene Reinheit, in welcher der Basilikenstil in ihr durchgeführt war; bei ihrer einsamen Lage vor einem entlegenen Thore, weitab von jeder bevölkerten Stätte, wäre sie indessen, einmal zerstört, vollkommen entbehrlich gewesen; allein dieselbe wird mit einem ungeheuern Aufwande wieder hergestellt. Da man bei dem Entwurfe des Neubaues in wesentlichen Stücken von dem Plane der alten Basilika abgegangen ist — statt des Spitzdaches von Holzwerk gibt man z. B. der Kirche eine flache Decke, die bei der großen Länge und Breite des Schiffs wie ein Sargdeckel auf demselben lastet — so ist es sehr zweifelhaft, ob die vielgepriesene architektonische Wirkung der alten Paulskirche auch auf die neue übergehen wird. Der Neubau imponirt durch seine unglaubliche Ausdehnung, welche bei den angenommenen Verhältnissen noch viel größer scheint als sie ist, aber es fehlt ihm dennoch die Majestät.

Die nämliche Ausstellung möchte ich bei allen übrigen Kirchen Roms, vielleicht mit der einzigen Ausnahme der Peterskirche, wiederholen. Unser an die dithyrambischen Formen der gothischen Bauart gewöhntes Auge, es mag Wohlgefallen finden an den weichen gereimten Linien des italienischen Kuppelstils, dem die große Mehrzahl der römischen Kirchen angehört, allein es läßt sich dadurch nicht überwältigen. Das Gefühl der Ueberwältigung aber, entsprechend der weiblichen Seite unserer Natur, ist und bleibt der Träger des höchsten Genusses, dessen wir fähig sind.

Im Gegensatze zu der Paulskirche erscheint die Peterskirche, von außen wie von innen, beiweitem nicht so groß wie sie ist. Die Außenseite macht überhaupt in der Nähe betrachtet keinen bedeutenden Eindruck. Die beiden Seiten der Kirche sind durch Nebengebäude vielfach entstellt oder maskirt, die Façade ist äußerst geschmacklos, und die Kuppel macht sich nicht in ihrem vollen Werthe geltend. Die bogen=

förmigen Säulengänge, welche den Platz vor der Kirche einfassen, an deren Vorderseite sie sich mit dem einen Ende anlehnen, während das andere Ende sich so zu sagen im Sande verliert, diese Säulengänge stellen sich in der Wirklichkeit noch viel unvortheilhafter dar als in den allbekannten Abbildungen. Die Absichtlichkeit eines solchen Anhängsels ist zu augenfällig, als daß ein gesunder Sinn nicht auf den ersten Blick dadurch beleidigt werden sollte. Jetzt wollen wir noch eine großartige Perspective machen, sagt sich der Baumeister, als er mit der Kirche fertig ist, und so stellt er denn acht lange Reihen riesenhafter Säulen auf, welche nichts tragen als ihr Gebälk, welche keinen Zweck haben als, wie gesagt, die Herstellung einer Perspective. Eine solche Spielerei ist der ernsten Kunst durchaus unwürdig, und um so unwürdiger, je kolossalere Mittel sie darauf verwendet. Wie nun gar, wenn das Kolossale nicht blos die Gesammtwirkung verfehlt, sondern auch in einer kleinlichen Weise gehandhabt ist. Die Säulen sind nämlich, bei ungeheuern Dimensionen, so nahe aneinander gerückt, daß die Gänge zwischen denselben ein enges, finsteres, unterirdisches Aussehen haben, dessen trübselige Wirkung durch ein holperiges Pflaster der gemeinsten Art noch trübseliger wird. Der einzige Dienst, welchen die Säulengänge des unglückseligen Bernini leisten, dieses Mannes, welchem Rom so manchen Kunstscandal verdankt, der einzige Dienst besteht darin, daß sie die elenden Baracken einigermaßen verdecken, welche hinter denselben hart an den Petersplatz anstoßen; dieser Dienst aber wäre wohlfeiler zu haben gewesen als für eine Million Thaler.

Beim ersten Eintritt in die Peterskirche ist man einer Augentäuschung ausgesetzt, welche, im Gegensatze des oben Gesagten, einer übertriebenen Vorstellung von der Ausdehnung des Gebäudes Vorschub leisten kann. Auf einem Geländer, welches vor dem Hauptaltar den Eingang in die

Gruft umgibt, brennt nämlich eine große Anzahl von Lampen, deren schwaches Licht den Maßstab einer außerordentlich großen Entfernung anzugeben scheint. Näher herantretend gewahrt man indessen, daß die geringe Höhe des Geländers und die Winzigkeit der Flämmchen die, ohne Zweifel berechnete, Ursache jener optischen Wirkung sind, welche alsbald, wie gesagt, in das Gegentheil umschlägt. Man muß die Peterskirche oft besucht und in ihren Einzelheiten aufmerksam studirt haben, ehe man eine richtige und lebendige Vorstellung von ihren riesigen Dimensionen erhält. Als der Grund dieser Erscheinung wird gewöhnlich dieser oder jener Fehler des Plans genannt; ich möchte indessen ganz im Gegentheil glauben, daß sie lediglich die Wirkung der Harmonie und des Ebenmaßes sei. Es ist ein Erfahrungssatz des alltäglichen Lebens, daß falsche Verhältnisse den Eindruck der räumlichen Ausdehnung steigern, wie denn z. B. ein langer dürrer Jüngling oft für größer gehalten wird als ein wohlgebauter ausgewachsener Mann, der ihn bedeutend überragt.

In einem ähnlichen Maße wie die Kirche selbst sind auch die Kunstwerke, mit welchen dieselbe geschmückt ist, riesengroß. So namentlich die Denkmäler der Päpste, mit denen die freien Plätze an Pfeilern und in Nischen bereits so weit ausgefüllt sind, daß es schwer werden möchte, auch nur für ein einziges Monument der Art noch Raum ausfindig zu machen. Eins der reichsten und effectvollsten Denkmäler ist das Clemens XIII., von Canova. Die Figur des Papstes, welche in der Stellung des innigen Gebetes auf dem Sarkophage kniet, wird von den italienischen Künstlern für eins der gelungensten Werke Canova's erklärt, der ihnen bekanntlich, unter den neuern wenigstens, für den Meister der Meister gilt. Zur Rechten des Papstes steht eine Frauengestalt, die Kirche darstellend, etwas hoch geschürzt, eine Virago viel mehr als ein seelengewinnendes Weib, und entstellt durch den Kranz

von langen marmorenen Stacheln, welcher den Nimbus um ihr Haupt vorstellt. Auf der andern Seite ruht, malerisch dahingegossen, ein Genius von weichen bestechenden Formen, den die umgestürzte Fackel, etwas unchristlich wie mich dünkt, als den Todesengel bezeichnet. An der Schwelle des Monuments aber sind zwei Löwen gelagert, so prächtig wie sie je aus dem Marmor herausgehauen worden. Alle antiken Löwen, die ich je gesehen, sind nürnberger Waare daneben, wie denn die alte Kunst überhaupt nichts seltener zu Stande gebracht hat als ein gutes Thierbild. Der eine der beiden Wächter schläft einen Schlaf, um den man ihn beneiden könnte; der andere ist wach und sprungfertig zum Entsetzen.

Auch die letzten Stuarts haben in der Peterskirche ein Denkmal von der Hand Canova's, welches durch Bescheidenheit des Entwurfs und der Inschrift anspricht. Die drei letzten Träger jenes unglücklichen Namens sind im Reliefbrustbilde dargestellt, und neben ihnen zwei trauernde Genien, welche die Schamhaftigkeit der päpstlichen Kirchenpolizei nachträglich mit einer Schürze umgürtet hat. Eine ähnliche Wohlthat ist auf einer andern Grabstätte einer symbolischen weiblichen Figur zu Theil geworden, deren Toilette man nicht vollständig genug fand. Daß auch den Personen des Michel-Angelo'schen jüngsten Gerichts in der Sixtinischen Capelle durch fromme Fürsorge Röcke und Hosen verliehen worden, verdient bei dieser Gelegenheit gleichfalls erwähnt zu werden, um so mehr, als die päpstliche Munificenz sich in diesem Falle nicht blos auf die Engel und die Seligen, sondern auch auf die Verdammten und sogar auf die Teufel erstreckt. Und nach solchen Handlungen der Barmherzigkeit gegen Gerechte und Ungerechte spricht man noch von römischer Unduldsamkeit!

Die Ersteigung der Kuppel der Peterskirche ist eine etwas angreifende, aber in hohem Grade lohnende Arbeit. Auf dem flachen Dache der Kirche, auf den innern und äußern

Galerien der Kuppel lernt man das Gebäude eigentlich erst kennen, während man zugleich eine volle Uebersicht des labyrinthischen Vatican erhält, wie sie schwerlich von irgend einem andern Punkte aus gewonnen werden mag. Die Fernsicht von der Spitze der Peterskirche aber ist die prachtvollste, welche Rom und seine Umgebung darbietet, so reich und wunderbar, daß jeder Versuch der Beschreibung eine verlorene Mühe sein würde.

Nächst dem Dome St.-Peters und der Basilika St.-Pauls gehören Santa Maria Maggiore und San Giovanni in Laterano zu den größten und prächtigsten Kirchen der Hauptstadt der katholischen Welt. Die prunkhafteste derselben ist aber ohne Zweifel Santa Maria della Vittoria, zur Feier, ich glaube des Sieges bei Lepanto erbaut, und zwar klein, aber mit Marmorbildwerk und Verzierungen dermaßen überladen, daß Einem der Muth und die Lust vergeht, Einzelheiten zu betrachten.

Zehn oder zwölf der römischen Kirchen waren ursprünglich heidnische Tempel oder Badesäle. Das Pantheon ist das großartigste dieser Bauwerke, voll antiker Hoheit und Würde, trotz vielfältiger, entstellender Modernisirung zum Behufe seiner gegenwärtigen Bestimmung. Diese herrliche Rotunde ist nach sorgfältigen Messungen mehrfach nachgeahmt, namentlich in Mailand und Neapel, aber niemals hat man die mächtige Wirkung derselben zu erreichen vermocht. Von außen eine leidliche Ansicht des Pantheon zu gewinnen, ist, da es von allen Seiten verbaut worden, unmöglich. Nur der Porticus vor dem Haupteingange ist dem vollen Blicke zugänglich, dem übrigens hier wieder einmal eine der Missethaten entgegentritt, durch welche sich der Ritter Bernini unsterblich gemacht hat, nämlich zwei winzige Glockenthürmchen, die man treffend genug die Eselsohren des Baumeisters genannt hat. Unter den wenigen Monumenten des Pan-

theon nenne ich nur das Denkmal, welches Thorwaldsen dem Cardinal Consalvi gesetzt hat. Es ist ein Relief, den Cardinal darstellend, wie er Pius VII., dessen stumpfes Gesicht sehr abstößt, die Provinzen des zum Theil durch seine Bemühungen wieder hergestellten Kirchenstaats vorstellt. Die Provinzen erscheinen in der Gestalt von blühenden Frauen, die sich dem Papste huldigend zu Füßen geworfen haben. Der Gegenstand und die Erfindung sind meinem Gefühl nach eines Thorwaldsen durchaus unwürdig; ich kann ihm das Consalvi'sche Denkmal nicht verzeihen.

Auf den Trümmern der Bäder Diocletian's ist Santa Maria degli Angeli aufgeführt, und zwar von Michel Angelo, welcher eine Anzahl ungeheurer Granitsäulen und eine Rotunde, die der Badeanstalt angehörten, in seine Kirche eingebaut hat. Jene Säulen geben einen hohen Begriff von der Großartigkeit der Kaiserbäder, deren gewaltiger Umfang überdies durch unermeßliche Ruinen noch heute deutlich bezeichnet wird. Büchersammlungen, Gemäldegalerien, Spiele, Plätze für körperliche Uebungen, alles was das öffentliche Leben erheitern kann, war in diesen Badeanstalten vereinigt, in denen täglich Tausende und aber Tausende von römischen Bürgern Unterhaltung, Zeitvertreib und Gesundheitspflege fanden. So mächtig waren die Traditionen der Republik, des Volksstaats, daß die Kaiser noch immer wetteiferten, den Bedürfnissen und selbst dem Luxus des Volks zu dienen, als längst keine Spur von öffentlicher Freiheit mehr vorhanden war. Dies war keine Bestechung, denn deren bedurfte es nicht mehr für das römische Volk, sondern nur für die Prätorianer; es war eine Huldigung, welche der Usurpator dem entthronten Souverän darbrachte. Dahin gehören auch die mannichfaltigen Anstalten für öffentliche Schauspiele, zahlreich und großartig, wie sie keine spätere Zeit jemals gekannt hat, Circus, Theater, Amphitheater, Naumachien. Wie die Eng-

länder den abgesetzten Sultanen Indiens anstandshalber einen glänzenden Hofstaat halten und große Jahrgelder zahlen, so wurde das abgesetzte römische Volk von den Kaisern mit Brot und öffentlichen Spielen pensionirt.

Der Tag kam, wo das Cäsarenthum Bankrott machte, wo die Paläste stürzten, die es dem entthronten Volke gebaut, wo Rom in nackter Bettlerarmuth seinem eigenen Elende gegenüber stand. Das war eine gute Zeit für Italien, eine Zeit der verdienten, der nothwendigen Züchtigung, eine Zeit des Blutes zwar, aber auch des Schweißes, jenes Schweißes, den die Römer seit Jahrhunderten nicht mehr gekannt hatten und ohne den es nun einmal keinen Segen und keine echte Frucht gibt auf Erden. Keine größere Wohlthat für ein entartetes Geschlecht als die eiserne Noth. Die Noth war es, welche machte, daß ein Theil des abgelebten Italiens aus der Barbarei, welche die germanische Eroberung über das Land gebracht hatte, mit jugendlicher Kraft und Schönheit wieder hervorging. Venedig und Genua, Mailand und Florenz wurden durch Mühe und Arbeit die Stärke und der Stolz ihres Landes; Rom hingegen, welches sich nur zu bald einbilden ließ, daß seine ehemalige Weltherrschaft in veränderter Form sich erneut habe, Rom verfiel von neuem dem Hochmuth und Müßiggang, und deshalb blieb es was es noch heute ist, eine Stätte prahlerischer Armuth, die auf fremde Kosten lebt.

Das Brot empfängt auch jetzt der vierte Theil der römischen Bevölkerung in der Gestalt von Almosen aller Art, und wenn dem Römer die Spiele, im alten Sinne des Worts, so weit sie überhaupt mit der heutigen Civilisation verträglich sind, augenscheinlich ungern zugestanden werden, so hat man doch einen modernen Ersatz für dieselben ausfindig gemacht. Immer noch wird für die Augenweide des Volks in Rom gesorgt, wie vielleicht in keiner andern Stadt

der Welt. Die Pracht der Kirchenfeste, der Pomp der Processionen, der Glanz der religiösen Aufzüge überhaupt, das Alles gilt heutzutage freilich wol vorzugsweise einem weitern Kreise, als welchen die Mauern Roms einfassen, allein immerhin haben die Römer die Wirkung aller dieser Einrichtungen aus erster Hand: was hauptsächlich für die Fremden, das Ausland, die Welt berechnet und bestimmt sein mag, daran nehmen der Natur der Sache nach die Einheimischen den ersten und größten Theil.

Von den berühmten kirchlichen Feierlichkeiten in Rom weiß ich nichts zu sagen, da ich keiner derselben beigewohnt habe. Der Zufall, der mich von den Herrlichkeiten ausschloß, welche die Peterskirche an hohen Festen darbietet, führte mich dagegen eines Morgens in die päpstliche Metropole, als gerade ein Franciscanermönch die Kanzel in einer der Capellen inne hatte. Eine Kapuzinerpredigt — ich versprach mir ein Fest und mischte mich eiligen Schrittes unter die Zuhörerschaft. Wie war ich betrogen! Statt eines geistlichen Tribuns, der eiferglühend auf die sündige Welt herunterdonnert, fand ich ein behagliches Männlein, welches in wohlwollendem Tone und mit süßlicher Modulation der Stimme sehr gemäßigt über den Zeitgeist sprach. Daß er denselben nicht gerade preiswürdig fand, versteht sich von selbst. Besonders die Philosophie und die Zeitungen waren es, welche er vor seiner Zuhörerschaft verklagte, aber ohne Bitterkeit und ohne Haß. Kurz, der Mann sprach, wie ein in seiner Art verständiger Geistlicher von mittelmäßiger Begabung vor einem gebildeten Auditorium sprechen kann. Vom Kapuziner hatte er offenbar nur den Rock. Ein echter Kapuziner, wenn er recht artig sein will, muß seine Zuhörer doch wenigstens mit: Satanskinder anreden, und dieser Mann im Kleide des heiligen Franciscus nannte uns einmal über das andere: O Signori! Bei solcher Anrede mache sich Illusionen wer kann.

In der französischen Kirche wurde mir bei einer andern Gelegenheit eine ähnliche Täuschung zu Theil. Ich fand, als ich eines Tages zufällig in die Kirche St.-Louis des Français eintrat, eine Anzahl französischer Soldaten dort versammelt, und erfuhr, daß sie gekommen seien, um einer „instruction“ beizuwohnen, die in einer Viertelstunde beginnen solle. Eine religiöse Unterweisung an die Soldaten der französischen Republik, in Rom — die Sache konnte sehr pikant, selbst lehrreich werden, und ich entschloß mich zu bleiben. Nach und nach wuchs die Zahl der Soldaten bis auf einige hundert, unter denen jedoch nicht ein einziger Offizier. Bald erschienen auch einige Geistliche, welche den Soldaten in einer auffallenden Weise die Honneurs der Kirche machten, sie in den Chor nöthigten, Stühle herbeischafften und Gesangbüchlein austheilten. Ein graubärtiger alter Herr, der neben mir Platz nahm, stellte sich mir mit den ersten Worten als vieille moustache de l'empire vor, und sprach sehr gottesfürchtig mit mir und mit einem Geistlichen, welchen er Monseigneur anredete, wiewol dieser Mann nicht einmal die Corpulenz eines Prälaten hatte.

Die Zeit fing an mir lang zu werden, denn aus den funfzehn Minuten waren drei Viertelstunden geworden, als die Handlung endlich begann, und zwar mit einer Psalmodie, bei welcher zehn oder zwölf Soldaten vor einem Notenpult gruppirt vortrefflich respondirten. Darauf folgte dann die magerste Kanzelrede, die man Nachmittags in einer Dorfkirche hören kann, eine Predigt ohne Geist, ohne Saft und ohne Kraft, die Langeweile in gesprochener Prosa. Von den Pflichten des Soldaten im Allgemeinen, oder im Besondern von denen des französischen Soldaten im Kirchenstaate kein Wort. — Bald hatte ich mehr als genug, und mehrern der rothhosigen Kriegsmänner ging es wie mir. Aber der Rückzug war abgeschnitten, die Thüre gesperrt,

gesperrt wider alles Völkerrecht, denn es heißt wohl: compelle intrare, aber nicht compelle remanere. Endlich gelang es gemeinschaftlicher List den Ausgang zu gewinnen. „Auf!“ sagte draußen einer meiner Mitflüchtigen: „on ne m'y prendra plus!“

Die päpstlichen Paläste in Rom, so umfangreich sie auch sind, fallen nicht bedeutend ins Auge, am wenigsten der Vatican, obgleich ihm die stolzesten Schlösser anderer Hauptstädte an Ausdehnung kaum nahe kommen mögen. Der Vatican ist nämlich im Laufe mehrerer Jahrhunderte nach und nach zu seiner gegenwärtigen Größe angewachsen, jeder Papst hat nach seinem eigenen Plane daran fortgebaut, und so ist ein verworrener Knäuel von Haupt- und Nebengebäuden, von Galerien, Pavillons und Höfen daraus geworden, ein regelloser Steinhaufen, der nach keiner Seite hin Front macht, und von dem man nur aus der Vogelperspective, von der Höhe der Paulskirche herunter, ein Bild gewinnen kann. Der einzige architektonisch schöne Theil des Vatican ist der von Bramante gebaute Haupthof, nach welchem die offenen Galerien hinausgehen, die unter dem Namen der Loggien des Rafael weltberühmt sind. Der ganze Rest des Vatican, als Werk des Baumeisters, ist keinen Gang von zwanzig Schritten werth.

Der Lateran, am entgegengesetzten Endpunkte der Stadt, stellt sich besser dar. Er bildet mit der dazu gehörigen Kirche eine imponirende Baumasse, welche, ganz frei und so zu sagen in der Einöde gelegen, von allen Seiten her ein sehr stattliches Bild gibt, nur daß man es dabei mit Stil und Regel nicht allzu strenge nehmen muß.

In der Mitte zwischen Vatican und Lateran, auf der Grenze des bewohnten und unbewohnten Rom, liegt der Quirinal, das unscheinbarste von den Schlössern des Papstes, aber gleichwol dessen gewöhnliche Sommerresidenz, während

ihm der Vatican zum Winteraufenthalt dient, und der Lateran so gut wie gar nicht mehr benutzt wird. Da die jüngste römische Republik den Quirinal zu ihren Zwecken in Beschlag genommen und Kasernen und Spitäler darin errichtet hatte, so war der ganze Palast in diesem Frühjahr in einer Restaurationsarbeit begriffen, die ihn vollends nicht in der vortheilhaftesten Gestalt erscheinen ließ. Die Wohngemächer des Papstes indessen waren zu dessen Empfange bereits ziemlich vollständig eingerichtet. Man zeigte uns sein kleines Arbeitszimmer, wo mir aller Platz für Bücher zu fehlen schien, sein peinlich enges eisernes Bett, den Tisch, an welchem er seine, wie die Etikette es will, einsamen Mahlzeiten hält. Der Refrain eines bekannten deutschen Liedes summte mir dabei fortwährend in den Ohren. In einem benachbarten Saale machte der Custode auf eine Kugel aufmerksam, welche in ein kleines Deckengemälde, das Urtheil Salomonis darstellend, eingeschlagen hatte. Diese Kugel, sagte der Custode, solle am Tage der Flucht des Papstes, da er sich dem Fenster genähert, auf ihn abgefeuert worden sein, und zwar vom Fuße der Treppe, die nach dem Monte Cavallo — das ist der heutige Name des quirinalischen Hügels — heraufführt. Meine Begleiter, eifrige Anhänger des herrschenden Systems, fanden in dieser Mittheilung Anlaß zu Herzensergießungen im bittersten Geschmack; allein so sehr sie sich bemühten, den Custoden durch Fragen und Provocationen in den Strom ihres Zorns gegen Revolution und Republik mit hineinzuziehen, der Diener des Papstes ließ sich nicht aus dem ruhigen diplomatischen Tone herausbringen, in welchem er von Anfang an über alle diese Dinge gesprochen hatte, und so sehr man ihn drängte, die Republikaner, die den Quirinal innegehabt, dieser oder jener Unbill, der Roheit, der muthwilligen Zerstörung zu beschuldigen, er blieb der Wahrheit getreu und sagte Nein.

Im Garten des Quirinal war es frühlingsduftig. Aus den Beeten reckten Crocus und Narcissen die bunten Häupter hervor, der Rasen war blau gesprenkelt mit Veilchen, die kahlen Zweige der Pfirsichbäume hatten sich geröthet, und an den hohen Myrthenwänden öffneten sich die ersten weißen Knospen. Die Stille und Einsamkeit in den Laubgängen wurde nur unterbrochen durch das Plätschern eines Springbrunnens oder den eiligen Flug eines Vogels, der einen Grashalm zum Bau des Nestes trug. Aus Lorbeergebüsch glänzten Bildsäulen und Büsten hervor, und hier und da öffnete sich durch die Taxushecken ein prachtvoller Blick auf Rom. — Ich aber ging stumm und traurig von dannen.

XXV.

Steinhäuser's Werkstatt in Rom.

Unter den deutschen Künstlern in Rom nimmt der Bildhauer Steinhäuser aus Bremen eine der ersten Stellen ein, und seine Werkstatt gehört zu den reichsten, die man sehen kann. Ein dichterisches Gemüth, ein glücklicher Griff im Entwurfe und ein echt deutscher Fleiß in der Ausführung, das sind Eigenschaften, die uns zunächst aus den zahlreichen Werken ansprechen, welche Steinhäuser gleichzeitig bearbeitet. Selbst den unfruchtbarsten Stoffen weiß seine Hand überraschende Resultate abzugewinnen. So läßt sich z. B. kaum ein weniger dankbarer Gegenstand der künstlerischen Behandlung denken, als die ganze leibliche Persönlichkeit des Astronomen Olbers, und gleichwol hat Steinhäuser die unbedeutende Erscheinung dieses kleinen Männleins mit dem geleckten, stumpfen, nichtssagenden Gesicht zu einem Bilde zu verarbeiten gewußt, welches nicht blos das Auge fesselt, sondern auch dem Geiste lebhafte Anregungen gibt. Von wahrhaft monumentaler Wirkung ist die Figur des Bürgermeisters Smidt, welchem seine Vaterstadt die etwas unzarte Ehre erwiesen hat, ihm bei lebendigem Leibe den Denkstein herrichten zu lassen. Die verwitterten Züge des alten Diplomaten sprechen aus dem Steinhäuser'schen Marmor heraus mit antiker Würde, und die künftigen Geschlechter Bremens werden nach diesem

Standbilde des letzten oder vorletzten Bürgermeisters ihrer weiland „freien Stadt" mit ehrfurchtsvoller Scheu hinaufschauen.

Ein kolossales Denkmal Goethe's — für Berlin bestimmt — geht nach fünfjähriger unermüdlicher Arbeit jetzt seiner Vollendung entgegen. Das Monument ist nach dem bekannten Bettina'schen Entwurfe modellirt — der Dichter in sitzender Stellung, in der herunterhangenden Rechten einen Lorbeerkranz, in der Linken und auf das Knie gestützt eine Leier, deren Saiten von einem geflügelten Genius gerührt werden. Diese Idee ist keine glückliche, und sie hat bekanntlich bei Goethe selbst ebenso wenig Glück gemacht wie später beim Publicum. Indessen Bettina hat mit weiblicher Beharrlichkeit an ihrem verfehlten Kunstgedanken festgehalten, und es ist ihr gelungen, die Theilnahme des Königs von Preußen dafür zu gewinnen, in einer Zeit, wo sich die Blicke der Majestät noch nicht in Ungnade von ihr abgewendet. Bettina bestimmte den Ertrag ihres Briefwechsels mit Goethe für das nach ihrem Plane auszuführende Denkmal, und der König von Preußen machte sich anheischig, den etwaigen Ausfall zu decken. Das geschah, wie gesagt, vor einer Reihe von Jahren. Inzwischen scheint nun die Verlags-Unternehmung Bettina's, ungeachtet des großen literarischen Erfolges ihres Buches, durch allerlei Misgriffe, namentlich durch die Veranstaltung einer schlechten englischen Uebersetzung, übel ausgefallen zu sein, und ob der König von Preußen sich seiner blos mündlich gegebenen Zusage nach so langer Zeit und so vielen Zwischenfällen noch erinnert, ist zweifelhaft. Ist es schon eine sehr gewagte Sache, ein großer Mann in Deutschland zu sein — Goethe ist so ziemlich der Einzige, der seine Rechnung dabei gefunden —, wie viel mislicher steht es um das Denkmal einer deutschen Größe, wenn nicht ein solider Contract dessen Unterlage ist! Soll ich an den kläglichen Erfolg erinnern, mit welchem man

vor Jahren für ein Luther-Denkmal gesammelt hat? oder an die Hermanns-Statue, deren Bruchstücke seit zehn Jahren von Rost zerfressen und von Diebeshänden verschleppt werden? oder an das Standbild Lessing's, für welches die Pfennigbüchse gleichfalls seit vielen Jahren durch das Land geht? Indessen man schelte das deutsche Volk nicht, weil es keinen Gemeingeist und keinen Nationalsinn hat; der eine wie der andere sind unmöglich ohne das politische Vaterland, ohne den Staat. Allerdings unser ist zuletzt die Schuld, daß wir den Staat nicht haben, der andere Völker groß und stolz und frei gemacht hat; aber wir haben wenigstens zugenommen in der Erkenntniß unserer Schuld, und so gewiß wie der Geist es ist, der die Schicksale der Völker bestimmt, wir werden unsere historische Versündigung an uns selber tilgen.

Glücklicher als Hermann, Luther und Lessing hat Hahnemann in der Stadt Leipzig eine Patronin gefunden, deren Wort so gut ist wie Gold. Leipzig scheint sich's überhaupt angelegen sein zu lassen, für das Andenken bedeutender Männer einzutreten, welche keine eigentliche Heimat haben auf der deutschen Erde. Thaer hat meines Wissens ebenso wenig mit Leipzig gemein wie der Erfinder der Homöopathie, und wenn man gleichwol dem Einen wie dem Andern in der Pleißenstadt ein Denkmal setzt, so bin ich der Letzte, der den Leipzigern deshalb einen Eingriff in fremde Rechte vorwerfen würde; sicher aber ist es, daß jene löbliche Fürsorge für die Anerkennung deutschen Verdienstes immerhin auf noch würdigere Gegenstände hätte gewendet werden mögen. Oder wären die Namen Mendelssohn, Stein, Fichte, Hegel, List, wären sie nicht größer als die Namen Thaer und Hahnemann? Indessen wir wollen über solche Fragen keine Händel anfangen und uns dadurch noch weniger die Freude verderben lassen, daß unter den reichen Städten

Deutschlands wenigstens Eine ist, welche ihre eigene Ehre darin sucht, daß sie das Gedächtniß ausgezeichneter Landsleute ehrt, die nicht gerade ihren Bürgerbrief hatten oder angesichts ihres Glockenthurmes geboren wurden.

Die Steinhäuser'sche Statue Hahnemann's ist vermittels galvanoplastischen Verfahrens in Bronze geformt und so weit vollendet, daß sie binnen kürzester Zeit an ihren Bestimmungsort abgehen kann. Die Composition ist äußerst einfach, sitzende Figur mit einem aufgeschlagenen Buche auf den Knien, dem der feine Kopf des Greises — ohne Zweifel vollkommen bildnißtreu — mit sinnender Stirn zugewendet ist. Obgleich die Statue durch die sehr verwickelte galvanoplastische Behandlung, mit dem Modelle verglichen, vielleicht in manchen Einzelheiten verloren hat, so wird sie doch unzweifelhaft die beste Empfehlung der Goethe-Bildsäule sein, welche ihr hoffentlich binnen nicht gar langer Zeit nach Deutschland folgen wird.

Einer höhern Kunstsphäre angehörig und also der Entfaltung des künstlerischen Genius förderlich ist eine Reihe mythologischer und christlich-religiöser Figuren und Gruppen, welche in der Steinhäuser'schen Werkstatt theils bereits fertig dastehen, theils nur noch auf die letzte Hand warten. Ich nenne vorzugsweise eine gefesselte Psyche und eine Madonna mit dem Kinde, beide im höchsten Grade ausgezeichnet, jene zumal durch die Anmuth und Naivetät der Composition, diese besonders durch den Adel der Formen und den seelenvollen Ausdruck, welcher durch eine meisterhafte Drapirung des von einem leisen Lufthauche geschwellten Schleiers auf eine wunderbare Weise gehoben wird. In der Behandlung der Gewänder hat Steinhäuser es überhaupt zu einer Fertigkeit gebracht, welche schwerlich von irgend einem seiner Zeitgenossen erreicht wird. Der Marmor biegt und faltet sich unter seiner Hand wie ein geschmeidiger Seidenstoff, und

wenn es nicht gar zu nüchtern lautete, so würde ich sagen, daß Kleiderkünstler und Kleiderkünstlerinnen bei ihm in die Schule gehen könnten.

Das Prachtstück der Steinhäuser'schen Werkstatt ist ein Grabdenkmal, nach Nordamerika und für eine Familiengruft bestimmt. Die drei in der Blüte der Jahre gestorbenen Kinder, deren Andenken es gewidmet ist, sind, halb sitzend, halb liegend, im Todesschlafe eng aneinander geschmiegt. Die mittlere Figur, ein Mädchen, mit dem vollen frischen Reize der Jungfräulichkeit ausgestattet, hält mit der Rechten die jüngere Schwester umschlungen, während die Linke den kleinen Bruder umfaßt, dessen Kopf in süßem Schlummer auf ihrem Schoose ruht. Hinter den Kindern aber, und im Begriffe, ihre Stirnen zu berühren, steht ein Engel der Auferstehung, der sie erwecken wird zum ewigen freudigen Wiedersehen.

Ich habe nie ein Todtendenkmal gesehen, welches so rührend und so wohlthuend zur Seele spräche, wie dieses hier. Wie einfach der Gedanke, und in seiner Einfachheit wie genial! Die Grabsteine sind durchweg die schwächste Seite der Bildhauerei, der neuern nicht nur, sondern auch der mittelalterlichen und der antiken. Man gehe in die Museen, für welche die Friedhöfe der Vorzeit entweiht und geplündert worden sind, man durchwandere unsere Kathedralen, in denen sich Dynasten und Fürsten prunkhafte Monumente gesetzt haben, man steige in die Grüfte der Könige hinab, man durchforsche die unermeßlichen Nekropolen unserer Weltstädte, man besuche den Kirchhof der Residenz, der Handelsstadt oder des Dorfes, und überall wird man, neben Einem Grabstein von erträglicher Erfindung, hundert Monumente von haarsträubender Geschmacklosigkeit finden. Ein Denkmal vollends, welches einen schönen *Gedanken* in schöner Form wiedergibt, gehört zu den allergrößten

Seltenheiten in der Welt der Kunst. Auf dem ganzen ungeheuern Père-Lachaise z. B. würde man ein solches Monument wahrscheinlich vergebens suchen; ich wenigstens habe dort bei wiederholtem Besuche nur ein einziges Denkmal gefunden, welches auch nur dem Formensinn eine volle Genüge leistet, das Denkmal des Abelard und der Heloise. Einen einfachen Stein, der nichts Anderes sein will als der Träger einer Inschrift, lasse ich gern gelten, mit dem bescheidenen Wunsche jedoch, daß die Inschrift ausnahmsweise nicht gar zu albern sei. Gibt sich der Stein aber für ein Monument aus, dann erscheine er auch in einer dieser Rolle entsprechenden Gestalt, wenn er nicht verlacht und verachtet sein will. Als wahres Muster der monumentalen Possenhaftigkeit ist mir immer eine Combination erschienen, welche man in unzähligen Wiederholungen auf dem bereits genannten Père-Lachaise antrifft. Zwei Steine von gleicher Form stehen nebeneinander; sie bezeichnen das Doppelgrab eines Ehepaares. So weit ist Alles, wie es sein kann und wie es wo möglich sein soll. Aber aus dem obern Rande der Steine fahren zwei lange Arme hervor, die einander auf halbem Wege begegnen — es ist der Herr Epicier und Madame son épouse, die sich angesichts des gerührten Publicums über ihrem Grabe die Hände drücken.

Steinhäuser hat die drei schlafenden Figuren seiner Gruppe zugleich als Glaube, Liebe und Hoffnung symbolisirt. Die mittlere Figur charakterisirt sich selbst durch die liebevoll und schützend um die jüngern Geschwister geschlungenen Arme; die Schwester als Sinnbild des Glaubens hat ein Buch auf ihren Knien liegen; der Bruder hält als Emblem der Hoffnung eine Granatblüte in der Hand. Diese Allegorisirung trägt in meinen Augen nicht dazu bei, um die Gruppe zu heben, sie ist aber auf der andern Seite zu leicht und zu geschmackvoll angedeutet, als

daß die warme innige Natur derselben dadurch im mindesten überfröstelt würde.

Der Engel der Auferstehung scheint mir weniger gelungen, und ich würde ihn wenigstens nicht vermissen, wenn er fehlte. Ein wahrer Stein des Anstoßes aber ist mir das schwere Kreuz, welches er mit sich führt.

„Ich weiß es wohl, es ist ein Vorurtheil,
Allein es ist mir 'mal zuwider."

XXVI.

Die Sixtinische Capelle.

Wenn ein Maler die Sixtinische Capelle nennt, so geschieht es selten ohne eine Kopfbewegung der bewundernden Erinnerung, oder einen ausdrucksvollen Blick der Sehnsucht. Hohen Klanges geht jener Name durch die ganze Welt, die des Laienthums sowol wie die der Kunst. Wenn ich nun angesichts der Autorität der allgemeinen Stimme gleichwol das freimüthige Geständniß ablege, daß ich in der Sixtinischen Capelle vergebens eine Befriedigung irgend einer Art gesucht habe, so bin ich mir vollkommen bewußt, welchem Urtheile ich mich durch eine solche Erklärung preisgebe. Indessen, ich habe niemals den allermindesten Werth darauf gelegt, mich mit der geltenden Meinung abzufinden; es kommt mir vor allen Dingen darauf an, eine ehrliche eigene Meinung zu gewinnen, und indem ich sie mit möglichst geringer Rücksichtsnehmerei ausspreche, räume ich mit größter Bereitwilligkeit den Andern das nämliche Recht ein, welches ich den Meinungen der Andern gegenüber für mich in Anspruch nehme.

Die Sixtinische Capelle ist ein kleines, unansehnliches Bauwerk, welchem lediglich die Malerei seine künstlerische Bedeutung gegeben hat. Die Wände sind von verschiedenen namhaften Künstlern des fünfzehnten Jahrhunderts mit biblischen Bildern bedeckt; die Decke und die Mauer, an welche

sich der Altar lehnt, hat Michel Angelo ausgemalt, und die Werke dieses Letztern sind es, welche die päpstliche Hauscapelle zur Kaaba des Volkes der Künstler machen. Meine Verehrung für Michel Angelo und meine Bewunderung seiner vom Feuer des Genius belebten Hand ist zu lebhaft, als daß ich es für nöthig hielte, mich gegen den Verdacht des Vorurtheils oder der Undankbarkeit gegen ihn zu verwahren. Ich bezweifle auch keineswegs, daß die Fresken Michel Angelo's in der Sixtinischen Capelle, ungeachtet der kaum glaublichen Schnelligkeit, mit welcher sie ausgeführt sein sollen, des größten der italienischen Maler vollkommen würdig sind, und ich beklage um desto mehr, sie nicht genießen zu können.

Die Fresken der Decke sind mir ungenießbar durch eine ganze Reihe von Umständen, von denen jeder einzelne hinreichen würde, den Genuß zu verkümmern. Sie zerfallen in eine unzählige Menge von Abtheilungen, deren jede ein selbstständiges Bild enthält, und welche dergestalt ineinander hineingezwängt sind, daß das Auge Mühe hat, sie auseinander zu halten, daß der Blick durch die Menge und Mannichfaltigkeit der Stoffe von vorn herein verwirrt, ich möchte sagen übersättigt wird. Diese Decke ist eine überladene Tafel, auf welcher der Gast keinen Platz für seinen Teller findet. Jedes jener Bilder will ferner von seinem eigenen Standpunkte aus betrachtet werden, welcher nicht immer leicht zu finden ist mit steilrecht emporgerichtetem Blicke und peinlich gestrecktem Halse. Das körperliche Misbehagen, welches die nothwendige Stellung mit sich bringt, macht die Betrachtung zu einer Arbeit und verleidet die Kunstfreude, die mehr noch als jede andere Freude der Welt mit Bequemlichkeit genossen sein will. Endlich, die Höhe der Decke ist bei mäßigen Dimensionen der Figuren so beträchtlich, und das Licht der Capelle so schwach, daß für ein nicht ungewöhnlich scharfes Auge nur die stark markirten Partien der meisten Gemälde erkennbar werden.

Ein Künstler, welcher mit dem Drang und dem Entschlusse zu lernen in die Sixtinische Capelle tritt, mag alle jene Schwierigkeiten überwinden; wer aber eine Frucht sucht, nach welcher er nur die Hand auszustrecken braucht — und in Dingen der Kunst gehöre ich zu der Zahl —, der bleibe lieber draußen.

Auch das berühmte jüngste Gericht, welches die ganze Hinterwand der Capelle einnimmt, ist für mich keine Frucht, sondern ein Acker, der mühsam bestellt sein will. Das Gemälde zerfällt bei seiner ungeheuern Ausdehnung in eine große Anzahl von Gruppen, deren Zusammenhang mit dem gemeinschaftlichen Mittelpunkte vielmehr gefolgert sein will, als daß er sich erschauen ließe: daß ich es gerade heraussage, diesem Gemälde fehlt die dem vollendeten Kunstwerk unentbehrliche Einheit. Dazu kommt eine Kühnheit der Gruppirung, welche Verwickelungen mit sich bringt, deren Entwirrung eine anhaltende Anstrengung erfordert, um so mehr, als auch bei diesem Bilde die räumliche Höhe, das mangelnde Licht und die verblichenen Farben wesentliche Hindernisse des Verständnisses sind. Diejenigen Theile des Bildes, welche der Betrachtung am nächsten gerückt erscheinen, behandeln gerade die Gegenstände, die am wenigsten geeignet sind, den innern Sinn wohlthuend anzusprechen. Links am untern Rande der Altarwand die Auferstehung, rechts die Hölle. Es mag eine durchaus kirchliche Vorstellung sein, daß sich beim Tone der himmlischen Posaune die Erde öffnet und ihre Leichen und Gerippe zurückgibt, aber für die künstlerische Behandlung ist das Ekelhafte der allerunglücklichste Stoff. Ebenso entspricht die Versinnlichung der Höllenstrafen ohne Zweifel dem Dogma oder doch seiner herrschenden Auslegung, und außer Michel Angelo haben viele andere ausgezeichnete Künstler ihr Talent jener dogmatischen Auffassung dienstbar gemacht; meiner Meinung nach immer eine bedauernswerthe Selbstverleugnung der Kunst, um nicht zu sagen ein Selbstmord. Dem Dichter ist Manches

erlaubt, was sich der Maler unbedingt versagen muß, wenn er dem Wesen der Kunst nicht untreu werden will, nämlich der Schönheit. Wer das nicht fühlt, der wird es wenigstens mit dem Verstande begreifen lernen, wenn er bei Lessing in die Schule geht.

Den Tatarus kann man malen, die Hölle nicht. Sisyphus, der den Felsblock wälzt, die Danaiden, welche Wasser ins Sieb schöpfen, Tantalus unter den mit Früchten beladenen Zweigen, es sind freilich grausame Erfindungen, aber dabei doch wenigstens ästhetische Bilder. Wie soll man dagegen die Greuelscenen nennen, durch welche uns die sogenannte christliche Kunst die einstigen Strafen der Sünde veranschaulichen will! Ein gesundes Auge kann sich nur mit Widerwillen davon abkehren. Ich bin weit entfernt, den Dienst zu verkennen, welchen diese Schreckensbilder der kirchlichen Politik geleistet haben und noch leisten; mit dem göttlichen Geiste der Kunst aber haben sie nichts gemein.

XXVII.

Römische Gemäldegalerien und Natur-Bilder.

Eins der großartigsten und prachtvollsten unter den römischen Wohngebäuden ist der Palast der Familie Borghese. Ein innerer Säulenhof, auf drei Seiten von der Façade und den beiden Flügeln des Palastes eingeschlossen, läßt nach hinten, unter luftigen Bogengängen hindurch, die mit kolossalen Statuen geschmückt sind, die Durchsicht frei auf einen kleinen Garten, wo zwischen Rosen und Myrthen der blanke Strahl mehrerer Springbrunnen aus moos- und epheubewachsenen Schalen hervor im goldenen Sonnenlichte spielt. Ein stattlicher Pförtner, mit dem Stabe seiner Würde in der Hand und dem dreieckigen Tressenhut auf dem Haupte, schreitet feierlich auf und ab unter den Bogengängen. Unser Eintritt unterbricht seinen gemessenen Gang, er macht Halt, grüßt mit gewandter Höflichkeit und kommt unserer Frage zuvor, indem er uns den Eingang in das Museum weist.

Die Gemäldesammlung des Palastes Borghese gehört zu den größten und besten Privatgalerien in Rom; ihre Einrichtung ist musterhaft, und die Liberalität, mit welcher sie dem Publicum geöffnet wird, läßt nichts zu wünschen übrig. Indem ich von den Bildern derselben einige hervorhebe, wähle ich nicht die besten oder die berühmtesten aus, sondern vor-

zugsweise diejenigen, welche mich durch ihren Gegenstand oder durch ihre Behandlung am meisten angezogen haben.

Dieser schwarze fast unheimliche Kopf hier im ersten Zimmer ist das Bildniß Savonarola's. Er ist im Profil dargestellt, sodaß die jüdisch-gebogene Nase und der vorstehende Unterkiefer so stark wie möglich ins Auge fällt. Die Stirn ist durch die bis über die Brauen gezogene Kapuze völlig verdeckt, unter welcher das ascetische Auge mit einem seltsamen halberloschenen Feuer glimmt. Das ganze Gesicht hat einen mönchischen Charakter, in welchem der Ausdruck der doctrinären Schwärmerei vorherrscht. Zum Lenau'schen Savonarola fehlt diesem Bilde ein Zug der Innigkeit und der Liebe, ein Zug, der die Herzen gewinnt und erwärmt.

Petrarca, auch ein Profilbild und gleichfalls mönchisch einkapuzt, stellt sich sehr unbedeutend dar. Seine Laura — es scheint ein Originalporträt zu sein — wäre nicht die meinige gewesen; blond, kalt und steif, mit chinesischen Brauen über den halbgeschlossenen Augen, der vorherrschende Charakterzug ihres Gesichts eine widerwärtige Prüderie. Möglich, daß von den unliebenswürdigen Eigenschaften des Bildes mehr auf Rechnung der noch jungen Kunst zu setzen ist, als dem Originale zur Last gelegt werden darf; die Sonnette Petrarca's selbst legen indessen den Argwohn ziemlich nahe, daß das Weib, welches in den süßesten Reimen gefeiert ist, die je von Dichterlippen geflossen, daß dieses Weib wenig mehr gewesen sei als eine immerhin schöne, aber herzlose und raffinirte Kokette.

Einen wohlthuenden Gegensatz zu der gezierten Sprödigkeit der Donna Laura bildet die Anmuth und Milde der Maddalena Doni. Sie ist gleichfalls blond, die Formen ihres Kopfes sind wunderschön, das Gesicht aber ist etwas zu voll, und der Ausdruck der Sanftmuth und Weichheit ein wenig zu einförmig über dessen Züge verbreitet.

Wer aber ist jener Cavalier, der, die feine weiße Hand in die Hüfte gestemmt, zurückgelehnten Kopfes hochmüthig und blasirt aus dem Bilde herausschaut? Der Aristokrat, der Hofmann und der Haudegen sind in diesem Bilde wunderbar ineinandergeflossen. Das reine Oval des Gesichts, die durchsichtig weiße Haut, die hohe geistvolle Stirn, die stolze Adlernase, das große schwarze Auge machen den Eindruck der vollendeten männlichen Schönheit, der auch der röthliche Haar- und Bartwuchs keinen Eintrag thut. Aber der Schnitt des Mundes straft alle jene edlen Züge Lügen, und durch das tiefe Auge blickt man in den Abgrund einer verödeten Seele. Gleichwol, wehe dem Weibe, dem dieser Mann als Bewerber naht! Er heißt Cäsar Borgia.

Ich will hier zugleich mit einigen Worten des Bildnisses seiner Schwester gedenken, welches sich in der Galerie des Fürsten Doria befindet. Lucrezia Borgia erscheint als eine Frau, die den Dreißigen nahe ist, ohne daß man zu sagen wüßte, ob diesseits oder jenseits der Grenze. Die Form ihres Kopfes ist ganz männlich, und das Gesicht hat etwas vom Mönch und vom Mandarin. Um schön zu sein, ist sie viel zu fett, aber das Licht des Verstandes leuchtet von der Stirn und aus den Augen, und wer sich ein wenig auf die Physiologie der Gesellschaft versteht, der wird auf den ersten Blick sagen: es ist ein Weib, welches Race hat.

Zu den gepriesensten Bildern der Galerie Borghese gehört die Danae des Correggio. Sie liegt auf dem Lager und sträubt sich ein wenig gegen den geflügelten Diener des Zeus — er sieht leibhaftig aus wie ein christlicher Engel, — der ihr die Decke wegzieht. Ueber ihr schwebt die göttliche Wolke, und zwei allerliebste Amoren spielen, unbekümmert um Das, was neben ihnen vorgeht, zur Seite des Bettes. Die reizenden Körperformen der Danae verlieren sehr, wie mir scheint, durch die ungraziöse Lage und durch die blutlose Farbe, durch

die der Künstler wahrscheinlich den Schauer des Augenblicks hat ausdrücken wollen. Das ganze Bild macht auf mich keinen bedeutenden und noch weniger einen erfreulichen Eindruck.

Und siehe da, unser alter ehrenfester Lukas Kranach, der seinen sonst so tugendsamen Pinsel gleichfalls an einem sehr gewagten Gegenstande versucht. Es ist Venus mit einem Federbarett auf dem Kopfe und übrigens in ein Spinngewebe gekleidet. Das Gesicht der Liebesgöttin ist etwas verzwickt, aus den Formen und der Haltung des Körpers aber spricht die höchste Anmuth, die durch eine gewisse schamhafte Schüchternheit doppelt reizend wird. Der Amor neben ihr ist freilich kein Götterknabe, dafür aber ein allerliebster Bube, so frisch und lebendig, wie ihn die Frau eines reichsstädtischen Patriziers nur je aus der Wiege genommen hat.

Die oben erwähnte Galerie des Palastes Doria besitzt eine große Anzahl von Bildern, deren Kunstwerth gerühmt wird, ich finde indessen wenig Ansprechendes oder Ergreifendes darin. Die Herodias von Pordenone ist eine bedeutende Figur mit schönem Kopf, aber ohne einen Zusammenhang mit der Handlung; sie trägt den wunderbar edlen durchgeistigten Kopf des Johannes, wie sie eine Suppenschüssel tragen könnte. Die Dienerin hinter ihr, obgleich ebenso wenig dramatisch aufgefaßt wie Herodias selbst, ist dennoch ein viel lebensvolleres Bild, und ihr blasses Gesicht, ohne schön zu sein, zieht unwiderstehlich an.

Das Porträt Macchiavelli's ist mit großer Feinheit behandelt. Strenge und Ausdauer des Geistes, Spannkraft des Gedankens, unermüdlicher Forschersinn, sind die Eigenschaften, welche aus den scharf ausgeprägten aber unregelmäßigen Zügen Macchiavelli's sprechen. Ein Held ist dieser Mann nur auf dem Felde der Combination.

Johanna von Aragonien, von Rafael oder nach ihm gemalt, ist ein Paradestück im gemeinsten Stil. Die Königin

erscheint geschmacklos aufgedonnert, wie eine Würzkrämerin, die zum Hofball geladen ist.

Im letzten Zimmer der weitläufigen Galerie steht ein prachtvolles Bett, welches der Olympia Pamfili, einer berühmten Vorfahrerin des Hauses Doria, angehört haben soll. Es ist ganz so eingerichtet wie die heutigen italienischen Betten, zum Zeugniß, daß man hier Landes den Werth einer bequemen geräumigen Lagerstätte schon vor Jahrhunderten zu schätzen gewußt hat, zu einer Zeit, wo man bei uns noch nicht weit über die Bärenhaut hinausgekommen sein mochte. Die ganze Galerie ist übrigens mit kostbaren alten Möbeln und schwerseidenen hundertjährigen Vorhängen decorirt; ihre gesammte Einrichtung macht den Eindruck des gediegenen Reichthums und der echten Pracht, und nur der backsteinerne schlechtgehaltene Fußboden stimmt übel zu dem glänzenden Ganzen.

Für heute hatte ich der Kunst genug, und ich suchte das Freie. Der freundlichste Theil der unmittelbaren Umgebungen Roms ist derjenige, welcher sich vor der Porta del Popolo ausbreitet, sobald man die Art Vorstadt im Rücken hat, die (wenn ich nicht irre, ist sie überhaupt die einzige Vorstadt Roms, das nach allen andern Seiten hin mit seinen Thoren unmittelbar an das Gartengebiet und an die Campagna stößt) sich an die Porta del Popolo anlehnt. Einen Feldweg zur Linken der Straße einschlagend, gelangte ich an das Ufer der Tiber, welchem ich bis zum Ponte Molle auf einsamem Pfade folgte. Der in tief ausgewaschenem Bette jach daher schießende Strom, und jenseits desselben der mit prächtigem Pflanzenwuchs bekleidete Monte Mario mit seinen an steilen Abhängen reizend gelegenen Landhäusern machen ein Landschaftsbild, in welchem sich das Wilde und das Sanfte zu einer eigenthümlichen Gesammtwirkung verbindet. Zur Rechten ziehen sich Gärten hin, welche ausnahmsweise nicht mit endlosen und unübersehbaren Mauern eingefaßt sind, sondern mit

einem freilich dürren Zaun, über den hinweg der Blick frei in die Weite schweifen kann, über Landsitze und Parkanlagen und kleine Lustwäldchen — eine große Seltenheit hier zu Lande. Der Frühling stand im vollen Schmucke des frischen Grün, in welches manche bunte Blüten hineinspielten, und das eben von dem Roth der ersten Rosen erleuchtet wurde, die in reichen Büschen über die Umzäunung der Gärten herüberquollen. Dem Rückwärtsschauenden aber bot sich durch eine lange, schön decorirte Perspective hindurch ein herrlicher Blick auf Rom, die Tiber entlang, deren Ufer ein schmales, aber prachtvolles Stück der Stadt einrahmen.

Der Ponte Molle, vor Alters Pons Milvius geheißen, und unter diesem Namen bekannt als der Punkt, an welchem Konstantin mit der sichtlichen Hülfe des lieben Gottes über den Maxentius die Schlacht und das Reich gewann, der Ponte Molle hat einen ganz modernen Anstrich; nur die Pfeiler der Brücke scheinen theilweise alt, und die geringe Breite, welche sie mit den übrigen Tiberbrücken gemein hat, beweist, daß sie wenigstens nach antikem Plane gebaut oder wiederhergestellt ist.

Auf dem Rückwege, den ich am andern Flußufer auf einer guten mit Bäumen eingefaßten Straße, den Monte Mario entlang, nahm, hörte ich heftiges Pferdegetrappel hinter mir. Ich sah mich um und erblickte einen Mann von der päpstlichen Nobelgarde, auf einem Kutschpferde dahersprengend; Roß und Reiter waren einer des andern würdig. Zweihundert Schritt hinter dem guardia nobile folgte ein Gendarm, in gemessener Entfernung von ihm ein zweiter, dann ein sechs- oder achtspänniger Wagen von einer zahlreichen Reiterescorte umgeben. In dem Wagen aber saß ein Mann mit feistem lächelnden Antlitz, der große Aehnlichkeit zu haben schien mit einer Büste, die ich oft gesehen.

Es war eine Spazierfahrt, so prahlerisch und so lärmend, wie sie mir noch nicht vorgekommen. Louis Philipp, nach

sechs oder acht mal wiederholtem Angriff auf sein Leben, der König eines der mächtigsten und kriegerischsten Völker der Welt, umgab sich mit weniger militärischem Gepränge als jener Priester, welcher sich den Nachfolger Petri nennt, des Apostels, der mit einem Stabe in der Hand in Rom seinen Einzug gehalten. Was doch binnen einiger hundert Jahre aus den Leuten werden kann! Aus dem Apostel ein Papst, aus dem Prediger der menschlichen Gleichheit ein geistlicher König, aus dem Manne Gottes ein Mann — nun, ein Mann der despotischen Gewalt.

Mehrere Personen, welche dem in reißender Eile dahin klappernden, klirrenden, rauschenden Zuge entgegenkamen, gingen an demselben vorbei, ohne die mindeste Notiz davon zu nehmen, während die Etikette des Herkommens nicht weniger verlangt, als daß man sich vor dem vorüberziehenden Knechte der Knechte Gottes auf die Knie werfe. Mir fiel dabei ein Epigramm ein, welches die öffentliche Stimmung mit treffender Wahrheit ausdrückt:

Qual differenza c'è, Chichibio mio,
Fra l'ultimo Gregorio e il nono Pio? —
Un divario grandissimo ci ho scorto. —
Ed è? — Che questi è vivo,
e quegli è morto.

Zu deutsch: Der große Unterschied zwischen Gregor XVI. und Pius IX. besteht darin, daß der Eine todt und der Andere lebendig ist. In der That möchte es sehr schwer sein, auch nur einen einzigen Punkt ausfindig zu machen, in welchem die jetzige Regierungsweise Pius IX. von dem System bleiernen Drucks, der Corruption, der unbarmherzigen pfäffischen Rache abwiche, welches sein tödtlich verhaßter Vorgänger mit einer seltenen Consequenz zu handhaben verstand. Die volksmörderische Politik Gregor's XVI. forderte zuletzt die einstimmige Einsprache der Großmächte heraus, selbst der Fürst Metternich und der Zar Nikolaus drangen auf deren Milde-

rung, wiewol vergebens, wie denn der Despotismus dem Despotismus gegenüber immer schwach und feige ist und all sein Heldenthum zum Kampfe gegen die Freiheit aufspart. Die Politik des heutigen Papstes, obgleich sie der Politik seines Vorgängers ähnlich sieht wie ein Ei dem andern, scheint keinen Widerspruch von Seiten der Mächte mehr zu finden. Ist doch selbst Frankreich deren demüthiges Werkzeug.

Weise Leute sagen: es ist nicht die Schuld Pius IX., wenn er die Bahn verlassen, welche er im Beginne seiner Regierung eingeschlagen; das römische Volk selbst hat ihn durch seinen Undank, seinen Aufruhr dazu gezwungen. Davon ist so viel wahr, daß das weltliche Papstthum überhaupt nur durch Gewalt ferner aufrecht erhalten werden kann, durch eine Gewalt, deren Beistand der Inhaber des Stuhles Petri im Auslande suchen muß. Daraus folgt aber weiter nichts, als daß das weltliche Papstthum sich überlebt hat, und daß es nur wider das Recht der Geschichte und wider die Natur der Dinge gefristet werden kann. Das bloße Dasein des weltlichen Papstthums ist dessen erstes Unrecht, aus welchem alle andern Missethaten, Grausamkeiten und Widersinnigkeiten wie aus einer unerschöpflichen Quelle hervorfließen, die man vergebens zu verstopfen versuchen würde.

XXVIII.

Der Palast der Conservatoren.

Man mag wollen oder nicht, die müßigen Wanderungen durch die Straßen Roms endigen gewöhnlich auf dem Forum und dem Capitol. Das Forum, so oft ich es in den verschiedensten Stimmungen besucht, das Forum, ich sage es gerade heraus, hat mich jeder Zeit vollkommen kalt gelassen. Die sämmtlichen Ruinen des alten Rom — das Pantheon ist keine Ruine und das Kolosseum nehme ich aus — ich würde sie nicht vermissen, wenn über Nacht ein Erdbeben sie dem Boden gleich machte. Ich will nicht fragen, ob unser Wohlgefallen an formlosem Gemäuer, dessen ganzer Werth lediglich in seinem Alter besteht, ob der heute mehr als je in Blüte stehende Cultus der Ruinen überhaupt eine vernünftige Probe bestehen kann, ob er mehr ist als eine krankhafte Erscheinung der Ueberreiztheit und der Uebersättigung unserer Zeit. Ich werfe diese Frage nicht auf, weil ich sie nicht mit Sicherheit zu beantworten weiß. Bei dem entschiedensten Widerwillen gegen allen Reliquien- und Curiositätenkram kann ich mich einer gewissen Pietät gegen die Ueberbleibsel eines hohen Alterthums doch nicht erwehren, und ich mag nicht verhehlen, daß ich angesichts einer „schönen Ruine" manchmal geschwärmt habe gleich den Romantischsten unter meinen Zeitgenossen. Was man die Schönheit einer

Ruine nennt, wird aber in der Regel hauptsächlich eine Wirkung der Lage und der Umgebung sein. Daß die Schönheit zugleich auch an den Ueberresten der architektonischen Linien, Verhältnisse und Verzierungen haftet, ist wenigstens der seltenere Fall. Wo dieser Fall eintritt, wie z. B. beim Heidelberger Schlosse, da rechtfertigt sich das Wohlgefallen von selbst; es ist die Freude an einem wenn auch verstümmelten Kunstwerke, welches an jeder andern Stelle ebenfalls bewundert werden würde, das aber allerdings einen doppelten Reiz gewinnt durch die glückliche Lage in einer wundervollen Landschaft.

Ob die Ruinen des Forums eine selbsteigene Schönheit haben, darüber kann ich mit den Sachverständigen nicht streiten, denn Sachkunde gehört jedenfalls dazu, um aus diesen trümmerhaften Resten von Gewölben und Bogen und Säulen den Kunstwerth herauszufinden, der sich dem profanen Auge verbirgt. Ihrer Lage dagegen, das ist klar auf den ersten Blick, verdanken die Ruinen des Forums gar nichts. Sie sind vielmehr am ganz unrechten Platze im Bereiche einer Stadt, welche immer noch Ansprüche auf Lebenskraft und Gesundheit macht. Der Contrast zwischen den Trümmern des alten und dem übertünchten Elend des neuen Rom erregt viel weniger Interesse als Misbehagen, er beleidigt. Diese Trümmer verlangen als Gegensatz entweder einen echten Glanz oder eine ungeschminkte Barbarei. Die letztere würde ohne Frage die vortheilhafteste Folie abgeben. Brennt das neue Rom nieder und siedelt eine Nomadenhorde in den Ruinen des alten an, und ihr werdet sehen, wie dieselben im Nu hundert Ellen höher emporwachsen, und ihr werdet hören, wie die stummen Steine Sprache gewinnen, ihr werdet empfinden, wie von diesen kalten, feuchten Gewölben herab der Geist der Geschichte und der Poesie euch mit warmem, belebendem Hauche anweht. Das schlichte

Grabmal eines unbekannten Mannes in der einsamen Campagna von Rom spricht beredter zu der Phantasie als alle Tempelreste des Forums, und alle jene Säulen, die ihr mit eisernen Bändern und Klammern mühsam aufrecht erhaltet, künstliche Ruinen in einem andern, aber kaum einem bessern Sinne als diejenigen, mit denen ein Herr Torlonia und so mancher Andere arme Tropf von Millionär seine Gärten verunstaltet. Wenn einst Hirsch und Eber weidet unter den Triumphbogen der Kaiser, dann werden sie, epheubewachsen, zerbröckelt, majestätischer dastehen als — nicht etwa in ihrer heutigen Wurmstichigkeit, sondern majestätischer als an dem Tage, wo der siegreiche Imperator an der Spitze seines beutebeladenen Heeres zum erstenmal durch dieselben einzog.

Etwas unmuthig darüber, daß es mir nun einmal durchaus nicht gelingen wollte, dem Forum die anregende oder gar die erhebende Seite abzugewinnen, stieg ich nach dem Capitol hinauf. Droben auf der Galerie des Glockenthurmes versöhnte ich mich zwar nicht mit dem Forum, das sich aus der Vogelperspective gesehen unscheinbarer ausnimmt als je, aber doch mit Rom überhaupt. Nächst der Kuppel der Peterskirche ist der Thurm des Capitols der günstige Standpunkt zum Ueberblick über die Stadt und deren Umgebung. Es ist eine Feierlichkeit und Würde in diesem Bild, welche eine gewisse Ehrfurcht erzwingt. Und welcher Reichthum der Einzelheiten, welche Mannichfaltigkeit der Gegenstände, von denen jeder einen langen Blick fordert und lohnt! Sicherlich, das Reizendste, was Rom zu bieten hat, das sind diese großen Architecturbilder, welche sich unmerklich in die wunderbarste aller Landschaften verlaufen.

Der Rückweg führte mich an der Thür des Palastes der Conservatoren vorüber, und ich trat ein, viel mehr von meinem Pflichtgefühl als Reisender getrieben, als von Neugier oder Wissensdrang, denn ich war durch Gelesenes und Gehörtes

gegen die in diesem Gebäude befindlichen Sammlungen voreingenommen. In der That treten dieselben neben den andern römischen Museen gar sehr in den Schatten, man findet darin aber doch mancherlei Gegenstände, die ein lebhaftes historisches Interesse in Anspruch nehmen. Dahin rechne ich zunächst ein im Hofe des Hauses unter allerlei Kunstgerümpel aufgestelltes marmornes Gefäß, welches lange als öffentliches Fruchtmaß gedient hatte, ehe es an seiner einfachen Inschrift als die Aschenurne der Agrippina erkannt wurde, der Frau des Germanicus, deren Gestalt in der Reihe der großen römischen Weiber mit so stolzem Glanze hervorleuchtet. Einige Schritte davon entfernt stehen die Statuen zweier barbarischen Könige — der Gesichtsbildung nach sind es ohne Zweifel Slawen — welche mit abgehauenen Armen im Triumphe aufgeführt worden sind. Sie hatten, heißt es, einmal besiegt und unterworfen, bei günstiger Gelegenheit von neuem zu den Waffen gegriffen. Wir wissen indessen, daß die Römer eines solchen Vorwands gar nicht bedurften, um mit empörendem Barbarenübermuth gegen besiegte Feinde zu wüthen. Von echter Großmuth, von ritterlicher Art und Sitte trifft man in der politischen und militärischen Geschichte Roms kaum eine Spur. Der öffentliche Charakter der Römer war nicht blos brutal und grausam, sondern er hatte sogar eine starke Ader von Gemeinheit. Wie wäre es sonst möglich, daß Geschichtschreiber und Dichter dem Scipio ein beinahe übermenschliches Verdienst daraus machen, daß er jenem spanischen Häuptling die Braut unversehrt zurückgegeben, die das Schicksal des Krieges in seine Gewalt gebracht hatte? Ich hasse die Römer noch mehr als ich sie bewundere!

In einem zweiten kleinern Hofe befinden sich, in die Mauer eingelassen, mehrere ungewöhnlich große Basreliefs mit Darstellungen aus dem Leben des Marc Aurel. Diese Arbeiten sind an sich nicht bedeutend zu nennen, aber sie geben

anziehende Scenen aus dem Gebiete der römischen Staats-actionen und überraschende architektonische Ansichten von einigen der prachtvollsten Punkte der kaiserlichen Stadt. Eins der Bilder zeigt uns den Marc Aurel im Triumphzuge. Der philosophische Kaiser, steif dastehend auf dem engen niedrigen Siegeswagen, macht eine Figur von zweifelhafter Majestät, und mich dünkt, daß die Triumphzüge überhaupt sich in den Beschreibungen der Alten und in unserer Vorstellung besser ausnehmen, als sie sich in der Wirklichkeit dargestellt haben. Jener auf der Achse rumpelnde zweirädrige Karren konnte nimmermehr ein vortheilhaftes Piedestal für die Feldherrn glorie sein, sodaß sich schwer begreifen läßt, warum der Triumphator bei der Siegesfeier aus dem Sattel des stolzen Schlachtrosses in dieses kleinliche Fuhrwerk herabstieg, welches ihn kaum um eines Hauptes Länge über den Troß der Begleiter und der Zuschauer erhob. Der Siegesaufzug, in welchem Titus an dem ihm gewidmeten Ehrenbogen abgebildet ist, läßt den triumphirenden Kaiser aus den nämlichen Ursachen ebenso wenig vortheilhaft erscheinen, wie es auf dem Capitol mit dem Marc Aurel der Fall ist. Das Ungewohnte der Stellung, die gezwungene Haltung, welche der Wagen dem Triumphator auflegte, und die allzu große Nähe der neugierigen, zudringlichen Umgebung mußten in der That auf der stundenlangen Fahrt zu einer wahren Pein werden, in welcher Würde und Wirkung nothwendigerweise verloren ging.

Unter der Führung eines tauben und unwissenden Custos durchwanderte ich die Gemächer des Hauses, in denen Gemälde, Bildhauerarbeiten und Curiositäten ziemlich planlos aufgestellt sind. Einer der Gegenstände, welche vorzugsweise ins Auge fallen, ist das eherne Sinnbild Roms, die den Romulus und Remus säugende Wölfin, welches in dem Tempel der beiden Gründer der Stadt aufgefunden worden ist. Die Gruppe soll dem ersten Jahrhundert der Republik angehören, und

wenn diese Angabe richtig ist, so enthält sie die beste Widerlegung der gewöhnlichen Behauptung von der völligen Unerfahrenheit der ältesten Römer in Sachen der Kunst, mit Ausnahme freilich der Architektur. Die Wölfin ist allerdings etwas roh gearbeitet, aber überaus lebendig aufgefaßt, voll Charakter und Ausdruck. Die Kinder unter ihr sind moderne Zuthat, da die echten Romulus und Remus verloren gegangen. Das harte Geschlecht der Säuglinge der Wölfin ist ja gleichfalls abhanden gekommen, und die, welche man jetzt in Rom deren Nachkommen nennt, sie sind Findlinge, welche man mit Weihwasser aufgezogen hat.

Der Erzbüste, welcher man den Namen des L. Junius Brutus beigelegt hat, wird diese Bezeichnung streitig gemacht. Mit welchem Rechte, weiß ich nicht zu sagen, jedenfalls aber ist dieser Kopf jenes großen Namens würdig, und ohne alle Frage ein Porträt. Die großen Züge des Gesichts sind von einem ehrfurchtgebietenden Ernst, der Mund zeugt von einer furchtbaren Entschlossenheit, die Brauen sind unerbittlich wie das Schicksal; dabei nicht die mindeste Uebertreibung des Ausdrucks, eine überraschende Naturwahrheit in jedem Zuge. Nochmals, wenn nicht das Bildniß des Brutus, so ist es doch das eines dem Brutus ebenbürtigen Mannes.

Alcibiades trägt in dem Palaste der Conservatoren eine edlere Miene zur Schau als mancher anderer Orten; er ist weniger fett, als man ihn sonst dargestellt sieht, aber immer ziemlich dickhalsig und überhaupt einem Ideale männlicher Schönheit wenig ähnlich. Neben ihm eine Sappho mit breitem, gemeinem Gesichte, wie das eines aus Holz geschnitzten Posaunenengels, ohne eine Spur der Aehnlichkeit mit den pikanten Köpfen, welche man im capitolinischen Museum und in Florenz mit demselben Namen bezeichnet. Sehr möglich, daß die einen mit der lesbischen Dichterin ebenso wenig gemein haben wie der andere, sintemal es nicht allzu wahr-

scheinlich ist, daß Sappho bei ihren Lebzeiten eine Rolle gespielt, welche die Welt nach dem Besitze ihres Bildnisses lüstern gemacht. Noch weniger möchte ich mich für die Treue der Büste des Diogenes verbürgen, bei der offenbar der sokratische Typus zum Vorbilde gedient.

Ein merkwürdiges Stück der Sammlung ist ein kleines, kaum einen Quadratfuß haltendes Marmorrelief, welches in sehr feiner sauberer Arbeit den Salomonischen Tempel darstellt. Mein Führer versicherte, daß dieses Relief auf dem Forum gefunden sei, eine Behauptung, deren Wahrheit ich keine Gelegenheit hatte weiter nachzuforschen. Ist es wirklich eine antike Arbeit, und demnach ohne Zweifel wahrheitstreu, so ist es mit der Baukunst der Juden durchaus nicht so übel bestellt gewesen, wie man aus den Schilderungen der alten Hebräer schließen möchte, deren endlose und kleinliche Details mir wenigstens immer ein ziemlich chinesisches Bild vom hierosolymitischen Tempel gegeben haben, welcher überdies in dem ganzen Alten Testamente so ziemlich als das einzige G e b ä u d e aus der Mitte von Hütten und Zelten und Höhlenwohnungen heraustritt. Auf dem Relief, von welchem ich rede, erscheint der jüdische Tempel als ein wahrhaft großartiges Bauwerk, mit reicher und geschmackvoller Gliederung und in seinen Formen von dem classischen Stile nicht beträchtlich abweichend. Wer sich das Verdienst erwerben will, diesen Riß mit der alttestamentarischen Beschreibung zu vergleichen, dem werde ich meinestheils nicht vorgreifen.

Auch die dem Namen nach allgemein bekannte capitolinische Chronik wird im Palast der Conservatoren aufbewahrt. Diese Fasti capitolini sind ein in weißen Marmor gehauenes Verzeichniß der Consuln und einzelner wichtiger Begebenheiten, welche sich während der Amtswaltung derselben — Regierung ist in der Anwendung auf die römischen Consuln ein ganz ungeeignetes Wort — zugetragen haben. Das Verzeichniß

der Namen ist, da manche Tafeln fehlen, andere nur in Bruchstücken vorhanden sind, lückenhaft, das Verzeichniß der Begebenheiten äußerst mager, nichtsdestoweniger aber bilden die Fasti capitolini eine sehr wichtige Quelle der römischen Geschichte, der lehrreichsten aller Geschichten der alten und neuen Zeit. Für den vollständigen Livius gebe ich alle die Hunderttausende von Büchern, welche der Khalif Omar in Alexandrien nicht verbrannt hat. Und früher oder später werden wir des ganzen Livius doch noch habhaft werden, und sollten wir ihn aus den Eingeweiden von Herculanum hervorholen.

Die capitolinischen Tafeln sind in neuern Zeiten bis auf die heutigen Tage fortgeführt worden. Man muß nämlich wissen, was freilich wol nicht einmal jeder Römer weiß, daß es in Rom immer noch, wenn nicht Consuln — ich konnte es nicht mit Sicherheit ermitteln — doch wenigstens Senatoren gibt, welche sich als Nachfolger der Appier und der Scipionen geberden und mit heldenmüthiger Verachtung des verdienten Hohngelächters ihre Namen neben die Namen von Männern setzen, welche sich schwerlich dadurch besonders geehrt fühlten, daß der Gesandte des Pyrrhus sie mit Königen verglich. Der heutige Senat ist eine städtische Behörde, welche einige Aehnlichkeit mit einer Bürgermeisterei haben würde, wenn sie nicht, ohne alle Betheiligung der Stimmen der Bürger, lediglich durch die Regierung eingesetzt würde, und wenn sie nicht überdies bei der Ausübung ihrer geringfügigen Befugnisse auf Schritt und Tritt an die Willensmeinung derselben gebunden wäre. Um nichts zu verschweigen, füge ich hinzu, daß es indessen noch ein Gebiet gibt, auf welchem der Senat nach seinem Ermessen zu schalten scheint, nämlich bei der Feststellung der Brottaxe. Das desfalls allmonatlich erlassene Edict beginnt mit der pomphaften Formel: Senatus Populusque Romanus, Worte, welche an solcher Stätte natür-

lich nicht blos den Senator, der sie niederschreibt, sondern auch jeden römischen Bürger, der sie liest — und versteht — mit einem ganz besondern Hochgefühl erfüllen müssen. Auch gegen die herrenlosen Hunde pflegt der Senat von Zeit zu Zeit durch Proclamationen einzuschreiten, von deren Wirkung ich indessen, die Wahrheit zu gestehen, nicht das Geringste wahrgenommen habe. Der römische Senat steht übrigens natürlich viel zu hoch, als daß er sich von dem Ungehorsam der Hunde und der gegen dieselben aufgebotenen Häscher anfechten lassen sollte, und er weiß sich über den Nichtvollzug seiner Verordnungen mit einer Ruhe und Seelenheiterkeit hinwegzusetzen, die sich nur mit der stummen Würde vergleichen läßt, mit welcher seine Vorgänger einst die siegreichen Gallier in Rom einziehen sahen.

XXIX.

Villa Albani und Prinz Heinrich von Preussen.

Ein junger Römer verschaffte mir eine Einlaßkarte für die Villa Albani und erbot sich mit italienischer Gastfreundlichkeit, mich zu begleiten. Der Besitzer der Villa hatte aus Artigkeit die mehr oder weniger lästigen Bedingungen gestrichen, welche durch den gedruckten Text der Karte den Besuchern auferlegt worden, und unter denen das Anfahren zu Wagen obenan steht, eine Vorschrift, welche die Eigenthümer mehrerer sehenswerther Landhäuser in der Nachbarschaft Roms eingeführt haben, um den Zudrang der französischen Soldaten abzuhalten, deren Dienste sich der römische Adel ganz gern gefallen läßt, deren Personen aber bei ihm ebenso wenig beliebt sind als beim Volke. Timent Danaos et dona ferentes; und mit der Furcht Hand in Hand geht der Haß, der sich wo möglich in das Gewand der Geringschätzung ob der rohen militärischen Sitten kleidet.

Wir gingen also zu Fuß. Unmittelbar vor dem Thore liegen einige ansehnliche Landhäuser in Trümmern; Zerstörungen der Revolution, wie man sie in den Umgebungen Roms nicht ganz selten findet, und deren Zweck man nicht immer einsieht. Mein Begleiter wollte wissen, daß es lauter

Maurer und Zimmerleute gewesen, die im angeblichen Interesse der Vertheidigung Roms diese und ähnliche Verwüstungen angerichtet, um sich Arbeit und Verdienst beim Wiederaufbau zu verschaffen. Aber mein Begleiter war ein Nobelgardist des Papstes und also wol kein classischer Zeuge gegen die Revolution. Jedenfalls würden sich jene Leute, dem bisherigen Erfolge nach zu urtheilen, entschieden verrechnet haben, denn man hat noch nirgends Miene gemacht, die zerstörten Gebäude wieder herzustellen, und ich zweifle, ob jemals eine Hand dazu in Bewegung gesetzt werden wird. Rom, scheint mir, wird in Zukunft überhaupt wenig Neubauten sehen, dafür aber desto mehr neue Ruinen.

Beim Eintritt in die Villa Albani — Villa heißt nicht das Landhaus, sondern das ganze ländliche Besitzthum; das Landhaus wird Casino genannt — hat man einen überraschenden, unvergleichlichen Blick. Die Villa selbst, Rom, die Campagna, das nahe Sabinergebirge und der ferne schneeglänzende Apennin fließen zu einem zauberischen Gemälde zusammen. Der Versuch einer Einzelschilderung würde vergeblich sein und der Gesammteindruck läßt sich nicht anders wiedergeben als durch die Worte: Groß und mächtig.

Die Villa ist in einem ziemlich verwahrlosten Zustande, aber sie hat malerische Partien. Die steifen Taxushecken, vergilbt und anbrüchig, der bemooste Rasen, die grasbewachsenen Wege scheinen Zeugniß abzulegen von der Entmuthigung oder der Verarmung des Eigenthums — also gegen die Revolution. So wenigstens deutete sie der Nobelgardist. Hatte man doch auch an dieses Landhaus hier bereits Hand gelegt, und wurde es doch blos durch einen Zufall gerettet. Und wer weiß, was das nächste Jahr bringt.

Das Landhaus der Villa Albani ist hübsch von außen, aber unwohnlich eingerichtet, wie denn der Comfort in Italien selbst für die reichsten Familien zu den unbekannten Dingen

gehört; man ist dort ärmer als bei uns an häuslichen Bedürfnissen und also reicher an den Bedingungen der persönlichen Unabhängigkeit — an den Bedingungen, aber nicht an dem Resultat. Statt der luxuriösen oder doch wenigstens bequemen Einrichtung besitzt die Villa indessen eine Antikensammlung, welche hinreichen würde, eine Hauptstadt mit einem Museum auszustatten, das im Stande wäre, einen namhaften Rang in der Welt zu behaupten. Das Haus selbst ist mit Kunstsachen aller Art angefüllt, aber zu klein, um die vorhandenen Schätze alle zu bergen, für welche man deshalb im Garten noch eigene Galerien und Hallen gebaut hat. Mein junger Römer nöthigte mich leider, im Laufe durch die Sammlung hindurchzugehen, und der stillschweigende Vorbehalt eines zweiten Besuches, den ich mir bei diesem Höflichkeitsopfer machte, ist leider nicht zur Erfüllung gekommen.

Einige der Stücke, welche mir vorzugsweise ins Auge fielen, sollen indessen nicht unerwähnt bleiben. Hier die Büste des Aesop, das einzige Bildniß des Fabeldichters, welches wir haben — eine elend verkrüppelte Gestalt, aber ein von Geist und Gedanken strahlender Kopf, ohne die mindeste Andeutung des boshaften Zuges, welcher in der Miene von Leuten dieser Art so oft mit dem Ausdrucke des Witzes zusammenfließt. Die hiesige Büste der Sappho ist der florentinischen sehr ähnlich, aber schöner, mit trotzigen, herausfordernden Lippen. Ein kleiner metallener Apollo wird dem Praxiteles zugeschrieben. Der untere Theil der Figur ist etwas schwer, ja beinahe plump, der Oberkörper dagegen höchst reizend; vielleicht etwas zu weich, zu weiblich. Dagegen jener Antinous im Relief — pfui Teufel über den elenden Bauerlümmel!

Die Büste des Caracalla, die in keiner italienischen Sammlung fehlt, kommt in der Villa Albani zwei mal vor. Immer derselbe seitwärts gewendete Kopf, derselbe tückisch von unten herauf schielende Blick, immer derselbe Ausdruck der

boshaftesten, grausamsten Bestialität, mit welchem je ein menschliches Antlitz gebrandmarkt worden ist. Ich sehe dieses Gesicht nie an ohne einen geheimen Schauder. Wenn ein solches Scheusal unsers Gleichen ist, können wir noch glauben an den göttlichen Ursprung und Stempel unserer Natur? Und mit einem solchen Gesichte setzte sich der Kaiser Caracalla hin und ließ sich porträtiren, und sein Porträt vervielfältigen mehr als irgend einer seiner Vorgänger und Nachfolger, selbst den Septimius Severus kaum ausgenommen, den in sein eigenes Bild allem Anschein nach verliebtesten aller Cäsaren! Wenn Caracalla halb so klug gewesen als er schlecht war, er hätte den bloßen Versuch, sein Conterfei zu machen, als das schwerste aller Majestätsverbrechen behandelt. Ja er hätte bei einigem Verstande im Interesse seiner Eigenliebe und seiner Sicherheit wahrscheinlich das System der Prävention durch die Erfindung des „entfernten Versuchs zum Hochverrath“ vollendet, welche in Folge seines Versäumnisses dem Genius der Jurisprudenz unserer Tage vorbehalten geblieben ist.

Auf dem Heimwege erfuhr ich gesprächsweise von meinem Begleiter, daß der Prinz Heinrich von Preußen zwanzig und mehr Jahre in dem Hause seiner Aeltern gelebt habe, und daß er dort gestorben sei. Ohne auf unbedeutende prinzliche Existenzen irgend einen Werth zu legen, fragte ich den Verhältnissen jenes Mannes weiter nach, und man gab mir in aller Unschuld Antworten, aus denen sich manche pikante Schlüsse auf die Verhältnisse ziehen ließen, die den Prinzen Heinrich während der zweiten Hälfte seines Lebens in Italien festgehalten. Doch davon ist hier nicht der Ort zu reden. Ein paar Züge aus dem Sonderlingsleben des Prinzen mögen indessen hier am Platze sein.

Während der letzten zwanzig Jahre verließ er das Zimmer und das Bett nicht mehr. Außer seinem Diener durfte Niemand zu ihm als die Großmutter und die Mutter meines

jungen Gewährsmannes und die Kinder der Letztern. Nur für die Kaiserin von Rußland wurde bei ihrem Besuche in Rom eine Ausnahme gemacht. Der Prinz war indessen nichts weniger als abgestorben für geistige Interessen, noch stumpf für sinnliche Genüsse; er las vielmehr den ganzen Tag, und hielt vortreffliche Mahlzeiten, die regelmäßig und allem Podagra zum Trotz, reichlich mit Champagner befeuchtet wurden. Bei einem entschiedenen Mistrauen und selbst Widerwillen gegen die Aerzte behandelte sich der Prinz in Krankheitsfällen selber durch allerlei wunderliche Mittel. Zuweilen verschrieb er sich eine Flasche Rum. Als er, hoch in Jahren, zuletzt von einer ernstlichen Krankheit befallen wurde, glaubte man ihm gleichwol vorschlagen zu müssen, einen Arzt rufen zu lassen. Der Vorschlag erschreckte ihn, aber er willigte ein. Einige Minuten später erschien Barone, der ausgezeichnetste Arzt in Rom, ging in das Krankenzimmer, kam aber unmittelbar wieder heraus mit den Worten: Ich bin überflüssig; lassen Sie den Geistlichen und den Gesandten rufen, er ist todt.

Meine Frage nach Grund oder Ungrund des Gerüchtes vom Uebertritt des Prinzen zum Katholicismus beantwortete der junge Mann mit der bestimmtesten Verneinung; das Gerücht könne lediglich dadurch entstanden sein, daß der Prinz eine jährliche Summe für die Armen seines Kirchspiels ausgeworfen und deren Vertheilung dem Geistlichen anvertraut. Die Familie, bei welcher er lebte und starb, bezieht eine monatliche Pension von 30 Scudi vom preußischen Hofe; hätte der Prinz ein Testament gemacht, meinte der Nobelgardist, die Seinigen würden sich besser dabei gestanden haben.

XXX.

Der Zusammenhang der Zeiten.

Ich würde die Unwahrheit sagen, wenn ich so vielen andern Reisenden nachspräche, daß mir aus den altrömischen Trümmern ein dramatisches Bild des antiken Lebens aufgegangen sei. Damit jene formlosen Ueberbleibsel eine solche Wirkung ausüben, muß man entweder mit mehr schöpferischer Phantasie, als mir zu Gebote steht, oder mit dem vorgefaßten Beschlusse sich selbst zu belügen, an dieselben hinantreten. Eine Seite des Tacitus lehrt mich von dem kaiserlichen Rom mehr kennen als alle Ruinen, welche den palatinischen Berg und das Forum bedecken; eine Epistel des Horaz gibt mir eine lebendigere Vorstellung von Dem, was die weltbeherrschende Stadt war, und was in den Palästen, auf den Marktplätzen und in den Theatern derselben vorging, als Alles, was mir der Alterthümler heute noch an Ort und Stelle zeigen und auslegen kann.

Wenn der Augenschein aber meine Vorstellungen vom alten Rom weder wesentlich erweitert, noch berichtigt, noch bereichert, so verdanke ich ihm dagegen ein Verständniß des Zusammenhanges zwischen der alten und der neuen Welt, welches mir bis dahin durchaus abgegangen war. In der gewöhnlichen Auffassung — denn ich glaube in diesem Falle aus allerlei Gründen von mir auf Andere schließen zu dürfen — liegt zwischen dem Alterthume und der Neuzeit eine ungeheure Kluft, über welche die Geschichte unsers Geschlechts

nur auf schwankenden Stegen herübergelangt ist. Auf Stegen, die hinter ihren letzten Fußtritten in den bodenlosen Abgrund versunken sind. Was wir durch den Nebel vieler Jahrhunderte hindurch jenseits dieses großen Spaltes der Zeit erblicken, es kommt uns vor wie die Erscheinung aus einer andern Welt. Unsere Logik muß einen Anlauf nehmen, um zu der vollen Erkenntniß zu gelangen, daß das Jenseits sich zu dem Diesseits doch nur verhalte wie die Prämisse zum Schluß, wie das Gestern zum Heute; daß unsere Civilisation sich auf den Trümmern jener ehemaligen Cultur aufgebaut hat; daß wir die Söhne jener Väter drüben sind und daß wir die Erbschaft derselben in Fleisch und Blut mit uns umhertragen. Rom ist geeigneter als irgend ein anderer Punkt in der Welt, um jene Erkenntniß zum vollen Bewußtsein zu steigern, um uns die Folge und den Zusammenhang der Schicksale unsers Geschlechts nicht blos einleuchtend, sondern sogar handgreiflich zu machen. Mit der Geschichte Roms von Jugend auf vertraut, findet man in jedem Ueberbleibsel des Alterthums einen sinnlichen Haltpunkt für die geistige Vermittlung der Zeiten. Was das Capitol einst gewesen, als Burg, als Nationalheiligthum, als Staatsgebäude, muß ich freilich aus dem Livius herauslesen, und die sorgfältigste Betrachtung der heutigen Ueberreste des Monumentes wird schwerlich auch nur eine einzige beschreibende oder erzählende Zeile des großen Geschichtschreibers aufwiegen. Aber indem ich an die Grundmauern des Capitols herantrete, hilft mir der sinnliche Eindruck über Jahrtausende hinwegschreiten, der unermeßliche Zwischenraum des Damals und Jetzt schrumpft wunderbar zusammen, der heutige Augenblick ist in unmittelbare Berührung gebracht mit der Vorzeit, deren Denkmal vor mir steht.

Solcher Denksteine finden wir in Rom eine Menge beinahe aus jedem Jahrhundert der großen Geschichte, die über diesen Boden hinweggegangen ist, und allmälig baut sich für

uns eine feste Brücke aus derselben auf, über welche die Einbildungskraft vom Ufer der Gegenwart bis an das fernste Ufer der Vergangenheit bequem lustwandeln mag. Unter diesem Bau verschwindet der Abgrund der Geschichte unsers Geschlechts. Dieser Bau, zu welchem ein jedes Menschenalter seinen Quader geliefert hat, ist ein stummer Zeuge von der Continuität der Zeiten. Das Vormals greift thatsächlich herüber in das Jetzt, das Eine ist mit dem Andern durch eine Unzahl von Zwischengliedern verwachsen, die sich an einander dergestalt anreihen, daß es hier und da unmöglich ist, die Uebergangspunkte zu bezeichnen. Oft haben die Namen der alten Einrichtungen gewechselt, während ihre ursprüngliche Bestimmung beibehalten ist; zuweilen hat das Umgekehrte stattgefunden, und manchmal ist Bezeichnung und Zweck, Form und Wesen der Dinge seit zweitausend Jahren ziemlich unverändert geblieben.

Das Letzte gilt, abgesehen etwa von den Namen, im vollsten Sinne des Worts von einer Anzahl alter Tempel, welche auch gegenwärtig noch dem Cultus dienen. Die alten Götter sind hinausgetrieben, ihre Altäre sind von christlichen Heiligen in Besitz genommen, im Uebrigen aber hat sich der Sache nach wenig oder nichts geändert. Die Blutsverwandtschaft des Katholicismus mit dem alten Heidenthum offenbart sich hier zu Lande durch tausend handgreifliche Zeichen. Die mythologischen Figuren, welche man unter dem Namen von Engeln oder Heiligen seit unvordenklichen Zeiten in so manchen italienischen Kirchen verehrt, diese getauften Götzen sind ein sprechendes Sinnbild der Umwandlung des alten Glaubens in den neuen. Die Theorie des Dogma ist unter der Hand der Kirchenväter und Concilien freilich eine andere geworden, die Formen des Cultus aber, und mit ihnen die Glaubensvorstellungen der Menge sind in ihren wesentlichsten Zügen geblieben, was und wie sie ehemals waren.

Das Heidenthum schwitzt dem römischen Katholicismus aus allen Poren. Die Heiligenbilder z. B. haben heut zu Tage ganz die nämliche Bedeutung wie die Götterstatuen vor Alters. Streng dogmatisch genommen ist die eine wie das andere ein bloßes Sinnbild; der Gott wohnt auf dem Olymp wie der Heilige im Himmel. In der Vorstellung des großen Haufens aber, dem nicht selten der Priester selber angehört, macht sich die Sache anders. Die himmlische Natur des unsichtbaren Wesens geht durch ich weiß nicht welchen geheimnißvollen Proceß über auf das körperliche Symbol; die bemalte Leinwand wird zum persönlichen Heiligen, der Marmorblock wird zum leibhaftigen Gott.

Es ist nicht zweifelhaft, daß der menschlichen Natur eine starke Hinneigung zu solcher groben Versinnlichung der Idee des Göttlichen innewohnt. Der Hausheilige des Russen, der von seinem Verehrer nach Umständen durchgeprügelt wird; der Lumpenbündel, den der Schamane anbetet; das goldene Kalb der Juden; das die Augen bewegende Marienbild, vor dem sich der Italiener auf die Knie wirft — sie gehören der nämlichen Ordnung der Dinge an, sie sind alle aus dem Verlangen nach einer leibhaftigen Gottheit entstanden. So natürlich nun aber dies Verlangen immerhin in einem gewissen Sinne sein mag, ebenso entwürdigend wirkt fast immer seine gewohnheitmäßige Befriedigung. Für Moses und Mohammed gibt es keine größere Sünde als den Götzendienst, den der letzte zumal durch eine unbarmherzige Strenge der Verbote innerhalb seiner Glaubensgenossenschaft bis auf die letzte Wurzelfaser ausgerottet und für alle Zeiten so gut wie unmöglich gemacht hat. Wenn die Stifter des Christenthums bei ihren Vorkehrungen gegen jene Ausartung des Glaubens weniger durchgreifend zu Werke gingen, so geschah es vielleicht hauptsächlich deshalb, weil das Judenthum, welches die Voraussetzung und den Grundstock der neuen Lehre bildete, die

Hinneigung zum Götzendienst damals bereits völlig in sich überwunden hatte. Diese Zuversicht nun, oder diese Sorglosigkeit, oder diese Fehlrechnung hat sich schwer bestraft. Bei dem Volke Israel fand das Evangelium aus sehr einfachen Gründen den wenigsten Eingang, anstatt Jerusalems wurde Rom die Centralstelle des Apostolats. Die aus dem Salomonischen Tempel hervorgegangene Lehre wurde mit dem im Pantheon herrschenden Geiste geschwängert, und statt des kosmopolitisch reformirten Jehovahglaubens, den man uns zugedacht, erhielten wir ein jüdisch gefärbtes Heidenthum.

Das heidnische Römerthum ist die eigentliche Basis des heutigen Katholicismus, selbst geographisch genommen. Je vollständiger ein Land der römischen Herrschaft erhalten und vom römischen Geiste durchdrungen war, desto tiefere Wurzel hat der Katholicismus in demselben geschlagen. So Italien, so Spanien, so Frankreich. England, weil nach dem Sturze Roms mehrfach von germanischen Eroberern überflutet, ist ein kirchlich zweifelhafter Boden; Schottland, dagegen das dem römischen Gesetze nur theilweise und auf kurze Zeit gehorchte, hat sich des Katholicismus gänzlich zu entledigen vermocht. Sogar in Deutschland fallen die alten Grenzen der militärischen Herrschaft Roms noch heute so ziemlich zusammen mit den Grenzen seiner kirchlichen Ueberlegenheit. Wenn es gewisse Länder und Völker gibt, deren kirchliche Richtung sich nicht danach bestimmt hat, ob sie von Rom politisch abhängig oder unabhängig waren, so bin ich weit davon entfernt, dieselben in mein System hineinzwingen zu wollen; ich beschränke mich vielmehr auf die Bemerkung, daß die von mir angeführten Fälle und Beispiele hinreichen zur Rechtfertigung des allgemeinen Satzes, den ich aufgestellt, und der freilich ebenso wenig wie irgend eine andere historische Wahrheit Anspruch machen kann auf die ausschließliche Beherrschung der geschichtlichen Thatsachen.

XXXI.

Ein romantisches Drama im Mausoleum des Augustus.

Für Leute, welche an Zeitüberfluß leiden, gibt es keine schwierigere Stunde in der Woche als die des Sonntagnachmittags. Jugend und Alter sind nicht so verschieden wie die beiden Hälften des Sonntags, welche durch die Mittagsstunde geschieden werden. Es ist Sonntag, sagt man sich beim Erwachen, und wie ein Widerschein der glückseligen schulfreien Tage der Kindheit überkommt uns eine festliche Stimmung. Kann man doch am Sonntag auch guten Gewissens eine Stunde länger im Bett bleiben! Das Glockengeläut, die geputzten Menschen auf der Straße, die Stille des Marktes — es ist Einem so wohl dabei zu Muthe, man geht munterer und frischer in die feiertägliche sonnige Welt hinaus. Denn der Sonnenschein darf natürlich einem Normalsonntage nicht fehlen, und überdies wird auch einiges Vogelgezwitscher hineinklingen und werden etliche Hollunder- oder Rosenbüsche hineinleuchten. Die Morgenstunden gehen im fröhlichen Tanze vorbei, vergnügt setzt man sich zu Tisch und belohnt sich für seine gute Laune durch ein Extragericht.

Kaum aber ist das Tischtuch weggenommen, so wechselt die Decoration des Tages. Sechs oder acht Stunden vor sich zu haben, mit denen man nichts, nichts in der Welt zu

machen weiß, welch eine Aussicht! Arbeiten? Unmöglich — es ist ja Sonntag. Spazierengehen? Eine fade Unterhaltung, von der man an gewöhnlichen Tagen zur Genüge hat. Eine Landpartie? Nicht auszuführen, denn draußen ist heute Alles voll von Lärmen, Schreien, Kegelschieben. Nach langem vergeblichen Suchen beschleicht es Einen wie Verzweiflung, man wäre der ungeheuersten Entschlüsse fähig, man wäre im Stande in die Nachmittagspredigt zu gehen. Verdrießlichkeit, Langeweile, und im glücklichsten Falle ein unbehaglicher Schlaf, das sind die Sonntagnachmittagsfreuden der Leute, welche keinen eigentlichen Werkeltag haben.

Zu diesen Leuten aber gehöre ich, solange ich in Italien bin, und in dieser Eigenschaft erschien mir eines schönen Sonntagnachmittags wie von einem rettenden Engel geschrieben der Maueranschlag: Theatralische Tagesvorstellung im Mausoleum Augusts.

Von dem Mausoleum Augusts sind nur noch wenige Mauerreste übrig, und an der Stelle, wo sich das stolze Denkmal des glücklichsten aller Usurpatoren erhob, steht jetzt der Grundriß jenes Rundbaues angepaßt, ein moderner Circus — eine Kunstreiterbude würden wir sagen, nur daß sie von Stein aufgeführt und ohne Bedachung ist. In diesem Circus nun hat zur Zeit eine Schauspielergesellschaft ihre Breter aufgeschlagen; ein kleiner Theil der Arena ist in eine Bühne verwandelt, der größte Theil derselben bildet das Parterre, hinter welchem die steinernen Sitzreihen in immer weitern Bogen aufsteigen, wie in den Theatern des Alterthums.

Das Haus war voll und ungeduldig. Und mit Recht, denn der Anschlagezettel verhieß Großes. Man gab: „Ginevra von Schottland, oder das große Turnier". Schon die bloße Inhaltsanzeige der einzelnen Acte, welche der Zettel mittheilte, machte Einem die Haut schauern vor Vergnügen. Der erste Act war betitelt: Die Ankunft des Helden — die Fäden der

Bosheit werden gesponnen; der zweite hieß: Eine gräßliche Verrätherei, und die Ueberschriften der andern drei thaten es den beiden ersten wenigstens gleich.

Endlich geht der Vorhang auf — eine in Sammet gekleidete Dame und ein Ritter im Zwiegespräch. Ob die Dame die Prinzessin Ginevra sein mag? Ich weiß es nicht; hingegen der Ritter — kein Zweifel, es ist der gräßliche Verräther, denn nur ein beispielloser Bösewicht kann das Barett so weit über die Stirn ziehen, und den Kopf so tief zwischen den Schultern stecken haben, gar nicht zu reden von dem fürchterlich schwarzen Barte, von den tückisch verdrehten Augen, und der finstern unheilschwangern Miene. Es werden Worte der Liebe, des Zornes und der Schmeichelei gewechselt, aber ich bin gewiß, der Ritter meint es nicht ehrlich, sondern er will die edle Jungfrau in irgend eine teuflische Falle locken. Wenn er ehrliche Absichten hätte, wie könnte er ihr sonst den Schwur zumuthen, daß sie Alles thun wolle, was er von ihr verlange, ohne zu fragen, mögen ihr seine Forderungen auch noch so seltsam und unerklärlich vorkommen? Das leichtsinnige Mädchen, wahrhaftig es leistet den Eid, der offenbar die entsetzlichsten Folgen haben muß. Dabei gereicht es mir zu geringer Beruhigung, wenn ich im Laufe des Gesprächs erfahre, daß es nicht Ihre königliche Hoheit Prinzessin Ginevra ist, welche sich in jenen gefährlichen Handel einläßt, sondern nur Höchst-Dero Kammerfräulein Kunigunde.

Der ganze Glanz der Majestät offenbart sich im nächsten Auftritt. Der König selbst erscheint mit der Prinzessin Ginevra, die ihrer schottischen Nationalität durch ein äußerst impertinentes Blond alles mögliche Genüge leistet. Vater und Tochter nehmen auf dem Throne Platz, und alsbald bewegt sich über die Bühne ein Triumphzug von sechs gewappneten Kriegern, deren Feldhauptmann dem Könige die Trophäen zu Füßen legt, welche er in einem glorreichen Heer-

zuge gegen die Iren erstritten. Der König ist außer sich vor Entzücken; er umarmt seinen Feldherrn, überhäuft ihn mit Gnaden und Ehren, und Prinzessin Ginevra ihrerseits bezeigt sich dermaßen huldreich gegen ihn, daß der scharfsinnige Beobachter alsbald einen gewissen Verdacht schöpft, um so mehr als der schwarzbärtige Ritter des ersten Auftritts beim Anblick dieser Scene das Barett noch tiefer auf die Stirn rückt, und die Augen wilder verdreht als je.

Kaum hat der König den Schauplatz verlassen, so erhalten wir die volle Bestätigung unserer Vermuthungen. Liebesscene zwischen Ginevra und dem Ritter Gaetano — da das Stück vor einem römischen Publicum spielt, so ist er ein Italiener, dieser Tapfere der Tapfern, welcher dem schottischen Könige die Schlachten gewinnt. Nachdem Ginevra sich endlich zurückgezogen und Gaetano eine beträchtliche Weile in wortreicher Liebesseligkeit geschwelgt, naht unheimlichen Schrittes der Schwarzbärtige; Explication. Beide machen Anspruch auf Herz und Hand der Königstochter. Der ritterliche Italiener will die Sache sofort mit dem Schwerte ausfechten, der feige und verrätherische Schotte aber macht ihm einleuchtend, daß die Entscheidung der Ginevra gebühre. Gaetano ist damit natürlich einverstanden, denn er glaubt sich ja der ausschließlichen Liebe der Prinzessin gewiß.

Armer Thor! entgegnet ihm mitleidig der Schwarze. Zum Beweise, daß ich der Bevorzugte bin, wirst du mich heute Abend in das Fenster der Königstochter einsteigen sehen. Wenn Gaetano bei dieser Eröffnung nicht in die Erde versinkt, so ist wahrscheinlich nur die mangelhafte Maschinerie des Theaters daran Schuld. Zum Glück für den gefühlvollen Zuschauer entzieht uns der Vorhang den herzzerreißenden Anblick seiner Verzweiflung.

Indessen stehen unserer Nervenstärke noch andere und schwerere Proben bevor. Beim Beginn des zweiten Actes

ist es Nacht geworden und Gaetano hat, in einen dunkeln Mantel gehüllt, vor dem Schlosse Posto gefaßt, um sein Unglück mit eigenen Augen zu sehen. Erschütternder Monolog, nach dessen Schluß man sich in einen Winkel zurückzieht, um ungesehen zu beobachten. Der leergewordene Platz wird alsbald von dem Nebenbuhler eingenommen. Nachdem er seinem Grimm und Hohn durch drastische Redensarten und noch drastischere Mienen Luft gemacht, tritt er unter das Schloßfenster, klatscht drei Mal in die Hände, und siehe da, sofort erscheint auf dem Balkon mit der Krone auf dem Haupte — die Königstochter? O fort mit dem schnöden Verdacht gegen jene engelreine Tugend! Nein, das Kammerfräulein, bethört durch ihre Liebe zu dem Ritter, hat sich bewegen lassen, die Rolle der Ginevra zu spielen, und zum Zeugniß ihres erlogenen Ranges die frevelnde Hand nach dem Symbole der Majestät ausgestreckt, um ihr schuldiges Haupt damit zu schmücken. Und noch dazu bei einer solchen Gelegenheit! — Die unechte Ginevra wirft dem Ritter eine Strickleiter zu und dieser verschwindet hinter den Gardinen des prinzeßlichen Gemachs.

Wie dem armen Gaetano bei diesem Anblick zu Muthe ist, kann man sich ungefähr denken; überdies aber nimmt er sich die Mühe, uns seinen Seelenzustand mit Worten und Geberden des Ausführlichen zu schildern. Umsonst versucht ihn sein Bruder zu beschwichtigen, der den ganzen Vorgang gleichfalls belauscht hat, und der jetzt eben zu rechter Zeit einschreitet, um Gaetano zu verhindern, daß er sein sieg- und ruhmreiches Schwert gegen die eigene Brust wende. Indessen die Verzweiflung Gaetano's weiß sich zu helfen; er reißt sich los aus den Armen seines Bruders, und — springt ins Wasser. Der Bruder aber schwört, daß die verrätherische Ginevra das Leben Gaetano's bezahlen soll.

Mit dem Beginn des dritten Actes werden wir in die

innersten Wildnisse der Romantik eingeführt. Tiefer Wald, ohne andere Spur menschlichen Daseins als eine im korinthischen Stile gebaute Einsiedelei. Erscheint, von seinem Schildknappen gefolgt, ein Reisiger zu Fuß, den man seiner Wohlbeleibtheit und dem fetten Klange seiner Stimme nach für einen Vetter des Sir Fallstaff halten könnte, wenn er sich nicht durch die tapfern Reden, die er an den Knappen richtet, alsbald als einen fahrenden Ritter kundgäbe, welcher in diesem Forste auf Riesen und Drachen pürscht. Der Einsiedler, welcher bald darauf zum Vorschein kommt, erkennt in dem Fremden Herrn Rinaldo, einen wackern Degen, der vor Zeiten, als er selber noch Helm und Panzer statt der Kutte trug, im Feldzuge Karl's des Großen gegen den König Agramont von Afrika sein Waffengefährte gewesen. Während er ihn zum Imbiß in die korinthische Hütte ladet, erklingt Hülferuf aus dem Dickicht, Ritter und Knappe stürzen brennend vor Kampfbegier in die Coulissen, furchtbares Schwertergeklirr schlägt an das bange Ohr, ein schneeweißes Fräulein mit fliegendem Haar stürzt sich hülfesuchend in die Arme des Einsiedlers, und bald athmen wir wieder auf, denn der dicke Ritter und sein treuer Knappe kehren unversehrt aus dem heißen Gefechte zurück. Es ist die Zofe der Ginevra, die sie aus Mörderhänden befreit haben, welche in ihrer Person einen gefährlichen Zeugen aus der Welt schaffen wollten.

Jetzt erfahren wir das Schreckliche, was sich inzwischen zugetragen und was noch bevorsteht. Der Bruder Gaetano's hat Ginevra des unsittlichen Lebenswandels angeklagt, und nach dem Gesetze Schottlands, welches selbst ihr königlicher Vater nicht beugen kann, muß sie sterben, auf dem Scheiterhaufen sterben, wenn nicht vor Sonnenuntergang ein Kämpe sich findet, ihre Unschuld in den Schranken gegen den Ankläger zu verfechten. Natürlich ist der Entschluß des fetten Ritters sogleich gefaßt, und er folgt mit den Uebrigen dem

Einsiedler in die Hütte, um sich durch einen Trunk für die Ausführung seines tapfern Vorhabens zu stärken.

Während drinnen der Küche und dem Keller des Anachoreten zugesprochen wird, erscheint draußen ein Ritter in schwarzer Rüstung und mit niedergeschlagenem Visir. Eine dunkle Ahnung sagt uns, daß es kein Unbekannter sei. Richtig, es ist Gaetano, der durch das kalte Bad nüchtern geworden, schließlich vorgezogen, das feste Land wieder zu gewinnen — che mi sono pentito di morire, sagt er mit heroischer Naivetät zu einem treuen Diener, dem er hier durch einen besondern Glücksfall begegnet, und der ihn mit weisen Worten über die Unbeständigkeit der Weiber vollends zu stärken sucht, Worte, die von dem bärtigen Theile der Zuhörerschaft mit jauchzendem Beifall aufgenommen werden. Aber der Diener sagt seinem Herrn auch, in welcher Gefahr Ginevra schwebt, die alte Liebe erwacht mit verdoppelter Kraft und entschlossen, die Prinzessin seines Herzens zu retten, geht Gaetano mit klirrenden Schritten ab.

Ich aber folge seinem Beispiele, da ich es für nachtheilig halte, so starke dramatische Aufregungen zu lange walten zu lassen, und ich nehme die tröstliche Hoffnung mit, daß die Unschuld nicht untergehen wird, die zwei so tapfere Kämpen gefunden.

XXXII.

Tivoli.

Um 2 Uhr, sagte man mir, gehe der Eilwagen nach Tivoli ab. Aus Pünktlichkeit stellte ich mich schon eine halbe Stunde später ein, allein es war noch immer viel zu früh. Weder Pferd noch Wagen zu sehen, weder Kutscher noch Passagier. Ich fragte nach dem Bureau; man wies mich in den Stall, und im Stalle hieß es, das Bureau sei ausgegangen. Das Wartezimmer der Reisenden? Man zeigte mir eine unter dem Thorwege stehende Bank. Drei oder vier Fuhrleute und Kofferträger, die darauf saßen, rückten zusammen, um mir Platz zu machen, und ich setzte mich in Geduld.

Der Raum unter dem Thorwege war der Tummelplatz für ein charakteristisches Stück römischen Volkslebens. In einem Breterverschlage hielt der Kassirer des Theaters Capranica seine Zettel feil, die indessen heute nur mäßigen Abgang fanden, denn es war schönes Wetter und die amerikanischen Gaukler spielten draußen im Freien. Mir gegenüber auf dem Wrack eines niedrigen Strohstuhls saß, eine große Brille auf der Nase, eine wohlbeleibte alte Frau, die mit unermeßlicher Seelenruhe die Nadel führte. Bedächtig holte sie den Zwirn aus dem Busen hervor, langsam fädelte sie ein, langsam machte sie den Knoten, langsam den Stich, und indem sie ohne Uebereilung den Faden anzog, fand sie

hinreichende Muße, um ihre bebrillten Augen ein Weilchen spazieren zu führen, ehe sie dieselben zum zweiten Stiche auf die Arbeit senkte. Daß ihr die Zeit nicht fehlte, Bemerkungen zu machen, Rede und Antwort zu geben, bedarf nicht der Erwähnung, und ebenso wenig brauche ich zu sagen, daß ihre Zunge fertiger war als ihre Hand. Nachdem sie dieser doppelten Beschäftigung eine Viertelstunde obgelegen, und einen spannenlangen Saum glücklich fertig gebracht, wurde der Zwirn wieder in Sicherheit gebracht, die Nadel in das Tuch gesteckt, die Schere bei Seite gelegt, und eine irdene Kohlenpfanne unter dem Stuhle hervorgezogen, auf der ein kleiner Topf leise brodelte. Es waren Artischocken darin, welche die Alte zu einem Stück Brot, das sie aus der Tasche gezogen, in herzhaften Brocken verspeiste, mit den Fingern zwar, aber säuberlich und ebenso langsam, wie sie das Nähzeug gehandhabt. Ein hübsches Kind, welches unter den Augen der Wärterin spielte, und dem Schmaus der Alten lüstern zusah, kam auf deren Wink heran, und wurde von ihr mit großmütterlicher Würde gefüttert, ohne daß das eigene Mahl dadurch eine Störung erlitten hätte.

Meine Banknachbarn, zu denen sich noch eine Anzahl von Kameraden gesellt hatte, trieben inzwischen untereinander allerlei Spaß und Unfug, der mehrmals die zürnende Intervention der Alten hervorrief. Einer dieser Leute, ein Einäugiger, war ein Ausbund von Witz und Muthwillen, sodaß der junge Mensch, welcher ihm vorzugsweise den Widerpart hielt, obgleich es ihm keineswegs an Keckheit und Gewandtheit fehlte, nicht gegen ihn aufkommen konnte. „Heda, Herr!“ rief der Letzte, nachdem er eben eine Niederlage erlitten, einen Vorübergehenden an: „mein Freund Joseph hier hat Ihnen etwas zu sagen.“ Der Fremde kam heran, Joseph trat ihm unwillkürlich einen Schritt entgegen, und — zwei Einäugige schauten einander ins Gesicht. Allgemeine

Heiterkeit, in welche der Fremde am lautesten einstimmte, indem er ohne weitere Erklärung mit schallendem Gelächter seinen Weg fortsetzte. Die Italiener verstehen eben Spaß, was nicht Jedermann von sich sagen kann.

Endlich fuhr der „Eilwagen" vor, ein ausgebildeter Fiaker, dem man sich besonnenerweise nicht ohne eine Assecuranz für seine Gliedmaßen hätte anvertrauen sollen. Ich stieg mit einem andern Reisenden ein, dem der Abschied von einer „Gevatterin", welche ihm das Geleite gegeben, schwerer wurde, als dem gleichfalls anwesenden Ehemanne der Gevatterin lieb sein mochte. Also doch wenigstens Raum auf den steinharten Sitzen, sagte ich mir, während wir über das Pflaster holperten. Trauriger Irrthum! In einer benachbarten Straße hielt der Wagen, um noch ein paar Reisende einzunehmen. Während wir auf dieselben warteten, siehe, da erschien die Gevatterin noch einmal am Schlage, um einen zweiten Abschied vom Gevatter zu nehmen, und der Mann stand wiederum mit möglichst lächelndem Gesichte dabei. Er und ich, wir waren vermuthlich die Einzigen, denen über die Saumseligkeit der Mitpassagiere die Zeit lang wurde.

Als diese endlich eingestiegen, waren wir indessen noch immer nicht fertig zur eigentlichen Abfahrt; es wurde vielmehr noch eine ganze Meile in der Stadt umherkutschirt, um den fünften und sechsten Reisenden abzuholen — die Gevatterin kam indessen nicht mehr zum Vorschein. Wahrscheinlich hatte der Mann sie am Rock festgehalten.

Hart am Thore von San Lorenzo beginnt die Campagna, die sich in der mannichfach abgestuften, winterlichen Färbung, welche sie vor zwei Monaten hatte, doch schöner ausnahm als heute — wir schrieben den letzten April — in ihrem ziemlich einförmigen und dabei einigermaßen brutalen Grün. Aber auch so ist das Aussehen der Campagna unendlich verschieden von dem eines gewöhnlichen Weide- oder

Wiesenlandes. Es ist nicht eine charakterlose, schwammige Ebene, sondern ein Felsboden mit dünner Erddecke überkleidet, dessen kräftige Musculatur unter dem Gewande sichtbar bleibt.

Unter den Mitreisenden war ein Landwirth aus der Nachbarschaft. An ihn richtete ich die oft aufgeworfene und niemals genügend beantwortete Frage, warum die Campagna nicht angebaut werde. Der Arbeitslohn ist zu hoch, erwiderte er. Einheimische Arbeitsleute sind auf dem Lande so gut wie gar nicht zu haben, und der fremde Tagelöhner, den man kommen läßt, verlangt 25 bis 30 Bajocchi (40—48 Kreuzer), obgleich er seinen Lebensunterhalt mit 4 Bajocchi bestreitet. Also die Parmesaner und Luccheser, die sich in Deutschland und Frankreich zu vielen Tausenden als Eisenbahnarbeiter mit dem geringsten Lohne begnügen, sie sollten nicht mit ähnlichem Nutzen nach Rom gezogen werden können, wo der fruchtbarste Boden nur auf den Pflug wartet, um die reichsten Ernten zu geben? Und wenn die Campagna sich nicht durch Tagelöhner bebauen läßt, warum wird sie nicht verpachtet? Warum verkauft man nicht, was davon verkäuflich ist, an kleine Landleute aus den übervölkerten Gegenden der Romagna und der Lombardei? Auf alle diese und ähnliche Einwendungen hat man in Rom keine Entgegnung, die irgend Stich hielte, denn die oft vorgeschobene Behauptung, daß die Benutzung der Campagna als Viehweide mehr eintrage, als ihre Verwandlung in Ackerland einbringen würde, diese Behauptung ist offenbar entweder eine Unwahrheit oder eine Umgehung der Schwierigkeit. Darauf kommt es ja eben an, den Grund des Räthsels auszufinden, daß man die Mittel nicht kennt oder nicht anwendet, um einen äußerst fruchtbaren Boden vor den Thoren Roms mit Nutzen seiner wahren Bestimmung wiederzugeben.

In geringer Entfernung von Rom kreuzt die Straße den Anio, der sich hier, kurz vor seinem Einmünden in die Tiber, immer noch als ein wilder Bergstrom darstellt, und dessen tief ausgewaschene Ufer stellenweise mit malerischem Baumwuchs decorirt sind. Weiter hin fährt man über einen Bach, welcher die Luft weit und breit mit starkem Schwefelgeruch erfüllt, dessen heilkräftiges Wasser aber schon seit langen Zeiten so gut wie gar nicht mehr benutzt wird. Jenseits dieses Baches ist die Campagna ausnahmsweise mit allerlei Buschwerk bewachsen, unter welchem sich einige Gewächsarten bemerklich machen, die mehr dem Ziergarten als der Wildniß anzugehören scheinen. Wer weiß, ob diese schönblühenden und lieblich duftenden Sträuche nicht die letzten Ueberbleibsel altrömischer Parks sind, an denen es hier, dem Fuße des Gebirges nahe, nicht gefehlt haben wird. Heut zu Tage ist auf dem ganzen Wege von Rom bis an die Feldmark von Tivoli außer der Straße selbst kein Merkmal menschlicher Cultur mehr zu erblicken, denn die drei oder vier elenden Schenken, an denen man vorüberkommt, haben mit der Cultur offenbar nichts gemein.

Tivoli, auf dem Rücken und am Abhange des nächstgelegenen Berges gelegen, war kaum noch eine gute Viertelstunde entfernt, als die Straße sich plötzlich zur Rechten wandte, um durch uralten Oelwald hindurch im weiten Bogen nach der Stadt hinaufzusteigen. Die Viertelstunde verlängert sich um das Vierfache, und beim anhaltenden Steigen erst gewahrt man, daß die Höhe, auf welcher Tivoli liegt, eine ziemlich beträchtliche ist.

Auf dem Spaziergange, welcher am Thor mit der Straße zusammenstößt, lustwandelten im Abendsonnenlicht geputzte junge Damen und geistliche Herren, die noch nicht alt waren. Einer derselben verabschiedete sich und — ich traute meinen Augen nicht — seine feine weiße Hand

ging bei den Mädchen von Mund zu Mund. Ich mußte den Blick wegwenden, um mir die gute Laune nicht zu vergällen.

Um nach dem Gasthofe Die Sibylle zu gelangen, muß man sich durch das winkelige, krumme, armselige Städtchen seiner ganzen Länge nach hindurcharbeiten. Die Herberge ist des Städtchens würdig — ein windschiefes Haus, lebensgefährliche Stiegen, defecte Möbeln, die bei jeder Berührung laut aufschreien, kurz ein Gasthof im italienischen Stile. Aber die Sibylle ist nächst einem zweiten, der nicht besser sein soll, obgleich er besser aussieht, der einzige Gasthof in Tivoli, sie liegt überdies in einem ziemlich günstigen Punkte und hat Aussicht, wenigstens in einigen ihrer Zimmer. Kunststudien dagegen lassen sich in allen ihren Zimmern machen, deren sämmtliche Wände von der Hand fahrender Maler mit Kohle und Kreide und Bleistift auf die bewunderungswürdigste Weise „illustrirt" sind. Viele dieser Zeichnungen zeugen von gewandter Hand, die indessen von dem Witze, den sie sucht, gewöhnlich im Stiche gelassen wird. Die Wandgemälde im jenaer Carcer schauen aus andern Augen. Freilich steht darunter Disteli pinxit.

Seinen Ruf der landschaftlichen Schönheit verdankt das heutige Tivoli hauptsächlich den Wasserfällen des Anio. Ehemals, als diese Berge noch mit Laub- und Nadelholz bedeckt waren, als noch hundert reiche Landhäuser mit Gärten und Parks an die waldbekränzten Höhen sich anlehnten, zur Zeit als Horaz die ländlichen Reize seines Tibur pries, damals mag das anders gewesen sein. Indessen auch die theils nackten, theils nur mit Oelbäumen bestandenen Berge, hier, wo der Anio sie mit tiefen Schluchten durchwühlt hat, und dort, wo er sich als brausender Schaum an ihren tiefen Abhängen hinunterstürzt, bieten immer noch eine Reihe sehr anziehender und selbst großartiger Bilder, Bilder, die vielleicht einzig sind

in ihrer Art, mit denen ich wenigstens keine andere Gebirgsscene zu vergleichen wüßte.

Der Hauptstrom des Anio ging früher durch eine abschüssige Schlucht, welche Tivoli von den in seinem Rücken liegenden Bergen abschneidet; da er aber in diesem Bette den zunächst gelegenen Theil der Stadt gefährdete — er soll in einem Frühjahr an zwanzig Häuser mit dem unterhöhlten Gestein in die Tiefe gestürzt haben — so hat man ihm vor einigen Jahren einen Kanal durch Felsen gehauen, durch welchen er sich am Endpunkte der Stadt, der Sibylle gegenüber, seitlings in jene Schlucht hineinstürzt. Der Kanal führt in der Form eines doppelten gothischen Bogens vierhundert Schritte lang durch den Felsenberg, und unmittelbar vor der Mündung dieses zweifachen Tunnels fällt der rasch daherschießende Strom in die jähe Tiefe, donnernd und diamantenstaubsprühend, und von allen Farben des Regenbogens funkelnd.

Man kann die beiden Tunnel, welche nur durch eine dünne natürliche Wand voneinander getrennt sind, auf einem schmalen Pfade durchwandeln, der auf beiden Seiten dieser Wand in den Stein gehauen ist; trotz der eisernen Stangen aber, die in den Felsen eingelassen sind, ist jener Spaziergang Niemandem zu rathen, der sich gegen Schwindel nicht ziemlich sicher weiß, denn der pfeilschnelle Schuß des Stromes, an dessen Rande man dahin geht, verwirrt die Sinne. Eine neue oder schönere Ansicht des Wasserfalls selbst läßt sich übrigens in dem Tunnel natürlich nicht gewinnen, und wer sich mit den Standpunkten nicht begnügen will, die man in und neben der Sibylle für den Anblick des stürzenden Stromes gewinnen kann, dem bleibt nichts übrig, als sich an den pfadlosen Abhängen der Schlucht einen Weg in die fast unzugängliche Tiefe derselben zu suchen, in der allein der Punkt zu finden ist, auf welchem man den Wasserfall gerade vor sich hat.

Ein anderer Theil des Anio geht in mehrern Armen durch Tivoli hindurch oder unter dessen Straßen hinweg, und bildet am Rande des Berges, auf welchem die Stadt gebaut ist, eine Anzahl kleiner Wasserfälle, die sogenannten Cascatellen Die beste Ansicht derselben gewinnt man, wenn man der Straße folgt, die über den Hauptfall hinweg, hoch oben am Berge, dem rechten Ufer des Anio folgt, in welchen jene Nebenarme zuletzt, von einer Höhe von mehrern hundert Fuß herunter, im rechten Winkel wieder einmünden. Einige dieser Wasserfälle stürzen sich — ein überraschender Anblick — aus den Fenstern eines Römerbauwerks heraus, der Villa des Mäcenas, die man in eine Eisenfabrik verwandelt hat, deren Maschinerie durch den Anio in Bewegung gesetzt wird.

Ein in dieser Fabrik angestellter Schweizer, den ich auf meinem Spaziergange zufällig angesichts der Cascatellen traf, machte mich aufmerksam auf ein Haus, welches bei einer benachbarten Kirche stand. Dort, sagte er, wohnt ein Landsmann von Ihnen als Einsiedler, ein Kamerad, den es der Mühe lohnt kennen zu lernen. Ich ließ mich nicht zwei mal auffordern, und wir gingen den Anachoreten aufsuchen, der unmittelbar an der Landstraße in einem Hause wohnt, welches für eine ganze Familie hinlänglichen Raum hat.

Der brave Mann nimmt es überhaupt nicht sehr strenge mit sich, sagte der Schweizer, und Sie werden sehen, daß er ein gutes Glas Wein im Keller hat.

Der Anachoret lag zu Bette, und eine Art dienender Bruder, welcher mit ihm wohnt, sagte uns, er habe das Fieber. Es möge wol der Katzenjammer sein, meinte der Schweizer. Wie immer es damit sein mochte, der Waldbruder kam nach einigen Minuten zum Vorschein, ein schmuziger Bursche mit dem breitesten Stempel der Gemeinheit im Gesicht. Der Mann war aus Schlesien, als Schuhmachergeselle nach Rom gekommen, und nachdem er Satan und

seiner Ahle abgeschworen, zum Einsiedler bei Tivoli befördert worden, wo sein Amt in der Bewachung eines wunderthätigen Marienbildes und seine Pfründe in dem privilegirten Bettelsack bestand. Die Unterhaltung mit dem Exschuster war über alle Maßen unfruchtbar; es kam nichts dabei heraus als eine trockene nüchterne Dummheit. Der Schweizer machte eine Anspielung auf den Keller, der Einsiedler aber erwiderte, daß das Faß leer sei. Vor vier Wochen erst hat er es eingelegt, flüsterte mir der Schweizer zu. Sagt mir doch, fuhr er zu dem Manne Gottes gewendet fort, warum Ihr Euren Kameraden — den dienenden Bruder — immer noch in seiner Bauernjacke umherlaufen laßt, statt ihm auch so eine Kutte anzuziehen? Der Einsiedler machte ein saueres Gesicht, schüttelte den Kopf und sagte: Der Thomas betrinkt sich zu oft, er würde diesem Kleide Schande machen.

Ich hatte genug und wollte fort. Zuvor aber mußte ich noch das wunderthätige Marienbild sehen, welches in der an die Einsiedelei anstoßenden Kirche aufbewahrt wird. Es war eine kleine elende Figur von vergoldetem Holze, die vor Zeiten hier zur Stelle von einem Ochsenpaar aufgefunden worden ist — die Werkzeuge des Himmels sind halt zuweilen sonderbar gewählt. Auf den nächsten Sonntag stand die jährliche „Krönung" des Bildes bevor, ganz Rom war durch gedruckte Anschläge zu diesem Feste geladen, der Gemeinderath von Tivoli hatte Tausende für dasselbe ausgeworfen, und den Einwohnern der Stadt, arm und reich, war seit Monaten eine Reihe von freiwilligen Beiträgen zur Vermehrung der Feierlichkeiten abgepreßt worden. Der Einsiedler forderte mich auf, bis Sonntag zu bleiben und seines Marienbildes und seinen Ehrentag mitzumachen; ich aber wünschte mir Glück, daß es heute erst Donnerstag war, und daß ich also ohne Uebereilung am Sonnabend nach Rom zurückkehren konnte.

Jene Kirche neben der Einsiedelei heißt Chiesa di Quintilio, ein Name, welcher von dem des Quinctilius Varus abgeleitet wird, der hier in der Nähe eine Villa hatte oder gehabt haben soll. Als Ueberbleibsel derselben bezeichnet man, ich weiß nicht mit welchem Rechte, ein ausgedehntes starkes Gemäuer, welches, mehr unter als über der Erde, in den benachbarten Olivengärten liegt. Ob aber auch die Echtheit dieser Bezeichnung verbürgt sei oder nicht, wir können es uns immerhin gefallen lassen, daß die römische Ueberlieferung jenen Namen aufbewahrt, den wir in Deutschland nur aus den fremden Geschichtschreibern unserer Siege kennen gelernt, und seitdem bereits wieder so ziemlich vergessen haben.

Ich ging mit dem Schweizer quer durch das Thal des Anio, um die hoch oben auf dem entgegengesetzten Rande gelegene Eisenfabrik zu besuchen. Die Echtheit des Namens der Villa des Mäcenas, welchen man dem Fabrikgebäude gibt, scheint unzweifelhaft zu sein. Es ist ein großer, gut erhaltener Bau, von Backstein zwar, aber gleichwol eisenfest. Die architektonischen Zierrathen sind verschwunden bis auf die backsteinerne Säuleneinfassung eines Hofes; die innern Räume sind für spätere Benutzungszwecke vielfach verändert, aber gleichwol ist der ursprüngliche Plan des Hauses seinen Hauptzügen nach noch immer erkennbar, und wahrscheinlich gibt es im ganzen Italien kein altrömisches Privathaus, welches weniger verstümmelt auf unsere Tage gekommen wäre.

In den mächtigen Gewölben des Unterbaues sind die Oefen und Schmiedewerkstätten angebracht; die Wasserströme, welche Räder und Hämmer treiben, hat man durch den zweiten Stock geleitet, und sie stürzen sich, wie schon erwähnt, aus den Fenstern in die Tiefe des Thales hinab; die ehemaligen Prachtsäulen des fürstengleichen Patriciers sind in Werkstuben für kleinere Handarbeiten verwandelt, in denen

es von Feilen und Schleifsteinen und Zangen hundertstimmig klappert und schnurrt und kreischt.

Dieses Eisenwerk, welches mit Ausnahme der Tabacksmanufacturen des Fürsten Torlonia die größte Fabrikanstalt im Kirchenstaate sein soll, zählt etwa 120 Arbeiter. Es versteht sich von selbst, daß es unter der Leitung von Ausländern gegründet und in Gang gebracht worden ist. Die ersten Unternehmer haben übrigens schlechte Geschäfte gemacht, und die Fabrik ist jetzt das Eigenthum einer Gesellschaft römischer Capitalisten, in deren Händen sie zu gedeihen scheint. Darüber muß man sich wundern, wenn man erfährt, daß das Roheisen aus England kommt, daß die Kohlen von Velletri, eine starke Tagereise weit, und zwar auf dem Rücken von Pferden und Maulthieren, hergeschafft werden, daß halbwegs gewandte und zuverlässige Arbeiter mit unsäglicher Mühe gezogen und sehr theuer bezahlt werden müssen. Der Ort selbst liefert also nichts als die Wasserkraft, welche allerdings für zehn ähnliche Fabriken groß genug wäre, die aber bei ungeschickter Benutzung für diese eine nicht immer ausreicht. Wie ist es möglich, bei solchen Bedingungen zu bestehen? Das Räthsel ist leicht gelöst. Die väterliche Regierung des Papstes kommt den armen römischen Capitalisten dadurch zu Hülfe, daß sie einen Zoll von zwei Bajocchi — mehr als drei Kreuzer oder etwa 1 Silbergroschen — auf das Pfund Eisen (zu zwölf Unzen) legt. Wer ein Beispiel von unverständigem und unvernünftigem Schutzzoll braucht, dem stelle ich dieses hier zu Gebote! In einem Lande, welches weder Metall noch Brennstoff hat, in einem solchen Lande einer Speculantengesellschaft den Betrieb der Eisenindustrie durch Schutzzoll möglich machen, das heißt in der That dem Armen nehmen, ohne andern Zweck als dem Reichen zu geben.

Was Tivoli betrifft, so hat es allerdings seinen Nutzen

von dieser auf Kosten des römischen Volkes erkünstelten Gewerbsamkeit, aber selbst Tivoli würde sich unendlich besser dabei stehen, wenn ein kleiner Theil der in der Eisenindustrie angelegten Summen auf die Hebung des Fremdenverkehrs verwendet würde, so gering auch der Segen ist, der an dem Gewinn aus der Tasche der Reisenden zu haften pflegt. Ein ordentlicher Eilwagendienst zwischen Rom und Tivoli, und die Errichtung von anständigen Gasthöfen würde diesem Orte Hunderttausende zuwenden, welche ihm jetzt verloren gehen, ohne daß sie der Reisende erspart. Täglich kommen nämlich in der Sibylle allein 15—20 römische Miethwagen voll Fremder an, welche am nämlichen Tage wieder nach Rom zurückkehren, ohne Tivoli eigentlich gesehen zu haben, und wie gesagt ohne Ersparniß, denn ein Lohnkutscher läßt sich mehr zahlen, als ein zwei- oder dreitägiger Aufenthalt in Tivoli kosten würde. Und wie viele Fremde verzichten ganz auf Tivoli, weil sie die Fahrt in der elenden Landkutsche scheuen, die noch dazu nicht einmal regelmäßig abgeht, und weil sie auf der andern Seite die Forderungen der römischen Fiaker zu unbescheiden finden. Mit Hülfe von Eilwagen und Gasthöfen könnte und würde Tivoli für die Römer Das werden, was die Vergnügungsorte in der Nähe unserer großen Städte sind; jetzt ist es der Zielpunkt einer kostspieligen Reise, die man einmal macht und nicht wieder.

Am frühen Morgen des 1. Mai machte ich mich auf, um die viel genannte Villa des Hadrian zu besuchen. Der Himmel war blau, die Luft sehr frisch für einen italienischen Maitag; Glockenklang aus der Ferne und Nachtigallenschlag in den Hecken am Wege geleiteten mich eine Stunde weit bis an das Thor der Umzäunung, welche den ungeheuren Raum der weiland kaiserlichen Villa einschließt. Ungeachtet des Aufhebens, welches in den Reisehandbüchern von der Villa Hadrian's gemacht wird, trug ich mich mit einer ziemlich ge-

ringen Vorstellung von den Sehenswürdigkeiten derselben, ich fand aber, daß meine Erwartung beiweitem noch nicht tief genug herabgestimmt war. Was in aller Welt soll es bedeuten, daß man unsere Phantasie mit pomphaften Beschreibungen Dessen, was war, ins Feuer bringt, während es sich darum handelt, uns kennen zu lehren, was ist. Die Taschenspielerei, vermöge deren man die Vergangenheit und Gegenwart zu Einem Bilde verschmilzt, in welchem die Linien des Jetzt und Ehemals unmerklich ineinander fließen, ist eine der garstigsten Ungezogenheiten jener literarischen Marktschreier, die nur dann Eindruck zu machen glauben, wenn sie den Mund übervoll nehmen. Solche verlogene Schilderungen mögen sich mitunter recht gut lesen lassen und in manchem Leser eine lebhafte Neugier und Reiselust erwecken, für den Reisenden selbst aber sind sie ein unfehlbares Mittel, ihm seine Genüsse zu verkümmern und zu verleiden.

Der ganze Raum des ehemaligen kaiserlichen Landsitzes ist mit einer sehr nachlässig gehaltenen Olivenpflanzung bedeckt, von Garten- oder Parkanlagen ist keine Spur mehr vorhanden, und von den vielen Gebäuden, mit denen Hadrian sein Lustrevier besäet hatte, ist nichts übrig geblieben als formlose Mauerreste und Trümmerhaufen. Die Ruinen sind zahlreich, ausgedehnt, zum Theil kolossal, aber weder charaktervoll, noch malerisch. Was sich Werthvolles daran und darin befand, Säulen und Zierrathen, ist längst fortgeschafft worden; die Zeit und die Sammler haben nichts übrig gelassen als die glatten Mauern. Daß man dieselben mit allerlei volltönenden Namen belegt, erhöht ihren Werth in meinen Augen wenigstens nicht. Nicht wenige von diesen Namen legen ein trauriges Zeugniß gegen den Geschmack des kaiserlichen Bauherrn ab, von welchem sie herrühren. Da ist eine Akademie des Plato, ein Prytaneum, ein Lyceum des Aristoteles, gar nicht zu reden von dem Thale Tempe, vom

Elysium, vom Tartarus und andern Erfindungen eines anticipirten Zopfthums. Das Wichtigste bei allen diesen Dingen ist, sagen zu können, daß man sie gesehen habe; was aber mich betrifft, so will ich diesen Vortheil gern an einen Jeden abtreten, welcher mir die zwei oder drei Stunden zurückgibt, die ich in der Villa Hadrian's verloren.

Einiger anderer Alterthümer in und bei Tivoli wird man sich dagegen gern erinnern. Dahin gehören vor allen andern die angeblichen Tempel der Vesta und der Sibylle, dicht bei dem von der letztern benannten Gasthofe, und draußen, vor dem Thore, der sogenannte Tempel de la Tosse, ein Rundbau, dessen leicht gewölbte Decke vom saftigsten Pflanzenwuchs überwuchert ist.

Am Abend fröstelte es mich auf meinem Zimmer, und ich flüchtete in das Kaffeehaus. Die Wärme, welche ich gesucht hatte, fand ich hier freilich nicht, wol aber Unterhaltung. Vier oder fünf Männer, die, in den Mantel gehüllt, an den Wänden umhersaßen, Anfangs stumm und unbeweglich, geriethen nach und nach unter einander und mit der Wirthin in ein Gespräch, dessen Verlauf für mich, der Wirkung nach, einer guten Komödie gleich kam. Eine hochkomische Liebesscene besonders, welche ein ziemlich trockener Graukopf uns vordramatisirte, wurde so vortrefflich gegeben, daß selbst der artistische Director einer Hofbühne mit der Darstellung zufrieden gewesen sein würde. Was sage ich! Der besagte artistische Director hätte dem Darsteller auf diese eine Scene hin Handgeld geboten und Aussicht auf einen Platz im Spital für seine alten Tage.

Die ganze Naturanlage der Italiener und ihr ganzes Leben sind dramatisch durch und durch, und deshalb enthalten sie einen unerschöpflichen dramatischen Stoff. Deshalb wäre Italien, ganz abgesehen von seinen Museen, von seinem reizenden Himmel und seiner blühenden Erde, immer noch eine

schwer zu ersetzende Schule der bildenden Kunst. Dagegen fehlt dem italienischen Leben durchaus das lyrische, das elegische, das sentimentale Element der Poesie, und darum ist das italienische Leben durchaus unpoetisch in dem beschränktern Sinne des Worts, welcher vorzugsweise die genannten und einige denselben verwandte Elemente umfaßt. Der Staat, die Gesellschaft, die Familie, der Geist und Sinn des Volkes — lauter baare nüchterne Prosa. Die Natur und die Geschichte Italiens sind dichterisch, aber der äußere wie der innere Zustand des heutigen Volkes ist die Verwirklichung des Gegentheils aller Poesie des Gemüths.

Darum gibt es denn auch in Italien keinen Gesang und keine Musik — die Mandoline und die Guitarre sind eine reine Fabel, und außer dem Theater und der Kirche hört man keinen musikalischen Ton — darum gibt es keinen Tanz, keine Volksfeste (die kirchlichen ausgenommen), keine Sage, keine Blumen, keine Gärten, keine Freude am Landleben; denn die Villeggiatura der Italiener hat keinen andern Zweck als der Hitze und der bösen Luft des Sommers aus dem Wege zu gehen. Nicht einmal auf die gemüthliche Poesie eines guten Trunkes verstehen sich die Italiener. Nicht als ob sie den Wein just verabscheuten; aber um zu trinken stehen sie auf dem düstern Flur des Weinhauses zusammen, stundenlang, und höchstens setzen sie sich in eine dumpfe Schenkstube, während man bei uns das sauerste Bier doch gern unter einem grünen Baume trinkt, wenn es sich irgend thun läßt.

Am Sonnabend Morgen wurde ich durch ein wüthendes Artilleriefeuer aufgeweckt. Hunderte von Schüssen folgten einander Knall auf Knall und so zu sagen unter meinem Fenster. Erschrocken sprang ich auf, denn ich meinte nicht anders, als daß Tivoli in einem verzweifelten Barrikadenkampf gegen die ganze Heeresmacht des Papstes begriffen sei.

Glücklicherweise war es für diesmal nichts damit: Tivoli probirte blos seine eigenen Batterien als Vorspiel zu der bevorstehenden Feier der Krönung der Mutter Gottes des schlesischen Schusters. Dieses Geschütz ist sehr zahlreich aber nicht gefährlich. Eine sechs bis acht Zoll lange eiserne Röhre, die bis an die Mündung geladen und zum Abfeuern aufrecht auf den Boden gestellt wird, das ist das ganze Stück. Man begreift, daß die Maßregel der allgemeinen Entwaffnung nicht auf diese Feuerwaffen ausgedehnt ist. Im Kirchenstaate nicht nur, sondern auch in Neapel kann man an festlichen Tagen auf öffentlichen Plätzen und sogar in den Straßen endlose Reihen derselben aufgepflanzt sehen, die dann von Zeit zu Zeit in einem Lauffeuer gelöst werden, welches hinlänglich so viel Lärm macht, wie zu einem italienischen Feste nöthig ist, und vielleicht noch ein wenig mehr In Deutschland würde jeder Pistolenschuß, an solcher Stelle abgefeuert, aller Märzerrungenschaften ungeachtet, eine namhafte Buße kosten; im belagerungszuständlichen Italien läßt man den Leuten wenigstens ihre Freude an dem Dampf und dem Knall ihrer Katzenköpfe.

Ich ging, mich durch einen Besuch in der berühmten Villa d'Este von Tivoli zu verabschieden. Mit einiger Mühe fragte ich mich in den abgelegensten Winkel der Stadt, wo man mir ein altes vermodertes Thor als den Eingang der Villa zeigte Dem schweren Eisenringe, den ich an die Pforte fallen ließ, antwortete von innen ein lauter Widerhall aus einer weiten Leere, die Thür öffnete sich wie von selbst langsam und ächzend, und ich trat durch eine Vorhalle in einen großen öden Hof, in welchem die Spur des letzten menschlichen Fußes, der ihn betreten, seit Jahren verwischt schien. In der Mitte stand ein seit unvordenklichen Zeiten ausgetrockneter Brunnen, wie sein eigener Leichenstein.

Ich ging über den Hof und trat in die jenseits desselben

offenstehende Thür. Drinnen weite Räume mit verschossenen Wandgemälden und vergoldetem Gebälk, aber vollkommen leer und mit zerbrochenen Fenstern in den morschen Rahmen. Durch die lange Reihe dieser öden Zimmer schreitend, die durch keine Thüren mehr von einander abgesondert waren und auf deren zerbröckeltem backsteinernen Fußboden der Schritt unheimlich schallte, kam ich mir selber beinahe vor wie ein Gespenst, und es war mir ganz lieb, als ich in dem ausgestorbenen Schlosse endlich einem menschlichen Wesen in der Gestalt einer Castellanin begegnete. Die Frau führte mich auf einen Balkon, der mit außerordentlich schöner Mosaik ausgelegt war und einen wundervollen Blick über die Ebene und das Gebirge darbot. Unmittelbar unter dem Balkon lag der Garten der Villa, in welchen ich hinabstieg, nachdem ich mich an der Fernsicht gesättigt.

Die Villa d'Este ist vor dreihundert Jahren von einem Cardinal dieses Namens angelegt, und sie scheint, abgesehen von den Zerstörungen der Zeit, ihren ursprünglichen Charakter unverändert bis heute beibehalten zu haben. Dies ist es, was dem Garten derselben nicht nur einen großen Reiz, sondern ich möchte beinahe sagen auch eine historische Bedeutung gibt. Sicherlich sind die Prachtgärten sehr selten, von denen sich mit einiger Wahrscheinlichkeit sagen läßt, daß ihre Anlagen in ihrer gegenwärtigen Gestalt über drei Jahrhunderte hinaufreichen; ich meines Theils wüßte außer der Villa d'Este nur den Generalife bei Granada zu nennen.

Der Garten der Villa d'Este baut sich aus drei oder vier übereinander liegenden Terrassen auf, und er stellt sich im Ganzen genommen als ein Urbild des Stiles dar, welchen wir den französischen nennen und als dessen größter Meister der Gärtner Ludwig's XIV., Lenôtre, gilt. Dieser Stil ist nun aber ohne allen Zweifel eine italienische Erfindung, und im 16. oder 17. Jahrhundert mit so vielen

andern italienischen Künsten und Sitten von den Franzosen auf- und angenommen worden. Auch für die Weiterbildung desselben haben die Franzosen wenig oder nichts gethan, wie man aus einer Vergleichung ihrer Gärten von Versailles und Fontainebleau, mit denen des Quirinal, des Vatican und der Villa d'Este sehen kann; sie haben ihn nur mit größern Mitteln auf größere Verhältnisse angewendet und einige seiner geschmacklosesten Auswüchse weggeschnitten, die dann erst später wieder, nachdem wir die französische Gartenkunst geerbt, unter der Pflege unserer kleinen Höfe üppiger emporschossen als je.

Im Garten der Villa d'Este findet sich die ganze Feierlichkeit mit der ganzen Geschmacklosigkeit des Zopfstils vereinigt. Gradlinige Buchs- und Taxushecken, mannichfaltige Wasserkünste, steife Blumenbeete, Muschelgrotten, mythologische Statuen von angemessener Abscheulichkeit, Portale, hinter denen nichts steckt, gewundene Säulen, von Guirlanden umrankt, ein steinernes Schiff mit einem Obelisken als Mast im Schlamme eines winzigen Wasserbeckens, alberne kleine Tempel, lächerliche Kapellen — kurz der ganze Apparat der Naturwidrigkeit und des verzwickten Ungeschmacks ist hier in niegesehener Fülle und Mannichfaltigkeit aufgehäuft.

Aber sonderbar, das sichtbare Alter und der vorgeschrittene Verfall üben eine eigenthümliche Vermittelung zwischen uns und all jener Unnatur und Afterkunst. Die verwitterten Misgestalten von Stein und Stuck, die der Schere entwachsenen Hecken, die Spielereien einer verjährten Symbolik regen in ihrer heutigen Erscheinung mehr an als sie reizen. Und allerdings gesellt sich zu ihnen manches wahrhaft elegische Bild. Dieses halb versumpfte Bassin hier, in der Mitte eines moosbewachsenen Rasenplatzes, von verwilderten Rosenbüschen überhangen: es macht einen dichterischen Eindruck, der selbst durch die schnatternden Enten auf dem

trüben Wasser nicht gestört, sondern vielmehr gesteigert wird. Ein von Unkraut überwucherter Pfad führt in ein Lorbeerdickicht von Nachtigallen belebt, und dort unten am Fuße der breiten Treppe, die nach der untersten Terrasse hinabgeht, stehen acht oder zehn uralte Cypressen im Kreise herum, deren jede einen selbständigen Stoff für den Landschaftsmaler enthält. Einer der Riesenbäume ist vor langer Zeit vom Blitz getroffen und steht halb zersplittert und verbrannt da wie eine mächtige Ruine.

Der gegenwärtige Eigenthümer der Villa d'Este, der Herzog von Modena, hat in jüngster Zeit Arbeiten zur Erhaltung dieses seit langen Jahren gänzlich vernachlässigten Besitzthums angeordnet. Diese Arbeiten sind jetzt eben begonnen und zwar mit — der Wiederherstellung der Wasserkünste. Also, daß die Delphine wieder Wasser speien und die Tritonen wieder Wasser blasen, das ist die Hauptsache für den Herzog von Modena. Indessen desto besser. Vielleicht verliert man inzwischen die Lust, an das Uebrige die Hand zu legen, und wenn das Uebrige in dem bisherigen Zustande bleibt, so wollen wir die restaurirten Wasserkünste verschmerzen. Die Villa d'Este kann bei jeder Neuerung und bei jeder Auffrischung nur verlieren. So wie sie ist, leistet sie Alles, was der Künstler, der Dichter und der Mann von Geschmack von ihr erwarten kann, und der Herzog von Modena, mit Verlaub zu sagen, wäre selbst bei einer mäßigern Vorliebe für Tritonen und Delphine nur im Stande, auch dieses kleinste seiner Erbstücke zu verhunzen.

Unter den Emblemen, welche an den Wasserwerken angebracht sind, kommt sehr häufig auch die Lilie vor. Ob man auch ihre Restauration zu unternehmen beabsichtigt, weiß ich nicht. Gleichviel indessen; ehe das Jahrhundert abläuft, wird doch die letzte dieser Wappenblumen verblüht sein.

Indem ich diese Worte niederschreibe, muß ich mir

unwillkürlich gestehen, daß es immer ein misliches Ding bleibt mit dem Prophezeien. Ausgenommen jedoch, wenn man die Kunst versteht, wie der „Lunario di Fuligno", der beliebteste aller Volkskalender in hiesigen Landen, welcher nicht blos das Wetter weissagt wie alle Kalender in der Welt, sondern auch die Politik. Und zwar mit untrüglicher Sicherheit. So heißt es vom Januar: Eifersucht zwischen zwei Höfen — es ist offenbar von Wien und Berlin die Rede; vom Februar: einige Truppenbewegungen gehen vor sich — in der That hat man im Februar exercirt und paradirt, wie in jedem andern Monat; vom Juli: einige hohe Beamte werden ihrer Stellen entsetzt — es sind die Herren von Auerswald und Bonin. — So gewiß wie der „Lunario di Fuligno" bin ich nun allerdings meiner Sache nicht bei der ausgesprochenen Prophezeiung; dagegen habe ich eine ziemlich beruhigende Wahrscheinlichkeit, daß ich wegen der etwaigen Nichterfüllung derselben im Jahre 1900 keine Vorwürfe zu leiden haben werde. Inzwischen seien wir guten Muthes und hoffen wir, was wir wünschen.

XXXIII.

Römische Schlendereien.

Ich ging, dem Vatican meinen Abschiedsbesuch zu machen. Der Hof des Bramante war noch ebenso schön wie das erstemal, wo ich ihn sah; in der Sala Regia stieg mir die alte Galle bis an die Kehle beim Anblick des Fußfalles des Kaisers Friedrich vor dem Papst Alexander, aber der Hohn übermannte den Zorn angesichts des Bildes der pariser Bluthochzeit, welche das Papstthum ja auch unter seine Triumphe zählt; an der Sixtinischen Capelle ging ich vorüber wie gewöhnlich; in den Loggien des Rafael machte ich, wie schon oft, den vergeblichen Versuch, mich der Deckengemälde ohne eine peinliche Verrenkung der Halsmuskeln zu erfreuen.

Als ich im Begriff war, das Museum zu betreten, stellte sich mir ein dicker Schweizer, der die ganze Thür ausfüllte, in den Weg und sprach: Geschlossen. — Und die Gemäldegalerie? — Gleichfalls. — Warum? — Der Herzog von Modena hat sich ansagen lassen.

Also die kleine Hoheit des Herzogs von Modena füllt die unermeßlichen Räume des vaticanischen Museums dergestalt aus, daß kein Platz übrig bleibt für uns andere gewöhnliche Menschenkinder! Es war das dritte oder viertemal, daß ich, nachdem ich den mehr als halbstündigen Weg nach

dem Vatican gemacht, an der Thür des Museums wieder umkehren mußte.

Die ganze Einrichtung und Verwaltung dieses Museums ist überhaupt die illiberalste, welche sich bei einer „öffentlichen" Sammlung denken läßt. An zwei Tagen der Woche hat man angeblich unentgeltlichen Eintritt, aber die Thürsteher geberden sich gleichwol, als ob es eine reine Gefälligkeit sei, uns das Gitter aufzuschließen, ein Dienst, der seinen Lohn gebieterisch verlangt. An den übrigen Wochentagen ist das Museum gleichfalls für Jedermann offen, nur daß die päpstlichen Diener an diesen Tagen auf ein doppeltes Trinkgeld Anspruch machen und daß sie dem Fremden überdies wo möglich Einen der Ihrigen zum Begleiter aufdringen. Bänke oder Stühle zum Ausruhen und zum bequemen Genusse der vorzüglichsten Werke sucht man im Vatican vergebens. Wenn an andern Orten in jedem Saale oder jeder Abtheilung das Verzeichniß der dort befindlichen Gegenstände aufgelegt oder angeschlagen ist, so hütet man sich im Vatican klüglich vor einem solchen Leichtsinne, der ja offenbar dem Verkauf des Kataloges Eintrag thun würde. Ebenso fehlt jede Nachweisung über den Ursprung oder Fundort der Kunstwerke, wogegen aber an einer großen Zahl derselben mit Uncialbuchstaben in den Marmor eingehauen zu lesen ist: Geschenk des oder des Papstes, eine Prahlerei, deren Roheit jeden unverdorbenen Geschmack empören muß.

Auf dem Rückwege veranlaßte mich die offenstehende Thür, noch einmal in die Sixtinische Capelle einzutreten. Sie war voll von Fremden, welche mit wenigen Ausnahmen ihre Aufmerksamkeit vorzugsweise auf die Teppiche und Behänge richteten, die von dem Osterfeste her in der Capelle zurückgeblieben waren, lauter Stoffe von den grellsten, schreiendsten Farben. Die Wand- und Deckengemälde machten heute keinen stärkern Eindruck auf mich als früher; es

war heller Mittag und ich sah wenig mehr als verworrene, farbige Massen und allgemeine Umrisse. Ein Maler, der das „Jüngste Gericht" copirte, half sich mit einem Perspectiv — es muß gut gewesen sein, wenn er mit dessen Hülfe zu einem halbwegs richtigen Verständniß des Bildes gelangt ist.

In die Peterskirche mußte ich wenigstens im Vorübergehen einen Blick werfen. An der Thür traf ich zusammen — mit wem? — mit dem Herzog von Modena, welchen ein „Monsignore" geleitete und dem ein großer Schwarm von Geistlichen, Adjutanten, Kammerherren und Polizeidienern folgte. Ich war gewärtig, daß man während des Besuches dieses Potentaten auch die Peterskirche für das gemeine Volk sperren werde, allein ich durfte unverhoffterweise trotz jener erhabenen Gegenwart gleichfalls eintreten. Das war doch recht hübsch von der hohen Kirchenobrigkeit.

Da ich das in mehrfacher Hinsicht merkwürdige Kloster San Onofrio noch nicht gesehen, so richtete ich meine Schritte nach dem benachbarten Trastevere. Eine vereinsamte Straße führt nach dem Janiculus hinauf, an dessen der Stadt zugekehrtem Abhange, noch innerhalb der Mauern Roms, das Kloster liegt. Ein kleiner Rasenplatz vor der Pforte, von schönen alten Bäumen beschattet und terrassenartig gelegen, gewährt einen ersten hübschen Ueberblick über die Stadt. In dem bergansteigenden Garten erweitert sich der Gesichtskreis, der Standpunkt bleibt aber doch immer zu niedrig, als daß die Einzelheiten des römischen Panorama sich hinlänglich sondern sollten, um dem Auge ein tieferes Eindringen und ein klareres Verständniß möglich zu machen. Wenn indessen die einzelnen Partien und architektonischen Gruppen weniger deutlich und übersichtlich hervortreten, so hat man dafür ein durch seine Massenhaftigkeit imponirendes Gesammtbild, dessen Vordergrund heut durch Rosen und blühende Orangenbäume und junges Weinlaub reizend decorirt war. Angesichts dieser

großen und geschmückten Scenerie erheben sich vier oder fünf Reihen grasdurchwachsener Backsteinstufen, die Filippo Neri zum Behufe eines Auditoriums unter freiem Himmel hier errichten ließ. Ob die Schüler des heiligen Mannes von seiner frommen Wissenschaft in dieser Umgebung viel profitirt haben mögen?

Der schönste Punkt des wild ins Kraut geschossenen Gartens ist unterhalb der von Tasso benannten Eiche, an deren Fuß der Dichter seinen Lieblingssitz gehabt haben soll. Es ist nur noch ein Bruchstück von dem mächtigen Stamme der Eiche vorhanden, den der Blitz vor einigen Jahren zersplittert. Aber aus diesem kurzen und halbirten Stumpf ist, wie aus einer Kopfweide, ein Büschel junger Zweige hervorgeschossen, von deren Lebenskraft die reiche Fülle ihres kräftigen Laubes zeugt. In dieser Gestalt ist der Baum so dichterisch schön, wie er wahrscheinlich nie zuvor gewesen, und mit einiger Schonung und Pflege könnte er sicherlich noch manche wallfahrende Poetengeneration erfreuen. Aber wer denkt hier an Pflege oder auch nur an Schonung! Noch eine kleine Reihe von Jahren, und er wird von dem Messer der insularischen und der noch gefährlichern Barbaren aus der neuen Welt vollends geschunden und scalpirt sein. Und diese Leute, welche die rührendsten Denkmäler der Vergangenheit in formlosen Brocken davontragen und in einen Rumpelkasten sammeln, diese Leute halten sich alles Ernstes für gebildete Menschen!

In dem Zimmer des Klosters, welches Tasso als Halb-Gefangener und als patentirter Narr bewohnte, sind noch manche Erinnerungszeichen seines Daseins zurückgeblieben. Das anziehendste derselben ist die Todtenmaske, in deren Zügen ein rührender Ausdruck des Leidens liegt, die aber gleichwol kaum das Alter von mehr als funfzig Jahren anzuzeigen scheint, welches Tasso erreichte.

In der alten unscheinbaren Klosterkirche sieht man in die Wand eingemauert einen kleinen schlichten Grabstein mit Tasso's Namensinschrift. Das ist das einzige Monument, welches sich dem Dichter an der Stätte geziemt, wo er im Auftrag fürstlicher Rache vom Pfaffenthum zu Tode gemartert wurde. Wenn eine Gesellschaft von Verehrern Tasso's jetzt damit umgeht, ihm ein mehr oder weniger prächtiges Denkmal in der Kirche San Onofrio errichten zu lassen, so zeugt dieses Vorhaben mehr von gutem Willen als von einem echt poetischen Gefühl. Die düstere Tragik des Schicksales Tasso's findet in jenem einfachen alten Steine einen Ausdruck, welcher durch jeden modernen Zusatz nur geschwächt werden kann, wäre derselbe auch mit edlerm Geschmack behandelt als der Entwurf des Monumentes, dessen Errichtung man beabsichtigt. Will man das Andenken Tasso's durch ein nationales Denkmal ehren, so wird dasselbe an jedem Punkte Roms oder jeder andern italienischen Stadt besser an seinem Platze sein als in der Kirche von San Onofrio. Welche unglückselige Manie die Italiener nur überhaupt fort und fort treiben mag, die Denkmäler ihrer ausgezeichneten Männer durchweg in die Nacht der Kirchen zu verbannen. In allen andern Ländern ist man längst hinaus über diese mittelalterliche Gewohnheit und über den Leichenstil, welchen sie der Kunst aufdringt; in Italien dagegen wüßte ich, mit Ausnahme fürstlicher Standbilder, nicht drei Denkmäler namhaft zu machen, welche an öffentlicher Stätte im Lichte der Sonne allem Volke ein Bild geistiger Größe oder patriotischen Verdienstes vergegenwärtigten. Was insbesondere Rom betrifft, so besitzt es aus christlicher Zeit nicht ein einziges außerkirchliches Denkmal, es wäre denn, daß man die Statuen von Aposteln und steinerne Säulenheilige Monumente nennen wollte. Freilich, es hat seit anderthalbtausend Jahren nicht viele Römer gegeben, denen die Nachwelt ein Denkmal schuldig

gewesen wäre, und die besten unter diesen wenigen stehen auf dem Index. Möglich auch, daß das geistliche Regiment aus Grundsatz kein weltliches Monument und am wenigsten zu Ehren weltlicher Männer duldet. Aber die nämliche Erscheinung wiederholt sich in dem mehr als profanen Neapel, in dem an berühmten Namen überreichen, pracht- und kunstliebenden Florenz, in dem bis gestern republikanischen Genua und Venedig. Und doch ist der Localpatriotismus die heftigste aller öffentlichen Leidenschaften der Italiener, und doch findet man nirgends in der Welt einen so lebhaften städtischen Stolz wie in Italien, eine so dankbare Erinnerung an jeden Namen und jede That, welche der kleinen Heimat Ehre und Ruhm gebracht hat, wäre es auch in den allerfernsten Zeiten gewesen. Columbus und Galilei, Dante und Ariosto, Dandolo und Doria, Cola Rienzi und Masaniello, die Staatsmänner, die Dichter, die Träger der Wissenschaft und die Männer der rettenden Thaten, fast immer fragt man vergebens nach den Denkmalen, welche ihnen die Bewunderung, die Dankbarkeit oder auch nur die Eitelkeit ihrer Mitbürger errichtet. Im glücklichsten Falle wird der Frager in eine Kirche gewiesen, an deren Wänden, zwischen den Bildnissen namenloser Bischöfe und Domherren, irgend ein gemeiner oder geschmackloser Leichenstein das Monument der größten Persönlichkeiten ganzer Jahrhunderte vorstellt. Ist Das Zufall und nichtssagende Gewohnheit, oder ist es ein Kennzeichen des Geistes der Nation? Ich weiß keine Antwort auf diese Frage.

Auf dem Heimwege begegnete ich einem Bekannten, welcher mir vorschlug, ihn zu einem seiner Freunde, einem Geistlichen, zu begleiten, in welchem ich einen ausgezeichneten Mann kennen lernen werde. Don Marcello, den wir in einer kleinen, kalten, nackten und unheimlichen Amtswohnung antrafen, war ein junger Mann von lebhaftem Kopf, aber augenscheinlich ohne eigentlichen Fonds des Geistes und des

Charakters. Wie alle Geistliche, mit denen ich in Berührung gekommen, zeigte er sich sehr begierig nach Nachrichten aus Deutschland, welche schon in Mittelitalien so selten, unzuverlässig und mangelhaft sind, als ob sie aus einem wildfremden Welttheile kämen. Natürlich. Fremde Zeitungen werden hier nicht mehr gelesen, und die italienischen Blätter verstehen selbst Deutschland viel zu wenig, als daß sie ihren Lesern richtige und klare Begriffe über unser Thun und Sein beibringen könnten. Don Marcello wußte von einer engen Allianz zwischen Preußen, Oesterreich und Rußland, einem förmlichen Bunde gegen die Revolution, der ihm große Beruhigung gab. Das in jenen Tagen aufgetauchte Gerücht von drohenden Forderungen, welche Oesterreich an Piemont gestellt habe, namentlich in Bezug auf die Freiheit der Presse und der Rednerbühne, gab Don Marcello Gelegenheit, auf die entschiedenste Weise Partei für Oesterreich zu nehmen gegen Sardinien, dem er ohne Scheu eine dritte und letzte Niederlage wünschte. Die italienische Geistlichkeit, und die römische insbesondere, ist überhaupt durchweg anti-national, jeden Augenblick bereit, das Vaterland preiszugeben, um ihre Stellung zu retten, und diese verrätherische Selbstsucht ist es, die sich früher oder später furchtbar rächen wird.

Die Wiederherstellung des Papstes durch die Mitwirkung aller katholischen Mächte, die ihre historische Eifersucht diesmal gänzlich vergessen, galt Don Marcello für die sicherste Bürgschaft für die weltliche Zukunft der Kirche; daß aber sogar die protestantischen Staaten durch ihren moralischen Beistand zu jenem großen Ereignisse mitgewirkt, das konnte er sich nur durch ein Wunder Gottes erklären. Ich wußte eine andere Erklärung, die sich weniger auf die göttliche Weisheit, als auf menschliche Unweisheit und Schwachheit stützt, aber ich verschwieg sie, um Don Marcello nicht scheu zu machen, dessen Herzensergießungen mir sehr wohl gefielen.

Der geistliche Herr schien indessen dem Weltfrieden und seinem eigenen Raisonnement doch nicht recht zu trauen, und er kam immer auf Deutschland zurück, als den eigentlichen Schlüssel der europäischen Situation. Die Regierungen von Oesterreich, Preußen, Baiern, meinte er, seien zuverlässig; wie es denn aber mit der Volksstimmung stehe, ob sie vor allen Dingen gut monarchisch aus den Bewegungen der letzten Jahre hervorgegangen? Ich konnte nicht umhin, ihm meine Beobachtungen und Erfahrungen ziemlich offenherzig mitzutheilen, deren Inhalt dem Don Marcello begreiflicherweise nicht sehr behagte. Die Monarchie, meinte er, sei eine unabweisliche Consequenz des Autoritätsbedürfnisses der menschlichen Natur, eine Nothwendigkeit. Aber Amerika? wendete ich ein. Ach, Amerika! versetzte Don Marcello. Die Amerikaner sind zur Republik gekommen ohne zu wissen wie; sie sind schläfrige, einfältige Menschen, verweichlicht durch Wohlleben und Klima, und so kommt es, daß sie die Häupter des Staats schalten lassen wie es ihnen beliebt, so kommt es, daß der republikanische Name fortbestehen kann, weil die republikanischen Leidenschaften fehlen.

Damit war unser Gespräch an einem Punkte angekommen, wo natürlich jede Gegenrede von meiner Seite aufhören mußte. Glücklicherweise trat in diesem Augenblicke der Famulus des Geistlichen ein, der auf einen Wink seines Herrn im Schlafzimmer Chocolade zubereitet hatte. Die Chocolade war vortrefflich, das Backwerk gleichfalls, und ich verließ Don Marcello ebenso zufrieden mit seiner Bewirthung, wie erbaut durch seine Unterhaltung.

XXXIV.

Von Rom nach Neapel.

Rom ist todt, es lebe Neapel! Das war der Ruf, welcher am Tage nach der Beendigung des römischen Carneval durch alle Reihen des Heeres der fremden Wallfahrer ging. Manche hatten den Reisewagen in demselben Augenblick bestiegen, wo im Corso die letzte Wachskerze erlosch, am Aschermittwoch sah man ganze Karavanen durch die Straßen ziehen, welche nach dem Thore San Giovanni führen, und bevor die Woche zu Ende ging, schien Rom halb ausgestorben zu sein. So war es denn wol an der Zeit, meinerseits gleichfalls an den Abzug zu denken, obgleich das Märzwetter nichts weniger war als einladend zur Reise.

Die Reise von Rom nach Neapel muß allen Ueberlieferungen gemäß nothwendigerweise mit einem Vetturin gemacht werden, und dazu bedarf es einer Reisegesellschaft von vier bis sechs Personen, welche man nicht immer findet, wie man sie mag, und die man zuletzt doch so nimmt, wie man sie just haben kann.

Hätte ich mir meine Reisegefährten bestellen können, sie würden denen, welche ich hatte, sehr wenig ähnlich gesehen haben. Ein Deutsch=Amerikaner, zu übellaunig, um ein angenehmer Begleiter zu sein, zwei amerikanische Seeoffiziere, der eine eintönig wie ein Pescheräh, der andere roh wie ein

Halbwilder, und als fünfter Mann ein glatt polirter, aber lächerlich unwissender Italiener, das waren die Genossen, mit denen ich auf vier Tage in den engen Raum von vier Kutschwänden eingesperrt werden sollte. Nun, der Wille des Schicksals geschehe! sagte ich mit Ergebung.

Der Himmel schien Wohlgefallen an meiner frommen Resignation zu haben, denn nach wochenlangem Sturm und Regen nahm er kurz vor dem zur Abfahrt bestimmten Tage plötzlich die heiterste Miene an. Zwei herrliche Frühlingstage wurden auf die weitläufige Regelung der Paßangelegenheit und andere Reisevorbereitungen verwendet, und als der ersehnte Morgen anbrach, da — regnete es in Strömen.

In trüber Morgendämmerung fuhren wir in die aschgraue Welt hinaus. Die anfangs ziemlich lebhafte Unterhaltung verstummte bald, und im Stillschweigen der übeln Laune ging es durch die öde Campagna auf das vom Regenschleier halb verhüllte Albaner Gebirge zu. Rechts und links von der Straße — man nennt sie heute noch die Appische — in größerer und kleinerer Entfernung melancholische Trümmer ansehnlicher Bauwerke, deren einstmalige Form und Bestimmung man höchstens errathen mag, wiewol manche von ihnen auf gut Glück mit historischen Namen belegt werden. Mit Sicherheit erkennbar sind nur die Ueberreste ungeheurer Wasserleitungen, von denen hier und da noch lange Bogenreihen aufrechtstehen, durch weite Lücken unterbrochen, in welchen selbst der letzte Stein der Grundmauern unter dem Rasen des Angers verschwunden ist. In großen Entfernungen voneinander liegen einige armselige Schenken an der Straße; ein Dorf, eine Ansiedlung, ein Stück bebauten Bodens ist stundenweit nicht zu sehen.

Nach mehrstündiger Fahrt hatten wir die wüste Campagna endlich hinter uns, und die Straße begann das Ge-

birge hinanzusteigen, welches von dem auf halber Höhe desselben gelegenen Albano benannt wird, das diesen Namen seinerseits, vorbehältlich des bessern Wissens der Herren Archäologen, wahrscheinlich von dem weiland benachbarten Alba Longa geerbt hat. Als wir in die Stadt einfuhren, hatte der Regen nachgelassen und den Albanern gestattet, sonntäglicher Sitte gemäß, ihre nachkirchliche Volksversammlung zu halten. Der Marktplatz und die Hauptstraße wimmelten von Männern, jung und alt. In Deutschland würde man bei einem solchen Anblick den Ausbruch einer Revolution nahe geglaubt und mindestens die Gendarmerie requirirt haben; hier aber handelte es sich lediglich darum, ein wenig Maulaffen feil zu halten, was nach den Gesetzen des Kirchenstaates nicht verboten ist und von der päpstlichen Polizei für unbedenklich gehalten wird.

Die Frauen, als das frömmere Geschlecht, waren inzwischen noch in der Kirche versammelt, sodaß wir also die erwünschte Gelegenheit hatten, die berühmte Schönheit der Albanerinnen und ihre gepriesene malerische Tracht in Masse auf uns wirken zu lassen. Das Hauptstück dieser Tracht besteht in dem weißen Tuche, welches viereckig gefaltet auf dem Kopfe flach aufliegt; der übrige Anzug hat sich der heutigen Weltmode angepaßt, mehr noch als der der Römerinnen selbst, welche wenigstens bei feierlichen Gelegenheiten immer noch in der rothen Jacke mit Goldborten erscheinen, die schon ihren Urgroßmüttern so gut zu dem vollen Körper und dem ausdrucksvollen Gesichte gestanden hat.

Was nun die Schönheit der Albanerinnen betrifft, so fand es sich nach sorgfältiger Heerschau, daß sie keinen von uns aus der Fassung gebracht hatte. Einige hübsche Gesichter neben einer viel größern Zahl von nicht hübschen, das war es, was wir Alle in der Kirche gefunden. Schön

würde ich höchstens zwei oder drei Frauen genannt haben, welche die Jugend längst hinter sich hatten, schön wie die Großmutter einer zehnjährigen Enkelin nur immer sein kann.

Während der Vetturin seine Pferde fütterte, wollten wir uns die Umgebungen von Albano ein wenig ansehen, so weit Wind und Wetter es erlaubten. In einer Viertelstunde erreicht man vom Städtchen aus den Rand eines tiefen Kraters, dessen unterer Theil, mit Wasser ausgefüllt, den Namen des Albaner Sees führt. Am jenseitigen Ufer bezeichnet man die Stelle, wo Alba Longa gestanden und Hannibal, als er Rom bedrohte, sein Lager aufgeschlagen haben soll. Beide Angaben haben nichts Unwahrscheinliches, sollten sie indessen falsch sein, so würde der Reiz der Landschaft in meinen Augen dadurch nicht verlieren.

Auf der schmalen Kraterwand führt ein wunderhübscher Weg nach dem päpstlichen Lustschlosse Castel Gandolfo. Zur Rechten der tief unten ruhende dunkle See, zur Linken die Aussicht über die Campagna und über Rom bis in das Meer hinaus, und zu Häupten ein grünes Laubgewölbe, von schlanken lebendigen Säulen getragen. Das Schloß des Papstes gleicht einer finstern Kaserne. Der dabei liegende Ort ist ein armseliges schmuziges Dorf, sodaß ich den Hinweg das Schönste nennen würde, was Castel Gandolfo zu bieten hat, wenn wir nicht einen noch schönern Rückweg gefunden hätten. Am äußern Abhange des Berges nämlich, welcher das Ufer des Sees bildet, führt eine zweite Straße nach Albano zurück, welche zwar weniger Aussicht gestattet, dafür aber durch die uralten Bäume, mit denen sie eingefaßt ist, einen Schmuck erhält, der für jenen Mangel hinlänglich entschädigt. Es sind immergrüne Eichen, dicker als die stärksten Ulmen im wiener Prater, wahre Wunderthiere ihrer Gattung. Einige davon haben sich unter dem

Gewichte ihrer eigenen Schwere auf die Seite geneigt und sind durch mächtige steinerne Säulen gestützt, und fast jede derselben ist für sich allein ein reizendes Landschaftsbild. Ich verweilte so lange in dieser Zauberallee, daß ich die Zeit zum Besuche des idyllisch gelegenen Grabes des Pompejus darüber versäumte, was mich indessen nicht hinderte, sehr zufrieden mit meinem Ausfluge wieder in den Wagen zu steigen.

Einige tausend Schritte von Albano entfernt liegt, hart an der Landstraße, ein sonderbares Monument, welches im Munde des Volks das Grabmal der Horatier genannt wird, während die Gelehrten ein Denkmal darin sehen wollen, welches der König Porsenna seinem Sohne Aruns habe setzen lassen, welcher in dem zu Gunsten des Tarquinius unternommenen Restaurationskriege den Tod fand. Der stärkste Grund für die Ansicht der Gelehrten besteht darin, daß sich das Gegentheil nicht beweisen läßt. Möglich in der That, daß die junge Republik ein Denkmal nicht blos geduldet, sondern sogar ganz gern gesehen, welches die Legitimität so zu sagen ihrer eigenen Niederlage gesetzt. Aus den jüngsten Tagen könnten wir Beispiele eines umgekehrten Verfahrens anführen. Waren wir doch Zeuge, daß sogar ein Gemälde, welches den Tod des Generals Manara behandelt — er fiel bei der Belagerung Roms durch die Franzosen — seines Gegenstandes wegen von einer öffentlichen Ausstellung ausgeschlossen wurde, obgleich die hohe Obrigkeit den Maler als einen Mann von unzweifelhaft correcter Gesinnung kennt, der sich bei der Wahl seines Stoffs von rein künstlerischen Rücksichten hatte bestimmen lassen.

Unweit des Denkmals der Horatier verließen wir den Wagen, um zu Fuß einen Richtweg nach Ariccia einzuschlagen, welches seit den Zeiten, wo Horaz dort auf zärtliche Abenteuer ausging, zwar seinen Namen um einen

Buchstaben bereichert hat, an Wohlstand und Bevölkerung aber allem Anschein nach beträchtlich zurückgekommen ist. Die Lage des Städtchens dagegen, auf einem steilen Hügel, vor sich die römische Ebene, die Stadt und das Meer, mit dem Rücken angelehnt an einen prächtigen Wald, zur Rechten von reichen Fluren, zur Linken von der romantischen Wildniß des berühmten Parks des Fürsten Chigi flankirt — die Lage von Ariccia ist im höchsten Grade einladend und anmuthig. Um den Zugang zu der Stadt zu erleichtern und abzukürzen, hat man vor zehn oder funfzehn Jahren ein Werk unternommen, welches im ganzen Kirchenstaate vielleicht einzig ist in seiner Art, und das der thatkräftigsten Regierung Ehre machen würde. Die tiefe Schlucht nämlich, welche vor dem Hügel von Ariccia liegt und durch welche sich die bisherige Landstraße mühsam hindurchwindet, ist überbrückt worden, und über die neue Brücke, deren Vollendung jetzt nahe bevorsteht, da die Arbeiten an derselben während der Revolution nicht unterbrochen wurden, nahmen wir in Gesellschaft eines Schwarms geschwätziger französischer Soldaten unsern Weg. Zwei Bogenreihen, von denen die obere eine sehr beträchtliche Höhe hat, tragen die Brücke, welche, bei einer außerordentlichen Länge, ungemein zierlich erscheint, unbeschadet des Eindrucks der Festigkeit und Dauer. In Deutschland haben kleinere Staaten als der römische großartigere Werke ähnlicher Art ausgeführt, in Italien aber, und zumal im päpstlichen Italien sind solche Unternehmungen zu selten, als daß wir sie nicht, von jeder Vergleichung absehend, bewundern sollten, wenn sie uns aufstoßen.

Auf Waldwegen und zwischen Alleen erreicht man das in einem reizenden Hügellande gelegene Genzano. Diese ganze Gegend ist so lieblich anzusehen, daß man kaum ohne Gewissensbisse als flüchtiger Reisender hindurcheilen kann.

Nach allen Seiten hin herrliche Gesichtspunkte, lachende Thäler, lockende Seen, Waldesfrische, überall die Spuren eines großen Ehemals, und freundliche Aufforderungen zum frohen Genusse des heutigen Tages. Um aber den heutigen Tag froh genießen zu können, darf man freilich kein Italiener sein — und auch kein Deutscher.

In Velletri, wo wir Nachtquartier machen sollten, kamen wir drei Stunden vor Sonnenuntergang an, sodaß wir uns alle mit Verwunderung fragten, warum wir denn eine Stunde vor Sonnenaufgang von Rom abgefahren, oder nicht wenigstens unsern Aufenthalt in Albano oder in Ariccia um ein paar Stunden verlängert. Die Antwort auf diese Fragen wußte Niemand zu finden, und weniger als Alle der Vetturin. In Velletri wurden die noch übrigen Stunden des Tages zu einer wahren Last. Die Stadt ist zwar ziemlich groß, aber armselig, schmuzig, in den engen, bergauf bergab führenden Gassen sucht man vergebens nach einer Beschäftigung für das Auge, und draußen vor den Thoren ist gleichfalls nichts zu finden, was die Mühe eines Ganges lohnte. Der einzige hübsche Punkt, welchen Velletri bietet, ist ein kleines Stück eines alten Walles, hoch gelegen am Rande eines blühenden Thales, welches jenseits von trostlos nackten Bergen begrenzt wird. Dort lustwandelte ich, im ziemlich uneigentlichen Sinne des Worts, bis zum Sonnenuntergang. Er war schrecklich, wie wenn man — um ein Bild im Homerischen Stil zu gebrauchen — einen neuen Louisdor in ein Dintenfaß versenkt. Ich verzweifelte, das Gestirn des Tages jemals wieder zu sehen, und ging, einer neuen Sündflut gewärtig, mit dumpfer Resignation zu Bett.

Als der Kellner am andern Morgen weckte, war meine erste Frage nach dem Wetter. „Noch regnet es nicht", lautete die trostreiche Antwort. Fünf Minuten später war das

Wort des Kellners nicht mehr wahr, und was in der Nacht im Punkte des Regnens etwa versäumt worden, das wurde im Lauf des Tages überreichlich nachgeholt. Von Sonnenuntergang war heute ebenso wenig die Rede wie von Sonnenaufgang, und als ich wiederum zu Bette ging, war ich zweifelhafter als vierundzwanzig Stunden zuvor, ob die Sonne überhaupt noch existire.

Bei Cisterna, ein paar Stunden von Velletri entfernt, beginnen die Pontinischen Sümpfe, durch welche sich die Landstraße schnurgerade viele Meilen weit bis in die Nähe von Terracina fortzieht. Torre de' tre Porti ist die einzige Ortschaft, welche man auf dieser ganzen Strecke Weges berührt oder auch nur sieht, und diese Ortschaft besteht lediglich aus einer Posthalterei und einer Kirche. Die Straße ist gut, von mehrfachen Reihen schöner alter Bäume eingefaßt und beinahe in ihrer ganzen Länge von dem Hauptkanal begleitet, welcher das Wasser der Sümpfe dem Meere zuführt.

Außer diesem Kanal war übrigens von Sumpfwasser wenig zu sehen, trotzdem daß wir uns mitten in der Regenzeit befanden. Buschland, Wiese und Weide, und hier und da ein reich bewachsenes Stück Ackerfeld, von Gräben durchschnitten, füllen das ganze Gebiet der Pontinischen Sümpfe aus, soweit es dem Auge von der Straße aus erreichbar ist. Zur Linken wird dieses Gebiet von dem kahlen Sabiner Gebirge, zur Rechten durch eine waldige Wildniß begrenzt, welche sich in beträchtlicher Breite am Meeresrande hinzieht, ein morastiges, urwaldartiges Dickicht und eins der reichsten Jagdreviere, welche in Italien übriggeblieben sind.

Eine Stunde diesseits Terracina verändert der Bergzug zur Linken seine Richtung und nöthigt die Straße dadurch gleichfalls eine kleine Wendung zu machen, worauf sie dann, wiederum gerade wie ein Pfeil, auf die Stadt losgeht. Auf dieser ganzen Strecke ist der freie Raum zwischen der

Straße und dem Fuße der Berge den Sümpfen abgewonnen und in ein Ackerland verwandelt, welches von Fruchtbarkeit strotzt; nach der Seeseite hin dagegen sieht man nichts als busch- und baumbewachsene Gründe, welche jetzt bis dicht an die Straße herantreten.

Die schlechte Luft, welche die Pontinischen Sümpfe unbewohnbar macht, herrscht bis an die Thore von Terracina. Die Stadt selbst verdankt ihre weniger ungesunde Lage dem Umstande, daß das Gebirge sich hier dem Meere so weit nähert, daß nur Platz für einige Häuserreihen übrig bleibt. Von der fernern Trockenlegung der Sümpfe ist kaum mehr die Rede, man versichert sogar, daß seit dem Liegenbleiben der zu diesem Zweck in frühern Zeiten unternommenen Arbeiten das Uebel mit jedem Jahr wieder ärger wird. In Toscana — das morastige Küstenland erstreckt sich bekanntlich bis nach Livorno hinauf — wo man die Austrocknung der dort sogenannten Maremmen mit großem Eifer und bis auf den heutigen Tag betrieben hat, ist der Erfolg bisher wenigstens ein sehr geringfügiger gewesen, sodaß man an der Möglichkeit des Gelingens eines Unternehmens verzweifeln könnte, welches so oft vergeblich versucht worden, wenn es nicht geschichtlich feststände, daß wenigstens ein großer Theil jenes versumpften Bodens einst ein blühendes, stark bevölkertes Land gewesen. Und überdies, wenn es den Holländern gelungen ist, aus ihren Morästen einen großen Garten zu machen, was würde nicht unter dem unendlich günstigern Himmel Italiens durchgesetzt werden können, sobald die rechten Leute Hand ans Werk legten! Die rechten Leute aber sind eben nicht vorhanden, und es wird vermuthlich lange währen, ehe sie geboren werden.

Terracina zieht sich am Rande des Meeres am Abhange eines Berges hinauf, welcher mit einer mächtigen Schloßruine gekrönt ist, die man auf gut Glück vom Gothen-

könige Theodorich benennt. Vor dem Berge hält ein senkrecht abgeschnittener Felsen Wacht, welcher so zu sagen von dem Pflaster der Stadt thurmartig emporsteigt und dessen Fuß bei hochgehender See über die Straße hinweg von den Wellen bespült wird. Ein idyllischer Schmuck der wildromantischen Landschaft sind die kleinen Gärten, welche zwischen vereinzelten Häusern am Bergesabhange emporsteigen, voll von Orangen- und Citronenbäumen, mit tausend Früchten beladen; dazwischen blütenreiche Pfirsich- und Mandelbäume, und hier und da, wie eine Gazelle in der Ziegenheerde, eine vornehm einsame Palme. Das dunkle Grün der durchwinternden Bäume schattete sich malerisch ab gegen das erste zarte Laub der Pappeln und Weiden, und neben den Sträuchen und Bäumen, an deren schlanken Zweigen die Blüte dem Laube vorausgeeilt war, traten die wunderlich verrenkten Gestalten der nackten Feigenbäume phantastisch hervor; mit Einem Wort, das Frühlingsbild von Terracina war trotz des trüben Himmels zauberisch schön.

Das Albergo Reale in Terracina ist, ungeachtet seines prahlerischen Namens, ein sehr anständiger Gasthof, groß, mit geräumigen, wohleingerichteten Zimmern und mit voller Aussicht auf den Hafen und das Meer. Was den Hafen betrifft, so ist er zwar klein und schlecht, aber immerhin groß und gut genug für das Bedürfniß, falls sich dasselbe nach den beiden Fischerbarken bemessen läßt, welche, aufs Ufer gezogen, an jenem Tage den ganzen Bestand der in Terracina anwesenden Kriegs- und Kauffahrteiflotte ausmachten.

Auf einem Gange durch die Stadt zeigte man mir eine alte Kirche von den sonderbarsten Formen, und erzählte man mir von einem Büffelrennen, welches jährlich auf einer überaus abschüssigen Straße gehalten wird und das bei der Schwerfälligkeit jener Thiere spaßhaft genug sein mag.

Uebrigens, um mit Immermann's altem Schwaben zu reden, „lauter wüste Kerl, und sonst weiter nichts zu sehen."

Am nächsten Morgen erwachte ich unverhoffterweise bei blauem Himmel und Sonnenschein, trotz der Prophezeiung zweier jener wüsten Kerle, die sich Seeleute nannten und mit großer Zuversicht neuen Regen weissagten. Der Wasservorrath des Himmels mußte wol vollständig erschöpft sein, denn binnen der nächsten vier Wochen fiel kaum ein Tropfen mehr zur Erde.

Heute bestiegen wir unsern Wagen frohern Muthes als gestern, wo er uns eigentlich als Arche gedient hatte. Eine Stunde hinter Terracina verläßt man das päpstliche Gebiet durch ein Thor, das den Durchgang durch eine Art von chinesischer Mauer öffnet, welche die Gebiete von Rom und Neapel voneinander absperrt, wenn nicht zur Abwehr gegenseitiger Feindseligkeiten, so doch zur Erschwerung des Schmuggels. An einem zweiten Thore wartete unser Polizei- und Zollamt. Die Paßförmlichkeiten waren für uns Ausländer dadurch abgemacht, daß wir dem Beamten Namen und Heimat vorbuchstabirten. Anders mit dem Italiener; er mußte außer dem Passe noch ein besonderes politisches Sittenzeugniß beibringen, mit welchem er sich in Rom auf die Weisung des neapolitanischen Gesandten vorsorglich versehen hatte. In Terracina war ihm die Auszeichnung zu Theil geworden, daß man von ihm, dem getreuen Unterthan Sr. Heiligkeit des Papstes, eine beträchtliche Paßsteuer erhob, während wir Ausländer frei ausgingen. Kurz in den kleinen wie in den großen Dingen, in persönlichen wie in öffentlichen Angelegenheiten wird das Glück, ein Deutscher zu sein, unglaublicherweise noch überboten durch den Vortheil ein Italiener zu heißen.

Nach der Polizeistube das Zollamt. Hier hatten wir lediglich die Erklärung zu Protokoll zu geben, ob wir steuer-

bare Gegenstände bei uns führen oder nicht, worauf wir nach der Hauptdouane entlassen wurden, jedoch nicht ohne dem Zöllner, welcher das Schriftstück abgefaßt, und den Carabinieren, die dabeigestanden hatten, unsern Tribut entrichtet zu haben. Einer der letztern nahm alsdann neben dem Kutscher Platz, nachdem er uns höflichst um Entschuldigung gebeten, daß er uns den Rücken zuwende, und unter seiner Escorte ging es nach dem Hauptzollamte im nahe gelegenen Fondi, wo wir von den Weitläufigkeiten einer förmlichen Durchsuchung gegen klingende Münze freigesprochen wurden.

Ein quiekendes Concert bettelnder Kinderstimmen geleitete uns durch die schmuzigen Gassen von Fondi bis zum Stadtthore, wo ein Vorspannpferd auf uns wartete. Draußen wendet sich nämlich die Straße aus der von Fruchtbarkeit strotzenden Ebene zur Linken nach dem Gebirge hin, dessen Höhepunkt sie in mäßiger Steigung binnen zwei Stunden erreicht. Die untern Abhänge der Berge sind terrassenförmig aufgemauert und mit Oelbäumen bepflanzt, während die Gipfel in trauriger Nacktheit dastehen, wiewol die Wiederbewaldung derselben an vielen Stellen immer noch möglich wäre, wenn man in Italien Geld und Lust hätte, sich mit Unternehmungen zu befassen, deren Nutzen erst einem künftigen Geschlecht zu gute kommen wird.

Zu meiner nicht geringen Verwunderung wurde hier, eben jetzt in der Mitte des März, die Olivenernte gehalten, die in Oberitalien und im südlichen Frankreich in den October und November fällt. Die Oliven, welche man hier Landes am Stiele überwintern läßt, sind in der That reifer, fleischiger, saftreicher und viel angenehmern Geschmacks als diejenigen, welche an andern Orten im Herbst abgeerntet werden, und es käme sicherlich nur auf eine leidliche Behandlung an, um durch ihr Erzeugniß das Provenceröl vom euro-

päischen Markte zu verdrängen, den dasselbe bis jetzt beinahe ausschließlich inne hat. Aber wie sollten die Italiener dazu kommen, ein gutes Oel zu machen, sie, die ihren köstlichen Trauben kaum ein erträgliches Getränk abzugewinnen wissen!

Dem langsam bergan steigenden Wagen vorausgehend, wurde ich von einem jungen Menschen angesprochen, dem ein allem Anschein nach überreifer grauer Staar das Gesicht genommen hatte. „Wie lange seid Ihr blind?“ fragte ich ihn. „Seit vierzehn Jahren“, war die Antwort; „ich war zwölf Jahr, als ich das Gesicht verlor.“ — „Aber Euer Uebel läßt sich ohne Zweifel heilen; habt Ihr Euch denn nie an einen Arzt gewendet?“ — „O ja, allein die Aerzte verlangen Geld und ich habe keines.“ — „Aber es muß öffentliche Anstalten geben, in denen Ihr Euch behandeln lassen könnt?“ — „Freilich, freilich, in Neapel ist ein Blindenspital, aber“, setzte er mit einem Lachen hinzu, das mir durch die Seele schnitt, obgleich es keineswegs bitter klang, „aber um in das Blindenspital zu kommen, muß man ebenfalls Geld haben, und ich bin, wie Sie sehen, ein Bettler.“ — Also ein Mensch in der Blüte der Jugend seit vielen Jahren zur Blindheit verdammt, weil ihm die paar Goldstücke fehlen, mit denen er sich aller Wahrscheinlichkeit nach das Gesicht wieder erkaufen könnte! Diese Thatsache dünkt mich schauderhafter als ein Hungertod. Als ich dieselbe in Neapel einem Manne mittheilte, welcher sich nicht nur des Besitzes aller seiner Sinne, sondern auch der Mittel erfreut, denselben jede Art von Genuß zu verschaffen, wurde mir erwidert, daß jener Blinde sich vermuthlich nicht operiren lassen wolle, um seine bequeme Bettlerexistenz nicht zu verlieren. Als ob man in Italien eines Vorwandes bedürfte, um zu betteln! Hätte aber jene Vermuthung wirklich das Rechte getroffen, dann würde mir die Sache in

einem noch schrecklichern Lichte erscheinen. Wie, in der That, sollte man eine Volkserziehung bezeichnen, welche es einem menschlichen Wesen möglich macht, sein Gesicht um Almosen zu verkaufen! Wer seine Augen hergäbe um eine Million, den würde man schlechter nennen können als die schlechteste Bestie; wer sich aber für Bettelpfennige blind machte, dessen Verworfenheit würde keinem Ausdrucke der menschlichen Sprache erreichbar sein. Und eine solche Verworfenheit sollte im starkgläubigen, in der Polizeischule so wohlerzogenen Volke der Neapolitaner gefunden werden?

An dem malerisch gelegenen Felsenneste Itri vorbei führt die Straße über Berg und Thal nach Molo di Gaeta, gegen welches ich mit einem lebhaften Vorurtheil erfüllt wurde, als wir die abschüssige Gasse der engen finstern Vorstadt hinabrasselten. Aber siehe da, mitten in einer Reihe armseliger Häuser öffnet sich ein Gitterthor, in welches der Wagen einbiegt, das holperige Pflaster bleibt hinter uns und über wohlgeebnete Sandwege, zwischen den Blumenbeeten und verschnittenen Bäumen eines französischen Gartens rollen wir rasch auf ein Landhaus von vornehmer Miene zu. Weder im Theater noch im Leben habe ich je einen überraschendern Decorationswechsel gesehen. Das Erstaunen steigerte sich aber zum Entzücken beim vollen Ueberblick des Punktes, auf welchem wir uns befanden, und seiner Umgebung. Von dem Rande des schönen Gartens, welcher uns gastlich aufgenommen, stieg eine Reihe von Terrassen bis zum Meere hinab, alle bedeckt mit Bäumen, die theils in voller Blütenpracht, theils im Goldschmuck ihrer reifen Früchte dastanden. Alte Bautrümmer, vom Meere halb überflutet, ragten in diese blühende Welt herein wie eine dichterische Mahnung an die Vergänglichkeit. In unermeßlichem Bogen lag die ganze Bai von Gaeta vor unserm Blicke, rechts von der Stadt eingeschlossen, welche ihr den Namen gibt und die sich in langer

weißer Linie unter einem halbkugelförmigen Berge hinwegzieht, um zuletzt in ein wahres Vorgebirge von Baumassen und Festungswerken auszulaufen. Zur Linken reicht der gewaltige Schwung des Bogens der Bai bis zum thurmartigen Capo Miseno hinauf, in dessen Nähe der Vesuv seine beiden Hörner emporstreckt. Vor der Mündung der Bai aber, in weiter Ferne liegt Ischia mit einigen andern Inseln, Ponza, Ventotiene, Namen, die wie zerschmetternder Donnerton in die Träume gewisser Leute in Neapel hineingellen müssen, wenn diese Leute noch so viel Gewissen haben wie Franz Moor. Auf jenen Inseln liegen in tiefen Felsenlöchern begraben Hunderte der Männer, welche sich erfrecht haben, die neapolitanischen Verfassungsversprechungen von 1848 im Ernste zu nehmen und deren Erfüllung zu verlangen. Dieses neapolitanische Land ist ein Stück des Paradieses, welches der Teufel zu seiner Colonie gemacht hat.

Haus und Garten, wo wir abgestiegen waren, sind die Besitzung eines neapolitanischen Grafen oder Fürsten, der in Betracht der schweren Zeiten seinen reizenden Landsitz, der unter dem Namen der Villa Caposele weit und breit berühmt ist, an einen Gastwirth verpachtet hat. Desto besser für das Volk der Reisenden. Unser Jahrhundert, dessen entschiedenes Streben darauf ausgeht, das Schöne, und überhaupt Alles, was Genuß gibt, zum Gemeingut zu machen, es weiß tausend Mittel zu seinem Zwecke zu finden, und man braucht wahrhaftig kein Communist, sondern nur ein wenig Mensch zu sein, um sich seiner Strebsamkeit und seiner Erfolge nach dieser Richtung hin zu freuen. Die socialistischen Narrheiten sind der Rauch des Feuers auf dem Altar; je heller dasselbe aufflammt, desto dünner wird der Rauch, desto rascher und spurloser verschwindet er in der Luft.

Der reizende, üppige Vordergrund, wenn er wie heute in den reichen Farben des neapolitanischen Frühlings prangt,

macht die Landschaft, welche man von der Villa Caposele aus überblickt, zu einem unvergleichlichen Bilde. In Neapel selbst habe ich nichts gesehen, was mir eine ähnliche Erinnerung zurückgelassen hätte, und erst durch den Anblick von Sorrent wurde der Eindruck der Villa Caposele überboten. Marcus Tullius Cicero, der würdige alte Herr, der sich auf die edelsten und feinsten Lebensgenüsse verstand wie wenige seiner Zeitgenossen, und noch wenigere von Denen, welche ihnen gefolgt sind, Cicero schon hat der Schönheit dieser Stätte eine Beglaubigung gegeben, indem er sich hier ein Landhaus baute, dessen Ueberreste man in den Trümmern am Rande des Meeres zu erkennen glaubt. Wo immer im italienischen Lande ein von der Natur vorzugsweise begünstigter Punkt war, da hatte Cicero einen Sommersitz. Das neue Cäsarenthum hatte nebenbei eine gute Erbschaft zu machen, indem es diesen Mann auf die Proscriptionsliste setzte, welcher bei allen seinen kleinen Schwächen, und bei aller humanen Cultur, dennoch von echt römischem Patriziersinn beseelt war, und dessen großer parlamentarischer Name schon unverträglich sein mochte mit dem neuen Zustande der Dinge, mit dem neuen System der Ruhe und Ordnung, welches nach fünfhundertjähriger Anarchie in Rom endlich die Oberhand erhielt.

Gaeta hat, über die Bai hinweg, ein sehr stattliches Ansehen. Zu Wasser erreicht man die Stadt von Molo di Gaeta aus in einer halben Stunde, allein der Einlaß ist für die Fremden mit so großer Weitläufigkeit verbunden — man scheint eine Ueberrumpelung der Festung durch Mazzinisten zu fürchten, die sich etwa als Engländer verkleiden möchten, — daß man bei beschränkter Zeit wohl thut von vorn herein darauf zu verzichten. So begnügten wir uns denn mit einer Wanderung durch die schmuzigen Gassen von Molo di Gaeta, in denen mir nichts so sehr auffiel als die

große Zahl blauaugiger und blonder Menschen. Auf dem Rückwege kam ein Polizeibeamter, welcher in uns eine gute Beute erspäht zu haben glaubte, hinter uns drein gelaufen, mit dem Vorschlage, das Visa unserer Pässe zu besorgen, welches am Thore genommen werden müsse, ehe man die Stadt verlassen könne. In der Ungewißheit, wie es sich mit der Wahrhaftigkeit dieser Mittheilung verhalte, lehnten wir das damit verbundene Anerbieten ab. „Nun denn", sagte der polizeiliche Biedermann trotzig, „da Sie mir die Pässe nicht geben, so werden wir Sie am Thore zwei Stunden warten lassen." — „Das wollen wir sehen", war die Antwort.

Bald darauf waren wir in unserm Wagen am Thore. Der Polizeimann von vorhin trat an den Schlag und bat äußerst höflich um die Pässe. „Es ist 1 Uhr", sagte ich ihm, indem ich ihm die Uhr zeigte, „und ich bin doch neugierig, ob Sie Wort halten." Mit einer nichtssagenden artigen Redensart verschwand er in die Wachstube, und nach einigen Minuten war das Geschäft beendet. Mit freundlichster Miene überreichte er uns die Papiere, indem er sich der buona grazia unserer Excellenzen empfahl. „Aber die zwei Stunden, die Sie uns versprochen hatten?" sagte ich, indem ich ihm von neuem die Uhr zeigte. Irgend ein gutgewendeter Scherz war die Antwort, welcher eine abermalige Erinnerung an die buona grazia folgte. Ich war schwach genug in die Börse zu greifen, und unter einer Flut polizeilicher Glückwünsche setzten unsere Excellenzen die Reise fort.

Der Tag ging auf die Neige, als wir in Santa Agata ankamen, einer einsam an der Landstraße gelegenen Herberge, deren Bauart und Einrichtung einigermaßen an eine spanische Venta erinnert, nur daß der Stil der letztern doch in allen Fällen weniger civilisirt und so zu sagen morgenländischer erscheint. Die Venta liegt überdies gewöhnlich in felsiger

Einöde, in welcher man, soweit das Auge reicht, kein zweites Haus, geschweige denn einen Kirchthurm entdeckt; Santa Agata dagegen hat nicht blos eine vortrefflich angebaute Umgebung von Feld und Weinberg, sondern auch die Nachbarschaft eines hübsch gelegenen Städtchens, Sessa geheißen, welches man in einem halbstündigen Spaziergange erreicht. Mauern und Festungsthürme zeugen durch ihre gothischen Formen und ihre Zierrathen von den Zeiten der normännischen Herrschaft. Vielleicht ist es eine Nachwirkung des normännischen Blutes, welche die Einwohner von Sessa zu einem überaus rührigen, gewerbsamen Völkchen macht, in dessen Mitte wir uns geraume Zeit auf- und abbewegten, ohne eine Spur des Bettels wahrzunehmen, der anderer Orten in Italien zur wahren Geißel des Fremden zu werden pflegt.

Von Santa Agata bis Neapel bleiben nur noch fünf bis sechs Meilen zurückzulegen, wir durften es uns also diesmal bequem machen, gehörig ausschlafen, mit Muße frühstücken, und uns des schönen Morgens freuen, ohne durch die Sorge um rechtzeitige Abfahrt und Ankunft gestört und gedrängt zu werden. Ueber ein mäßiges Gebirge hinweg gelangt man bald in ein Plattland, dessen absolute Fläche sich über Capua hinaus bis nach Neapel erstreckt. Wie in der Lombardei und in der obern Romagna tragen hier die Felder zwei und dreifache Ernten über einander, von denen die unterste sich zwei oder dreimal alljährlich erneut. Getreide, Wein und das Laub der Maulbeerbäume oder das Brennholz der Ulmen werden gleichzeitig auf dem nämlichen Acker gezogen, ohne daß der Baum die Rebe oder die Rebe die Saaten beeinträchtigt, und sobald die letztern abgeerntet sind, nehmen Mais und Futterkräuter ihre Stelle ein. Jener schwäbische Bauer, welcher dem Herzoge von Württemberg sagte, als er sich über den vortrefflichen Stand der Felder wunderte: „Das Land ist eben nicht umzubringen, Durch-

laucht", jener Bauer würde vielleicht anderer Meinung geworden sein, wenn Württemberg dem Könige von Neapel verfallen wäre. Das Campanerland aber ist selbst für eine neapolitanische Regierung nicht umzubringen.

Das alte Capua ist heut zu Tage eine kleine, ziemlich armselige Stadt, deren Ueppigkeiten kaum einem Schweizer-Corporal mehr gefährlich werden mögen, geschweige denn einem Hannibal. Im Reisehandbuche war unter den Merkwürdigkeiten Capuas eine Statue Friedrich's II. verzeichnet. Ich eilte das Bild des Mannes aufzusuchen, welcher in der ganzen Reihe der deutschen Kaiser von jeher die anziehendste Erscheinung für mich gewesen — nicht groß, nicht deutsch, nicht thatenreich, und dennoch eine Persönlichkeit, welche Achtung gebietet, welche die Aufmerksamkeit, die Theilnahme, die Bewunderung, ja sogar die Liebe magnetisch an sich zu ziehen und festzuhalten vermag. Wer aber kannte in Capua die Statue, welche Capua dem Kaiser Friedrich gesetzt hatte! Gleichwol machte ich sie ausfindig, und sah — einen enthaupteten Rumpf. Indessen ich wußte mich darüber zu trösten. Was hätte ich von einem steinernen Bildnisse aus der Mitte des 13. Jahrhunderts erwarten können? Eine falsche Vorstellung von dem Manne, den ich kennen lernen wollte, oder im glücklichsten Falle eine Bestätigung meiner bisherigen Ungewißheit. Diese Bestätigung gab mir aber auch der kopflose Torso, und ich hatte also keinen Grund zur Unzufriedenheit. So wenigstens lautete die Theorie meiner Selbstberuhigung.

Obgleich von Capua nach Neapel eine Eisenbahn führt, so zogen wir doch vor, den Rest des Weges in unserm Wagen zurückzulegen, um der Weitläufigkeiten des Umpackens überhoben zu sein. In zwei bis drei Stunden gelangten wir auf vortrefflicher Straße durch den bestangebauten Theil des Campanerlandes hindurch an das Thor der Haupt-

stadt, wo wir uns auf gut römisch mit klingender Münze von einer Durchsuchung nach Fleisch und Wein und andern accispflichtigen Gegenständen loskaufen mußten, die nie in einem Koffer geführt worden sind, so lange es Reisende in Italien gibt. Es war Festtag in Neapel. In allen Straßen Menschengedränge, Wagengerassel, schmorende Pfannen, schreiende Verkäufer von Erfrischungen, tausendstimmiger betäubender Lärm. Langsam und mühselig arbeitete sich unser Vetturin durch das Gewühl hindurch bis nach Santa Lucia, wo wir Quartier zu nehmen gedachten. Alles besetzt in den Häusern, die man uns empfohlen hatte; in mehrern Gasthöfen die nämliche Antwort. Kurz, der Rest des Tages ging unerfreulich in vergeblichem Suchen nach Wohnungen dahin, und als wir endlich ein bescheidenes vorläufiges Unterkommen gefunden, war die Stunde zu spät, die Ermüdung zu groß und die Stimmung zu abgespannt, um noch unsern Theil an dem Feste des Tages für uns in Anspruch zu nehmen.

XXXV.

Neapel, Stadt und Volk.

Von welcher Seite und mit welchen Augen man es auch betrachte, Neapel gibt den Eindruck einer großen Stadt im vollsten Sinne des Worts. Nichts ist unscheinbarer als die Front, welche Neapel nach der Straße von Capua macht, und gleichwol wird man auch auf dieser Straße schon von weitem gewahr, daß man eine Weltstadt vor sich hat; ein solches Gewimmel des Verkehrs, wie es sich auf diesem breiten stattlichen Pflaster bewegt, kann nur von einem Orte ausgehen, der durch Volksmenge und Reichthum einen Platz einnimmt, wie er nur wenigen Städten der Erde gegeben ist. Kaum hat man das Thor hinter sich, und wäre es auch das der entlegensten Vorstadt, so vervielfältigen sich die Kennzeichen des großstädtischen Lebens, Kennzeichen, welche oft weder einen Namen haben noch sich beschreiben lassen, die aber trotz ihrer schwer greifbaren Natur für ein geübtes Auge untrüglich sind. Wer den Toledo, den Schloßplatz und Chiaja durchwandert, dem wird, wenn er an das unlängst verlassene Rom zurückdenkt, „die Hauptstadt der Welt“ (so lieben die Römer ihre Heimat zu tituliren) vorkommen wie „ein hinter der Cultur der Zeit zurückgebliebenes Dorf“. Rom ist eine ehrwürdige Matrone, welcher man eigentlich nur aus Dankbarkeit, oder wol gar blos aus alter Gewohnheit den Hof macht;

Neapel ist das jugendlich-üppige Weib, falsch aber schön, mit lügnerischen Rosenwangen angethan, trotz des fressenden Giftes in seinen Adern.

Von der Seeseite her, oder von irgend einem Punkte seines eigenen Ufers aus gesehen, erscheint Neapel noch weit größer, als es ist. Von Posilipo bis Torre del Greco in einer Ausdehnung von wenigstens vier Stunden, zieht sich um den Rand des Golfes eine Kette von großen und kleinen Ortschaften, welche untereinander und mit Neapel so eng zusammenhängen, daß kein Zwischenraum die verschiedenen Ortsgebiete auch nur errathen läßt; der ganze ungeheure Halbkreis, vom Fuße des Camaldulenserberges bis zum Fuße des Vesuv, bildet für das Auge nur eine einzige prächtige Stadt. In der Ebene, welche zwischen diesen beiden Bergen an das Meer stößt, liegt die Hauptmasse des eigentlichen Neapel, während Vorstädte, Landhäuser, Lustschlösser und Kastelle bis zu einer beträchtlichen Höhe des Camaldulenserberges hinaufsteigen.

Der Kern der Stadt, das alte Neapel, ist eng gebaut und finster, aber von geradlinigen Straßen durchschnitten, reich an stattlichen Wohngebäuden und selbst in seinen entlegensten und ärmsten Theilen ohne Spur jenes Anstrichs von Verfall und Verödung, welcher wenigstens fünf Sechstheile Roms charakterisirt. Die entferntesten Winkel der Stadt sind belebt, überall herrscht die Bewegung und der Lärm des Verkehrs oder des Müßigganges; die Ruhe, die Stille, die Einsamkeit haben innerhalb der Mauern Neapels keine Stätte. In den jüngern Stadttheilen gibt es einige Straßen und Plätze, in welchen Eleganz und Geschmack mit einer seltenen architektonischen Pracht vereinigt sind; was aber Neapel vor allen Städten der Welt voraus hat, das ist seine Riviera di Chiaja — eine endlose Reihe von Palästen nach dem Meer zugekehrt, von welchem sie nur durch die köstlichen Anlagen

der Villa Reale getrennt sind, eines öffentlichen Spazierganges, dessen Schönheit Bewunderung erregen würde, auch wenn er nicht der einzige wäre, den Neapel besitzt. Wenn man die Länge der pariser Rue Rivoli verdoppelt, wenn man die kasernenartige Einförmigkeit ihrer Häuser durch geschmackvolle Mannichfaltigkeit ersetzt, wenn man überdies die Seine zum Meere erweitert und auf der andern Seite einen prachtvoll decorirten Felsenberg aufgepflanzt, alsdann hat man ein Bild, welches der Chiaja einigermaßen ähnlich sieht. Ein endloser Strom von Wagen und Rossen braust über die wohlgefügten blanken Lavaplatten dahin, welche die ganze Breite der Chiaja wie aller andern neapolitanischen Straßen ausfüllen, die vergoldete Jugend, zahlreicher und prunkhafter als an jedem andern Orte, trägt früh und spät ihre feinen Gesichter und ihren Müßiggang zur Schau, von den benachbarten Höhen grüßt ein tausendfarbiger Frühling in die glänzende Stadt herunter, und der Himmel lächelt der Welt und den Menschen mit der Miene göttlicher Seligkeit.

Aber die Menschen, nur mit dem Blicke der Trauer können sie jenen Gruß und jenes Lächeln erwidern, und ihr Herz verschließt sich krampfhaft gegen die freundliche Ansprache der Natur. Ich spreche nicht von dem gedankenlosen Pöbel, nicht von den Sklaven des Herkommens und der Selbstsucht, ich spreche nicht von Diplomaten, Schweizeroffizieren und andern Speculanten, — ich spreche von Leuten, welche es nicht verstehen, ihr kostbares Ich und seine Genüsse loszulösen von dem Schicksale ihrer Umgebung, von Leuten, die am wenigsten gelernt haben, fremden Jammer auszubeuten zu eigenem Gewinn, ich spreche, wie gesagt, von Menschen, die diesem Namen keine Schande machen. Wer menschlich empfindet, der kann nur trüben Auges in die Pracht dieser Scenerie hineinschauen, der athmet die neapolitanische Frühlingsluft nur mit beklemmter Brust. In diesem paradie-

sischen Lande, welch ein unglückliches Volk, unglücklich durch ein nichtswürdiges Regiment, unglücklicher noch durch die eigene Entartung!

Entartung ist indessen wahrscheinlich nicht das rechte Wort, denn seit die Geschichte die Neapolitaner kennt, waren es immer so ziemlich die nämlichen Leute, schlechte Soldaten, schlechte Bürger, schlechte Arbeiter und bei großer Feinheit des Geistes und vielen liebenswürdigen Eigenschaften Menschen von unzuverlässigem Charakter und mehr als zweifelhafter Sittlichkeit.

Ist es das Blut, welches in ihren Adern fließt, ist es die Sonne, die über ihren Häuptern scheint, ist es ein geschichtliches Verhängniß — die Neapolitaner waren von jeher ein bedauernswerthes und gering geachtetes Volk, heute die Beute des ersten besten Eroberers, morgen die Sklaven eines einheimischen Despoten, unabhängig von fremder Herrschaft nur für kurze Augenblicke, bürgerlich frei niemals, aber unablässig gequält von dem ohnmächtigen Verlangen nach einer Nationalexistenz und nach einem gesicherten Rechtszustande. Welches europäische Volk hätte nicht einmal in Neapel geherrscht! Am heutigen Tage sind die Schweizer die Meister von Neapel; drei oder vier schweizerische Regimenter behaupten gegen Millionen Neapolitaner das Gesetz des Absolutismus, welches ohne ihren Schutz von einem Tage zum andern wie Glas zertrümmert werden würde.

Die Neapolitaner haben sich in einzelnen Fällen ausgezeichnet gut geschlagen, aber sie sind nichtsdestoweniger kein tapferes Volk, und der Mangel an Herzhaftigkeit ist allem Anschein nach die nächste Quelle alles ihres Unglücks. Vergebens beruft man sich zur Abwehr jenes Vorwurfs auf den wilden Aufstand gegen die Spanier, auf die wüthende Vertheidigung gegen Championnet — auch der Hindu, das sanfteste, friedfertigste aller menschlichen Wesen, kann durch

die Verzweiflung zu einer Gegenwehr aufgestachelt werden, welche dem Heldenthume ähnlich sieht, aber der Hindu ist kein tapferer Mann, und darum war sein Land und seine Freiheit von jeher die Beute des ersten Räubers, der die Hand danach ausstreckte. Ein berühmter Neapolitaner, selbst einer der wackersten Soldaten dieser Tage, und ein Patriot, wie ich deren meinem eigenen Vaterlande viele wünschen möchte, der General Pepe, wendet in allen seinen Schriften die rührendste Beredtsamkeit auf, um seine Landsleute von dem schmählichen Verdachte der Feigheit zu befreien, der in den Augen von ganz Europa auf ihnen liegt; aber die Thatsachen kommen immer von neuem, das herrschende Urtheil, welches Pepe ein unbegreifliches Vorurtheil nennt, aufzufrischen und zu bestärken. Nochmals weise ich darauf zurück, einige tausend Schweizer genügen, um den Thron eines Königs zu halten, welcher der großen Mehrzahl des neapolitanischen Volkes verhaßt ist bis in den Tod.

Die Bevölkerung der Hauptstadt besteht der Masse nach aus Menschen von unansehnlichem Wuchse, unter denen die männliche Schönheit nicht häufig, und die weibliche ganz ungewöhnlich selten ist. Die Männer der höhern Stände stellen sich im Allgemeinen recht vortheilhaft dar, und wie schon oben bemerkt, gibt es unter ihnen viel Leute von sehr feiner Miene, während die Frauen bis in die höchsten Kreise der Aristokratie hinauf mit jeder Art von körperlichen Reizen sehr kärglich ausgestattet sind.

Die Bewohner der Provinzen sind der städtischen Bevölkerung an Wuchs und Schönheit vielfach überlegen, und sie liefern zumal für die neapolitanischen Garderegimenter Soldaten, deren Größe, Breitschultrigkeit und gutes Aussehen selbst einem Friedrich Wilhelm I. nichts zu wünschen übrig lassen würde. Neben diesen Recken spielen die windschiefen und krummen Schweizer (man nimmt sie eben wie

man sie haben kann) eine sehr schlechte Figur auf dem Exercirplatze. Vor den Barricaden soll sich die Sache freilich umgekehrt machen.

Die neapolitanischen Truppen sind nach französischem Zuschnitt uniformirt, gut eingeübt und nicht übel bewaffnet, nur daß man in allen diesen Dingen, da man in Neapel nichts erfindet, sondern lediglich vom Nachahmen lebt, um zehn und zwanzig Jahre hinter den andern Staaten zurückgeblieben ist. So hat man bis jetzt die alten französischen Uniformen, die Schwanzjacken und die hohen Tschakos beibehalten, und die einzigen Percussionsgewehre, welche bisher in dem neapolitanischen Heere in Gebrauch waren, sind in Sicilien erbeutet, wo man sich sogleich nach dem Ausbruche des Aufstandes mit englischen Waffen versorgt hatte.

Die Cavalerie ist vortrefflich beritten und nimmt sich, abgesehen von der schwachen Reitkunst, überhaupt sehr glänzend aus; das Geschützwesen scheint in vortrefflichem Stande zu sein, die vier oder fünf Castelle, welche die Stadt „beschützen", werden für uneinnehmbar erklärt. Die Flotte ist zwar klein, aber dennoch immer beiweitem bedeutender als alle Seemacht, welche Oesterreich und Preußen — und das ganze Deutschland aufzuweisen haben. Und dennoch, und obgleich die Schweizerregimenter, der Kern der neapolitanischen Heeresmacht, in diesem Augenblicke verdoppelt oder verdreifacht worden sind, dennoch macht Neapel den Eindruck eines auch militärisch genommen höchst verächtlichen Staates. In der That ist Neapel nicht im Stande irgend einen Krieg zu bestehen. Haben wir in den letzten Jahren doch gesehen, wie seine Heeresmacht sogar von den rohen militärischen Haufen, welche ihr die römische Republik entgegenzusetzen hatte, auf die schmählichste Weise aus dem Felde geschlagen wurde! Was Neapel gegen Oesterreich und Frankreich vermag, wissen wir gleichfalls aus Erfahrung. Und diese Erfahrung wird

sich in Bezug auf das Letztere aller Wahrscheinlichkeit nach binnen der nächsten Jahre erneuern. Es ist unmöglich, daß Frankreich nicht heute oder morgen mit den in Italien bestehenden Gewalten in einen Conflict gerathe, welcher, kaum begonnen, mit dem Sturze derselben enden wird. Ich sage kein Wort zu viel, wenn ich behaupte, daß die zehntausend Franzosen, welche zur Zeit in Rom liegen, das Sein und das Nichtsein des Papstes sowol wie des Königs von Neapel in ihrer Hand haben. Die Römer und Neapolitaner haben bei einer durch die Franzosen bewirkten Staatsveränderung vorläufig allerdings nicht viel zu gewinnen, zu verlieren aber haben sie dabei gar nichts.

XXXVI.

Das Bourbonische Museum in Neapel.

In einem großen Gebäude von regelmäßigen und gefälligen Formen, weit abgelegen vom Mittelpunkte der Stadt, befinden sich die zahlreichen Sammlungen, welche man unter dem Namen des Bourbonischen Museums begreift, ein Name, der den Neapolitanern übrigens viel weniger geläufig ist als der Name des Palazzo degli Studj, der ihm von seiner ehemaligen Bestimmung als Universitätsgebäude geblieben ist.

Die Einrichtung dieses Museums läßt gar viel zu wünschen übrig, und vor allen Dingen eine feste Ordnung und einen sichern Leitfaden durch seine unzähligen Säle und Gänge. In einigen Abtheilungen hat jeder Gegenstand drei, vier und mehr verschiedene Nummern, aus verschiedenen Zeiten herrührend, und oft ist die neueste Nummer gerade die unscheinbarste, etwa mit Bleistift an das Fußgestell geschrieben. Von einer regelmäßigen Folge der Nummern ist vollends gar nicht die Rede. Man scheint alle vier Wochen eine Umstellung vorzunehmen, die Kataloge sind sämmtlich veraltet, und die Benutzung des brauchbarsten derselben ist eine kopfbrecherische Arbeit, das haarsträubende, oft völlig sinnlose Französisch, in welchem er geschrieben ist, ungerechnet. Daß man die anderer Orten öffentlich angeschlagenen Verzeichnisse

des Inhalts der einzelnen Säle in Neapel ebenso wie in Rom vergeblich suchen würde, ist eine Sache, die sich von selbst versteht. Man würde ja dadurch den Custoden eine Gelegenheit entziehen, sich um den Besucher verdient zu machen.

Die beiden ersten Abtheilungen des Museums zur Rechten und zur Linken des Flurs enthalten Gemälde und Mosaikbilder aus den verschütteten Städten. Alles Werthvolle dieser Art, was man zumal in Pompeji gefunden, ist mit seltenen Ausnahmen nach Neapel gebracht und dadurch wenigstens dem zerstörenden Einflusse von Wind und Wetter, von Frost und Hitze entzogen. Die Wirkung der Luft aber läßt sich nicht abändern, und in hundert Jahren wird wahrscheinlich wenig Erkennbares mehr übrig sein von den langsam ausbleichenden Farben, deren Unvergänglichkeit nur in der aufschneiderischen Sprache gelehrter Marktschreier vorhanden ist. Wie Vieles von Dem, was im Augenblick der Ausgrabung noch leuchtete und glänzte in frischer Farbenpracht, wie Vieles davon ist heut schon verblaßt bis zur Unkenntlichkeit!

Indessen, so wie sie gegenwärtig ist, hat die pompejanische Bildergalerie jedenfalls einen Werth, welcher völlig unabhängig ist von der bloßen Curiositätenkrämerei, die sich in der sogenannten Wissenschaft des Alterthums mit lächerlich wichtiger Miene zu spreizen pflegt. Damit soll nicht gerade gesagt sein, daß ich jenem Custoden beistimme, welcher mir auf eine beifällige Aeußerung über eins der pompejanischen Bilder mit fanatischem Ton und Blick erwiderte: „Hier kann man nicht sagen, dies oder das ist schön; es sind lauter Meisterwerke, vom ersten bis zum letzten". Der Mann sprach, wie sein Amt es mit sich bringt, und ich zweifle nicht, daß er guten Glaubens beschworen hätte, die erste beste Kleckserei eines pompejanischen Anstreichers sei des Zeuxis oder des Apelles würdig. Gleichwol muß ich hin-

zufügen, daß die pompejanische Gemäldegalerie desto anziehender wird, je vollständiger man bei mehrmaligem Besuche den Reiz der Neuheit überwunden hat. Und wer mag von sich behaupten, daß er nicht zuletzt in den Enthusiasmus des Custoden verfallen würde, wenn er, wie dieser, darauf angewiesen wäre, von der Bewunderung zu leben, welche die Fremden den seiner Obhut anvertrauten Kunstwerken angedeihen lassen?

Wenn man in den pompejanischen Bildern einen Maßstab sucht für die Leistungsfähigkeit der alten Malerei, so darf man nicht vergessen, daß jene Bilder aus Privathäusern einer unbedeutenden Provinzialstadt herrühren. Ausgezeichnete Erz- und Marmorwerke mochte sich ein reicher Pompejaner aus Rom oder Athen kommen lassen; gute Wandgemälde aber, die an Ort und Stelle gemacht sein wollten, waren natürlich viel weniger leicht zu haben. Wenn nun gleichwol viele der pompejanischen Bilder einen ganz unzweifelhaften Kunstwerth haben, so kann man daraus mit großer Sicherheit auf einen hohen Grad der Blüte der Malerei und auf eine große Verbreitung des Kunstsinnes im Publicum schließen.

In den pompejanischen Bildern wird die Technik durchweg vom Gedanken überwogen. Hinter der Erfindung, der Composition steht die Ausführung bedeutend zurück, sei es, daß die alten Künstler es verschmähten, ihre Zeit und Mühe an kleine und kleinliche Einzelheiten zu verschwenden, sei es, daß der Kalk, auf welchem sie arbeiteten, nur eine sehr flüchtige Behandlung zuließ. In der Nähe betrachtet scheinen diese Bilder viel mehr durch die Mittel unserer Decorationsmaler oder Tapetenfabrikanten hervorgebracht zu sein, als durch die Technik der heutigen Freskenmaler. Daß diese anscheinend rohe Manier der Wirkung der Bilder bei gehöriger Entfernung keinen Eintrag thut, soll den alten

Künstlern nicht zum besondern Verdienst angerechnet, sondern nur als die Wiederholung einer oft vorkommenden Erscheinung erwähnt werden, einer Erscheinung, die sich in der auffallendsten Gestalt an manchen Mosaikbildern zeigt, welche von Kirchenkuppeln und andern hochgelegenen Punkten herunter dem schwierigsten Schönheitssinne Genüge thun, während sie in der Nähe betrachtet aussehen wie ein holperiges Straßenpflaster.

Der Inhalt der pompejanischen Bilder ist zumeist mythologischer Natur und gewöhnlich sehr leicht verständlich. Besonders die Gegenstände der größern und figurenreichern Compositionen sind beinahe ausschließlich der Götter- und Heldengeschichte entnommen, und sie stellen mit wenigen Ausnahmen allgemein bekannte Handlungen und Scenen dar. Es fehlt indessen auch nicht an Genrebildern, Thierstücken, Stillleben, ja sogar nicht einmal an Küchenstücken in gut holländischer Manier, was, beiläufig gesagt, nicht wenig dazu beigetragen hat, meine überspannten Vorstellungen von der Echtheit und Reinheit des antiken Kunstgeschmacks beträchtlich herunterzustimmen. Fische und Vögel werden mit besonderer Vorliebe und zuweilen mit unübertrefflicher Wahrheit dargestellt. Hier und da gruppiren sich die Thiere auch im Geiste der Fabel zu einer eigentlichen Handlung. So sehen wir einen Papagei an einen Wagen gespannt, der von einer Heuschrecke gelenkt wird. Ein mit wahrhaft anakreontischem Humor entworfenes Bildchen zeigt uns ein Marktweib, welches Liebesgötter feil hält. Sie hat einen ihrer kleinen Amoren aus dem Hühnerkorb hervorgezogen und hält ihn an den Flügeln einem Paar junger Mädchen anpreisend entgegen. Amorchen zappelt mit Armen und Beinen, und möchte offenbar gerne gekauft sein, aber die Mädchen trauen dem Handel nicht; sie werden sich indessen zuletzt doch wol entschließen, das allerliebste kleine Federvieh mit nach Hause zu nehmen.

Das anziehendste und ohne Frage das beste der pompejanischen Bilder ist eine Zeichnung, roth auf weißem Marmor, eine Gruppe mythologischer Frauen darstellend, welche mit Würfeln spielen. Die Grazie der Stellungen, die Schönheit der Formen, die Anmuth der Costümirung, mit einem Worte die ganze Erscheinung dieser ebenso edeln wie lieblichen Gestalten ist wundervoll. Eine beredtere Versinnlichung der Idee der Classicität in ihrer Anwendung auf die bildende Kunst würde man in Rom und Florenz vergeblich suchen. Ungeachtet der antiken Ruhe, welche in den Gesichtern herrscht, sind dieselben voll von Individualität und Ausdruck. Diejenige der Figuren besonders, welche mit dem Namen Phöbe bezeichnet ist, trägt das Gepräge einer vulkanischen Natur, deren edle Glut aus dem brennenden Auge wunderbar hervorleuchtet.

Zwei ähnliche Zeichnungen auf Marmor, welche mit den Würfelspielerinnen ohne Zweifel eine Reihe gebildet haben, sind so sehr verwischt, daß man von ihnen nur sagen kann, daß sie jenes Prachtstücks würdig gewesen zu sein scheinen. Von einem vierten Bilde der nämlichen Art, welches vollständig erhalten ist, läßt sich nicht das Nämliche rühmen. Gegenstand dieser Zeichnung ist Theseus, der die Hippodamia vom Centauren befreit. Im Gegensatz zu der großen Mehrzahl der pompejanischen Gemälde hat dieses Bild ganz vorzügliche Einzelheiten von unübertrefflicher Ausführung, als Composition dagegen ist es ziemlich werthlos, steif, kalt, ohne Leben und ohne Wahrheit.

Wenn ich mit einem Sprunge über mehrere Treppen und anderthalb oder zwei Jahrtausende aus der pompejanischen in die neue Gemäldegalerie des Bourbonischen Museums übergehe, so geschieht es, weil diese letztere kaum einen Sprung verdient. Der räucherigen und meistens rahmenlosen Bilder, welche man hier in einer Reihe großer Säle

bis zur hohen Decke empor aufgespeichert hat, ist allerdings eine beträchtliche Zahl, und es wird auch an einzelnen werthvollen Stücken in der Masse dieses Trödelbuden-Inventariums nicht fehlen; allein es ist so schwer, sich in diesem bunten Wirrsal zurechtzufinden, daß ich es bei einem flüchtigen Gange durch die Galerie habe bewenden lassen. Nur ein einziges Bild hielt meine Aufmerksamkeit fest und bewog mich zu wiederholter Rückkehr, das Porträt nämlich, welches man mit dem Namen Masaniello's bezeichnet. All mein Bemühen, aus diesem Bilde den Führer einer großen Revolution herauszufinden, war vergebens: kein Zug vom Empörer, geschweige denn vom Chef eines gewaltigen Volksaufstandes in dem ganzen Gesichte dieses Masaniello. Ein feingebauter, schwächlicher Körper, stumpfes Profil, hervorstehende Backenknochen, unter denen sich das Kinn auffallend rasch und fein zuspitzt, eine ungesunde Gesichtsfarbe, lebhafte Aeuglein mit schlauem, und im mildern Sinne des Worts sogar etwas spitzbübischem Ausdruck, dazu ein Barett mit der Hahnenfeder aufs Ohr gesetzt, einen zinnernen Krug in der einen, eine kurze Thonpfeife in der andern Hand — das ist der angebliche Masaniello des Bourbonischen Museums. Ich sage angeblich, weil es mir, je länger und öfter ich das Bild betrachte, desto unmöglicher wird, an die Richtigkeit jener Benennung zu glauben. Gott weiß, welchem friedlichen Haarlemer Tulpengärtner der neapolitanische Revolutionär seinen Namen geben muß! — Von unzweifelhafter Wahrheit dagegen ist das Bild der Restauration, welche dem Aufstand bald genug folgte. Die Spanier rücken in geschlossenen Gliedern und mit brennenden Lunten auf den Markt, die Neapolitaner leisten kniend Abbitte, und einige Reihen frisch blutender Köpfe deuten den Preis an, um welchen sie die Verzeihung, das heißt die Rückkehr in das alte Joch, erkaufen müssen. Nochmals, das ist ein be-

redtes, ein wahres Bild, ein Bild, welches ich lehrreich nennen würde, wenn unsere Zeit in jenem Punkte noch der Belehrung durch Bilder bedürfte.

Die Galerie der Marmorstatuen des Bourbonischen Museums ist ohne Zweifel die reichste der Welt nächst der Antikensammlung des Vatican. Nicht nur ganz Unteritalien, Großgriechenland, hat seine vergrabenen Schätze in das Bourbonische Museum gesteuert, sondern auch Rom hat mehrere der werthvollsten Werke der alten Bildhauerei als Privateigenthum des Königs an Neapel abtreten müssen. Dahin gehören die beiden Prachtstücke des Bourbonischen Museums, welche unter dem Namen des farnesischen Hercules und des farnesischen Stiers weltbekannt sind und die aus den Bädern des Caracalla herrühren. Die Aufnahme, die man ihnen in Neapel zu Theil werden lassen, ist übrigens nicht glänzend zu nennen. Man hat sie in eine Art Rumpelkammer verwiesen, in welcher ihnen so ziemlich Alles fehlt, um sich geltend zu machen, und mehr als alles Andere der Raum.

Dieser Mangel fällt besonders empfindlich bei der Gruppe des farnesischen Stiers auf. Auf ein riesenhaftes Piedestal gestellt, füllt sie den ihr zugestandenen Platz dermaßen aus, daß fast kein Raum übrig bleibt für den Beschauer. Von drei Seiten wenigstens tritt die Wand zu nahe an den Stier heran, als daß es möglich wäre, die zur genußreichen Betrachtung geeigneten Standpunkte zu gewinnen. Von der Vorderseite her steht die Gruppe allerdings freier, vorausgesetzt, daß sie nicht, wie während der ganzen Dauer meines Aufenthaltes in Neapel, durch Cartons der Zöglinge der Malerschule verstellt ist, für welche man keinen andern Ort ausfindig zu machen gewußt hat. Allein auch von dieser Seite gestattet die Höhe des Fußgestells nur einen halben Ueberblick und einen halben Eindruck. Um der Gruppe des farnesischen Stiers ihr volles Recht angedeihen zu lassen,

müßte man dieselbe so aufstellen, daß sie ebenso gut oder vielmehr noch besser von oben herunter gesehen werden könnte, als in gleicher Höhe und von unten hinauf. Daß man den Beschauer dagegen lediglich auf die Maulwurfsperspective verweist, zeugt von einem künstlerischen Unverstande, der durch sein Uebermaß einen beinahe genialen Anstrich gewinnt.

Uebrigens scheint eine allgemeine stillschweigende Verschwörung zu herrschen, welche dahin geht, dem Beschauer unter allen Kunstwerken vorzugsweise die Bildhauerarbeiten ungenießbar zu machen. Die Römer, welche die thurmhohen Ehrensäulen ihrer Kaiser mit Basreliefs umgaben, die, seitdem sie die Werkstatt verlassen, auf immer jeder menschlichen Betrachtung entrückt sind; die Baumeister des Mittelalters, welche die Thürme und Dächer ihrer Dome mit Bildwerken überluden, an denen sich nur etwa Krähen und Eulen erfreuen können; die Bildhauer, welche ihre Kunst und ihren Fleiß an Denkmale verschwendeten, welche in der Nacht dunkler Kirchen und unterirdischer Mausoleen begraben liegen — sie alle sind entweder Mitschuldige oder die nächsten Opfer jener Verschwörung. Für kein Kunstwerk ist ein helleres Licht und eine unmittelbarere Nähe der Betrachtung erforderlich als für die Arbeiten des Bildhauers und des Erzgießers, und gleichwol findet man diese beiden Bedingungen des Genusses und des Urtheils in den seltensten Fällen gleichzeitig erfüllt. Bei den in freier Luft aufgestellten Denkmälern ist gewöhnlich die Entfernung zu groß, in welche sie gerückt sind; in Kirchen und Museen fehlt in der Regel das Licht.

Diese Klage gilt indessen wenigstens nicht von der Sammlung der Bronzestatuen im Bourbonischen Museum. Sie ist beiweitem die größte ihrer Art, welche wir haben, und gleichwol zählt sie kaum hundert Nummern, darunter noch dazu sehr viele äußerst unbedeutende. Wie reich das

Alterthum an solchen Werken war, kann man nach der Angabe des Cassiodor ermessen, demzufolge die Römer bei der Eroberung von Volsinii an zweitausend Erzstatuen in dieser ziemlich unbedeutenden Stadt — unbedeutend wenigstens im Vergleich mit den großen italienischen Städten einer reichern und prächtigern Zeit — vorfanden. Von den Arbeiten der etruskischen Erzgießer zumal sind nur wenige Ueberbleibsel auf uns gekommen, hinreichend indessen, um uns einen sehr hohen Begriff von der Fertigkeit beizubringen, mit welcher jenes räthselhafte Volk das Metall zu behandeln wußte, lange bevor in Rom von irgend einer nennenswerthen Kunstthätigkeit die Rede war.

Die römische Erzgießerei ist im Bourbonischen Museum hauptsächlich durch Kaiserstatuen und durch Porträtbüsten vertreten, welche ihren Ursprung durch die Naturwahrheit und den sprechenden Ausdruck beurkunden, den die römischen Künstler ihren Bildnissen zu geben wußten. Die kostbarsten Stücke der Galerie aber sind augenscheinlich griechischer Abkunft, die sich in der Grazie der Composition, in der Weichheit der Formen, in der Poesie des Gedankens ausdrückt, lauter Eigenschaften, welche dem nüchternen, positiven Römer nimmer zu Gebote standen.

Die Perle der ganzen Sammlung ist ein in Herculanum aufgefundener Mercur. Der Götterbote, mit allem Reize der ersten Jugend angethan, sitzt, vorn übergebeugt und auf die Hand gestützt, auf einem Felsen. Er ist ermüdet vom raschen Fluge, der Schweiß steht ihm auf der schönen klaren Stirn, sein Athem ist kurz und hörbar, er denkt nicht an den Auftrag Jupiter's, er ist völlig absorbirt vom Bedürfniß des Ausruhens. Möglich, daß die griechische Kunst noch vollendetere Werke geschaffen als diesen Mercur, im Besitze der heutigen Welt sind aber nur sehr wenige, die sich mit demselben auch nur vergleichen lassen. — Noch einige andere

der werthvollsten Erzstatuen des Bourbonischen Museums sind unter der Lava von Herculanum hervorgeholt worden, ein Beweis, daß der glühende Strom, welcher die Stadt überschwemmt, bei einer Mächtigkeit von sechzig bis siebzig Fuß dennoch den Hitzegrad eines Schmelzofens nicht erreichte. Die menschliche Kunst überbietet also die Kraft des Vulkans. In ähnlicher Weise verstehen es unsere frommen Seelen, die Hölle dermaßen heiß zu machen, daß Satan mit allen seinen Teufeln es ihnen nimmermehr gleich thun würde.

In der großen Galerie der Marmorstatuen ragt aus Hunderten von vortrefflichen Werken des griechischen Meißels die sogenannte Venus victrix in wunderbarer Herrlichkeit hervor. Der Beiname ist gut gewählt. Diese Liebesgöttin verführt nicht, sie unterjocht; sie ist die Verkörperung des Majestätsbewußtseins der Schönheit. Wer ihr aber den unglückseligen Amor zur Seite gestellt, der hat nicht begriffen, daß diese Venus die Macht ihrer Geberden und ihres Blicks nimmermehr an eine so unbedeutende kleine Person verschwendet, und hätte sie alle Schätze des Olymp in ihrem Köcher. Venus victrix verlangt einen ebenbürtigen Begleiter. Laßt den Mars die unüberwindlichen Waffen zu ihren Füßen strecken, laßt den Vater der Götter selbst das von ambrosischen Locken umwallte Haupt vor ihr beugen, und fort mit dem halbwüchsigen Buben, der sich erdreistet, dem Götterweib in das Auge sehen!

In der von einer Kolossalstatue der Flora benannten Halle der Marmorgalerie befindet sich das berühmte Mosaik der Alexanderschlacht, welches den Fußboden eines der größern Häuser in Pompeji bildete. Das Werk ist leider sehr verstümmelt, was aber davon übrig geblieben, reicht hin zur Rechtfertigung der lebhaftesten Bewunderung. In Rom hat man umfangreichere Mosaikbilder, aber keins, welches seiner Composition und Ausführung nach mit der Alexanderschlacht

von ferne verglichen werden dürfte. Hier ist Alles Leben und Handlung; nichts Steifes, nichts Conventionelles, kein mühseliges Ringen der Kunst mit dem spröden Stoffe. Die bunten Steine haben unter der Hand des Künstlers die ganze Geschmeidigkeit der flüssigen Farbe angenommen, und die Zeichnung könnte nicht freier sein, wenn sie mit der Kohle auf die weiße Wand geworfen wäre. Dazu, bei allem Reichthum der Gruppirung, im wildesten Kampfgewühl eine Klarheit und Uebersichtlichkeit, um welche mancher namhafte Schlachtenmaler den pompejanischen Mosaicisten beneiden könnte. Freilich hat sich der alte Künstler begnügt, uns eine Episode der Schlacht vor Augen zu führen, und es ist ihm nicht eingefallen, ein Heer von dreißigtausend Macedoniern und ein anderes von etlichen hunderttausend Persern in sein Bild bringen zu wollen. Solche Schwarzkünstlerstücke werden nur von den heutigen Meistern des Fachs fertig gebracht. Vorne ein ungeheurer Knäuel von Pferdeköpfen, Federhüten, gehobenen Armen und geschwungenen Waffen, hinten eine Anzahl rother, weißer und blauer Linien, alles mit Pulverdampf in gehörigen Dosen versetzt, und ihr habt die Schlacht bei Jena oder bei Leipzig, je nachdem ihr wollt.

Von den Inschriften, von den oscischen und etruscischen Alterthümern, von den Gemmen und Kameen des Bourbonischen Museums zu reden, muß ich den Sachverständigen überlassen. Dagegen kann ich die Sammlung der in den verschütteten Städten gefundenen Geräthschaften nicht ganz mit Stillschweigen übergehen. Da dem heißen Aschenregen und der Lava nur mineralische Stoffe widerstanden haben, so finden wir in der neapolitanischen Sammlung Werkzeuge, Hausrath und Geschirr nur von Glas, Thon und Metall, diese aber in so großer Anzahl und Mannichfaltigkeit, daß man im Bourbonischen Museum viel lebendigere Vorstellungen von dem häuslichen Leben des Alterthums gewinnen kann

als innerhalb der nackten Mauern von Pompeji. Es muß das höchste Interesse gewähren, unter der Leitung eines wahren Kenners mit Muße in die Einzelheiten dieser Sammlung einzugehen, eine Unterhaltung und Belehrung, welche mir leider beiweitem nicht in dem Maße zu Theil geworden ist, in welchem ich sie gewünscht hätte. Die Gegenstände befinden sich größtentheils in verschlossenen Glasschränken; ein mäßig unterrichteter Custode bezeichnet den Gebrauch des einen und des andern derselben, und von einer Befriedigung derjenigen Neugier, welche mit eigenen Augen deutlich sehen und etwa auch prüfen will, von der Befriedigung dieser einzig lehrreichen Neugier ist nicht die Rede.

Die alten Glasarbeiten sind fast durchweg weniger als mittelmäßig. Die Formen der Gefäße sind gemein, der Stoff unrein, nur halb durchsichtig; kurz man glaubt die ersten Versuche in der Kunst vor sich zu haben. Aber neben diesen äußerst mangelhaften Arbeiten besitzt das Museum ein paar vereinzelte Stücke, wie sie heute vielleicht weder Böhmen noch Venedig zu liefern im Stande sind; so namentlich einen unglücklicherweise zerbrochenen Teller, in welchem Gold und farbige Steine mit dem Glase auf unerklärliche Weise zu Einer Masse verarbeitet zu sein scheinen, ein Prachtstück, das im Londoner Krystallpalaste unfehlbar einen der besten Preise davontragen würde. Ist es phönicische Arbeit, kam es aus Indien oder China — wer weiß das zu sagen? Sicher ist aber so viel, daß es nicht in einer der Glashütten gemacht ist, welche den großen Haufen der trüben unscheinbaren Flaschen und andern Gefäße geliefert haben.

Wenn die Vortrefflichkeit bei den Glasarbeiten die Ausnahme bildet, so ist sie bei den Metallarbeiten die Regel. Die Schnellwage, auf welcher vermuthlich Fleisch oder Brot gewogen wurde, ist ein Kunstwerk, die Lampe ein kleines Monument, die Milchkanne könnte der Gegenstand einer homerischen Beschreibung sein.

Mit besonderer Vorliebe sind begreiflicherweise die Waffenstücke behandelt, die Helme zumal, welche die kostbarsten Arbeiten der Waffenschmiede des Mittelalters beschämen, obgleich sie nur für gemeine Soldaten gemacht sind. Dies Letztere muß wenigstens von dem Helme gelten, welcher auf dem Kopfe der Schildwache am Thore von Pompeji gefunden wurde, die unter dem Feuerregen auf dem Posten gestorben ist. Auch dieser Helm ist sehr reich gearbeitet, und so schwer, daß man es kaum für glaublich halten sollte, daß er jemals getragen worden; aber der Schädel des Kriegsmannes, der noch heute darin steckt, läßt keinen Zweifel zu; es muß ein harter Schädel sein.

In den „Memoiren eines alten Lanzknechtes" las ich vor Jahren ein kleines Gedicht, welches den Heldentod eines russischen Soldaten preist, der beim Brande des Winterpalastes in Petersburg umkam, weil er seinen Posten nicht ohne regelmäßige Ablösung verlassen wollte. Die That des Russen flößte mir etwas ganz Anderes ein als Bewunderung, das Gedicht des Lanzknechtes beleidigte mich, und wenn ich mir die eine und das andere jetzt wieder vergegenwärtige, so finde ich, daß meine Gefühlsweise heut noch die nämliche ist, welche sie damals war. Der römische Soldat dagegen, der am Thore, dessen Hut ihm anvertraut war, ausdauerte bis in den martervollen Tod, erscheint mir ruhmvoll, erscheint mir groß. Ist es Parteilichkeit, welche diese Verschiedenheit des Eindrucks bewirkt? Ist mein Gefühl inconsequent? Ich antworte mit dem bestimmtesten Nein.

Es ist ein altes Wort: wenn Zwei dasselbe thun, so ist es nicht dasselbe. So gewiß der Römer aus einem andern Stoffe geknetet war als der Russe, so gewiß das militärische Ehrgefühl etwas Anderes ist als der blinde Gehorsam, ebenso gewiß will der römische Soldat am Thore von Pompeji mit einem andern Maße gemessen sein als der russische im peters-

burger Winterpalaste. Der Veteran, welcher den Namen des römischen Bürgers trug, der Kaiser gemacht und Kaiser gestürzt hatte, dessen Rücken in zwanzig Feldzügen nie ein Feind gesehen, er harrte aus auf seinem Posten mit männlicher Todesverachtung, aus kriegerischem Stolze. Der russische Leibeigene dagegen, den man in den Rock des Zaren gesteckt und zur Maschine gedrillt, woher sollte ihm auch nur ein Funken des Feuers kommen, welches tapfere Seelen mit Heroismus entflammt? Das Commandowort ist das einzige Gesetz, welches er kennt, ein Gesetz, neben welchem es keine Liebe und keinen Haß, keine Familie und kein Vaterland, ja sogar keinen Gott für ihn gibt. Der Soldat im Winterpalast starb den Feuertod vielleicht blos aus Furcht vor dem Stock.

XXXVII.

Pompeji und Herculanum.

Nil admirari — das ist weniger eine Lebensregel als ein Erfahrungssatz, den früher oder später ein Jeder von uns zu seinem Schaden lernt. Was mich betrifft, so habe ich die Fähigkeit des Bewunderns zwar glücklicherweise noch nicht ganz verloren, aber ich finde gar selten Gelegenheit sie zu üben, so oft ich mich auch in das Anschauen der Weisheit versenke, welche die Dinge dieser Welt und insbesondere des lieben deutschen Vaterlandes regiert. Um so mehr hoffte ich, daß jenes Stück alte Welt, welches nach mehr als anderthalb tausend Jahren aus der Asche des Vesuv auferstanden ist, die langentbehrte angenehme Empfindung in mir hervorrufen werde, welche jede Regung der Bewunderung mit sich bringt. Mit einer wahren Unruhe erwartete ich die Stunde, die mich nach Pompeji bringen sollte. Ich war desto gespannter auf den Anblick der aus dem Grabe erweckten Stadt, je weniger es mir hatte gelingen wollen, den Schilderungen der Andern deutliche Vorstellungen oder gar ein übersichtliches Bild abzugewinnen.

Zwei Tage nach meiner Ankunft in Neapel, in früher Morgenstunde, machte ich mich auf den Weg nach der Eisenbahn, die mich nach Pompeji bringen sollte. Der Bahnhof ist sehr unansehnlich, die Wartezimmer sind düstere keller-

artige Räume, wo man nicht einmal Bequemlichkeit findet, geschweige denn die mindeste Eleganz; die Wagen der zweiten Classe eng, armselig und schmuzig. Die Bahn läuft fast immer hart am Meere hin, so jedoch, daß die Aussicht nach beiden Seiten oft gesperrt ist durch Mauern und durch die Wände von Lavafelsen, durch welche der Weg hat hindurchgehauen werden müssen. An Portici, Torre del Greco und Annunziata vorbei, erreicht man die von Pompeji benannte Station binnen einer Stunde. Das Stationsgebäude steht einsam im freien Felde, ohne andere Nachbarschaft als die eines kleinen Wirthshauses, welches ganz einladend am Fuße eines hohen Dammes liegt.

Dieser Damm ist nach und nach durch den Schutt gebildet worden, welchen man bei den pompejanischen Ausgrabungen zu Tage gefördert hat, und hinter ihm liegen die Geheimnisse geborgen, deren Pforte uns erschlossen werden soll. Ich kann nicht beschwören, daß ich nicht ein wenig Herzklopfen gehabt, als ich dem Führer, der sich den Fremden von Amts wegen zugesellt, über den Wall hinweg folgte. In der That waren die Eindrücke, die meiner hinter demselben warteten, zwar weder groß noch schön, aber ungewöhnlich, seltsam, neu.

Wer da erwartet, in Pompeji das Material zu finden, aus welchem sich das häusliche und städtische Leben der Alten wieder zum lebendigen Organismus zusammenfügen läßt, der muß eine starke und schöpferische Einbildungskraft mitbringen, wenn er in seiner Erwartung nicht betrogen werden will. Zu meiner Phantasie wenigstens spricht das Museum in Neapel mit seinen Sammlungen pompejanischen Hausgeräths viel beredter als die Mauerreste der Häuser selbst, welche an Ort und Stelle übrig geblieben sind. Der Mann vom Fach mag aus diesen formlosen Trümmern allerlei Belehrendes herausfinden; für Denjenigen, welcher sie blos mit den unbefangenen

Augen der Neugier betrachtet, sind sie nichts Anderes als kahle, unbedeutende Brandmauern, derentwegen man nicht tausend Schritte machen würde, wenn sie nicht zufälligerweise einem Orte angehörten, der schon vor anderthalb oder zweitausend Jahren abgebrannt ist.

Indessen hat es allerdings seine Richtigkeit, daß mit Hülfe dieses letzten Gedankens so manches an sich Unbedeutende einen Werth erhält, der sich vielleicht nicht rechtfertigen, aber doch auch nicht ableugnen läßt. Daß die nichtsnutzigen Buben zur Zeit des Plinius, ebenso wie wir selber unserer Zeit, Soldaten an die Wände gemalt und gekritzelt haben, ist eine Sache ohne allen Belang, und deren überdies Jedermann ohne allen Beweis gewiß sein kann; gleichwol fühle ich mich sonderbar erregt, wenn ich eins dieser kindlichen Kunstproducte an dem Kalküberzuge einer pompejanischen Säule entdecke. Daß es unter den Alten ebenso wie unter uns, wenn auch hoffentlich in geringerer Zahl, Leute von schlechtem Geschmack gegeben, wird aller Phidias, Praxiteles und Zeuxis ungeachtet von aller Welt als wahrscheinlich angenommen werden; dennoch aber bringt es einen eigenthümlich beruhigenden Eindruck hervor, wenn man in Pompeji die lebendigen Zeugnisse dafür findet, daß z. B. die lächerlichen Brunnenhäuser in Gestalt von Muschelgrotten keine Erfindung der Zopfzeit sind, welche uns noch gar zu nahe steht, als daß wir uns von aller Mitverantwortlichkeit für ihre Missethaten ganz frei fühlen sollten. Einer der reichen Bürger von Pompeji hat seinen im kleinlichsten Stil decorirten Springbrunnen gar mit einem Kranze elender kleiner Statuetten, menschliche Figuren, Vögel und Vierfüßler, eingefaßt, die, auf dem Boden umherhockend, einen wahrhaft bedauerlichen Anblick gewähren, wie ihn heutzutage kein baronisirter Bankier in seinem Garten dulden würde. Solche Erscheinungen schmeicheln natürlich der Eigenliebe eines Mannes vom modernen Geschlecht. Kurz,

es ist gewiß, daß man sich in Pompeji eine Menge der verschiedenartigsten Eindrücke holen kann, die man an jedem andern Orte vergeblich suchen würde.

Die pompejanischen Häuser haben durchweg nur ein Erdgeschoß mit schmaler Fronte, die mangelnde Breite wird aber gewöhnlich durch eine Tiefe ersetzt, wie sie heutzutage selten vorkommt. Flur, Halle, Hof oder Garten, Speisesaal u. s. w. folgen von vorn nach hinten aufeinander, während wir unsere Gemächer über und seitwärts nebeneinander legen. Die Straßen sind eng, aber nicht enger, als man sie auch jetzt in den meisten Städten des Südens findet, und ziemlich roh mit mächtigen Kieselsteinen gepflastert, während die erhöhten Trottoirs ein sorgfältig gearbeitetes Pflaster von kleinen Flußkieseln haben. Von der Reinlichkeit der Stadt gibt es einen übeln Begriff, daß an manchen Punkten als Brücke von einem Trottoir zum andern erhöhte Steine in den Fahrweg eingelassen sind. Privathäuser wie öffentliche Gebäude sind fast ohne Ausnahme von Backsteinen gebaut, die indessen nach der Straße hin in der Regel mit einer Bekleidung von Stein- oder auch von geglätteten weißen Marmorplatten versehen waren, von denen jedoch nur wenige Reste übrig geblieben sind. Die Säulen sind gleichfalls oft von Backsteinen aufgeführt und alsdann mit Stuck überzogen, und zur untern Hälfte braun, zur obern Hälfte weiß angestrichen. Jenes garstige Braunroth, das indessen ursprünglich immerhin anders ausgesehen haben mag, kommt auch an den Wänden der Zimmer sehr häufig vor, und zwar ebenfalls so, daß es den ganzen untern Theil derselben bedeckt. Die Vorliebe für das Anstreichen und Bemalen geht übrigens in Pompeji so weit, daß selbst schöne steinerne Säulenknäufe mit einem Kalküberzuge nicht verschont geblieben sind.

Von den Frescobildern, welche man in fast allen Häusern gefunden hat, sind die meisten und besten bereits nach Neapel

gewandert, und die wenigen, welche man noch in Pompeji gelassen, gehen dem Verderben durch Feuchtigkeit und Kälte rasch entgegen, sodaß man es nur billigen kann, wenn Das, was sich noch retten läßt, gleichfalls in das Bourbonische Museum geschafft wird. Die Mosaiken der Fußböden, welche den nämlichen Ursachen der Zerstörung ausgesetzt sind, hat man gleichfalls größtentheils hinweggenommen, und wo dies noch nicht geschehen ist, sucht man sie durch eine Decke von kleinen Steinen zu schützen, die während der rauhen Hälfte des Jahres darüber gebreitet werden. Es ist aber wahrhaftig nicht der Mühe werth, sich ein Stück dieser Decke hinwegräumen zu lassen, wiewol sich allenthalben irgend ein guter Mann findet, welcher sich dieses Geschäftes befleißigt. Die beiden Theater von Pompeji sind so weit blosgestellt und so gut erhalten, daß man an ihnen die Einrichtung der alten Schauspielhäuser in ihren wesentlichen Stücken vollständig kennen lernen kann. Auffallend ist dabei die geringe Tiefe der Bühne, welche in einem der Theater kaum zwei Personen gestattet aneinander vorüberzugehen, ohne sich zu streifen. Wahrhaft großartig dagegen kann man die Bühne des bürgerlichen Lebens von Pompeji nennen, das Forum, dessen Form und Ausdehnung durch die Ueberbleibsel der marmornen Säulengänge bezeichnet werden, die dasselbe einfaßten.

Ich verließ Pompeji auf dem Wege, auf welchem man es, um den günstigsten Eindruck zu bekommen, betreten soll, nämlich auf der sogenannten Gräberstraße, welche durch eine Art Vorstadt hindurch in beträchtlicher Steigung nach dem nördlichen Thore von Pompeji hinaufführt. Zwei Reihen großer aber äußerst geschmackloser Grabmonumente, welche die tiefgelegene Straße hoch überragen, haben der Straße den Namen gegeben. Zwischen den Todtendenkmalen, ohne Scheu vor solcher unerfreulicher Nachbarschaft, sind Privathäuser, Läden, Zoll- und Wachtgebäude eingeschoben. Vor diesem

Wachthause wurde der Soldat gefunden, welcher auf seinem Posten im Namen der militärischen Ehre den langsamen Feuertod gestorben war.

Seitab von der Gräberstraße liegt die sogenannte Villa des Diomedes, beiweitem das geräumigste aller Häuser, die bis jetzt in Pompeji gefunden worden sind. Nächst ihrer Ausdehnung und ihrer Höhe — sie hat nämlich drei Stockwerke — ist die Villa des Diomedes merkwürdig durch den unterirdischen gewölbten Gang, welcher auf allen vier Seiten um den innern Garten hinläuft. In ganz Pompeji ist außer diesem Keller bisher kein zweiter entdeckt worden, sodaß man schwer erräth, wie die Pompejaner ihre häuslichen Vorräthe vor dem Verderben durch die Hitze schützten. Im Keller der Villa des Diomedes wurden die Körper einer Anzahl von Personen gefunden, die hier Schutz gesucht, und in dem Schlammstrome, welcher dem Aschenregen vorherging, einen nicht beneidenswerthen Tod gefunden haben; unter ihnen eine Mutter mit drei oder vier Kindern, deren Silhouetten man noch an der Mauer sieht, an welcher sie erdrückt wurden. Wer zum Teufel verbirgt sich bei solchen Gelegenheiten aber auch in ein Loch ohne Ausgang! Indessen heute wären die armen Leute wahrscheinlich doch todt und so wollen wir uns denn über ihre Unvorsichtigkeit nicht länger ereifern und abhärmen.

Der größte Theil von Pompeji liegt noch immer unter Weinbergen und Olivengärten begraben, die der Zukunft noch manchen kostbaren Fund vorbehalten mögen. In jedem andern Lande würde man nicht ruhen noch rasten, bis man diesem dankbaren Boden alle seine Schätze und Geheimnisse abgewonnen, in Neapel aber scheint man diese Sache ohne allen innern Drang, und blos Anstands halber zu betreiben. Jahre lang ruhen die Arbeiten gänzlich, bis irgend ein „hohes Haupt" Pompeji mit seinem Besuche beglückt, wo dann zu Ehren des Gastes und in seiner Gegenwart eine

Ausgrabung vorgenommen wird, deren Frucht ihm galanterweise als Gastgeschenk nach Hause mitgegeben zu werden pflegt. Mit einem Worte, die neapolitanische Regierung behandelt Pompeji nicht wie eine Fundgrube für die Alterthumskenntniß, sondern als ein Mittel zum Höflichkeitsaustausch zwischen dem Könige und seiner gekrönten Vetterschaft.

Auf der Rückkehr stieg ich in Portici aus dem Eisenbahnwagen, um nach Resina zu gehen und dort zu sehen, was an Herculanum zu sehen ist. Die beiden Städtchen Portici und Resina sind durch breite reinliche Straßen so miteinander verbunden, daß man nicht sagen kann, wo das eine aufhört und das andere anfängt. Resina ist bekanntlich auf der Lava gebaut, welche Herculanum überschwemmt und wie mit einer Felsenkruste bedeckt hat. Von Ausgrabungen wie in Pompeji ist hier keine Rede. Um Herculanum zugänglich zu machen, ist die Arbeit des Bergmanns erforderlich, eine sehr schwere, sehr kostbare Arbeit von sehr ungewissem Erfolge. Das Glück hat indessen gewollt, daß die wenigen Arbeiten dieser Art, welche man bisher unternommen, einen überaus reichen Ertrag an Kunstsachen geliefert haben, besonders an werthvollen Werken von Erz, die sich in und unter der glühenden Lava auffallenderweise unversehrt erhalten haben. Auch die Manuscripte des Bourbonischen Museums rühren, wie man weiß, von Herculanum her, und zwar aus einer einzigen Bibliothek, die sich unglücklicherweise lediglich auf Werke der Schulphilosophie beschränkt zu haben scheint.

Zur Zeit ist von Herculanum nichts mehr sichtbar als das Theater; alles Uebrige ist wieder verschüttet. Man steigt nach dem Theater mit Fackeln durch einen Schacht hinab, welcher in die sechzig bis siebenzig Fuß mächtige Lava gehauen ist. Mit dieser Lava ist der ganze Raum des Theaters ausgefüllt, seine Quadern sind mit ihr gleichsam zu einer Masse verschmolzen, aus welcher man einige Gänge und Treppen

und einen Theil der Bühne wieder herausgemeißelt hat — eine Riesenarbeit, auf welche eine lange Reihe von Jahren verwendet worden ist. Seit einer ähnlichen Reihe von Jahren ruhen diese Arbeiten gänzlich, und es scheint nicht, daß sie jemals wieder aufgenommen werden sollen. Daß man in diesen engen unterirdischen Gängen kein Gesammtbild jenes überaus großartigen Theaterbaues gewinnt, versteht sich von selbst. Erfordert es doch eine ganz besondere Aufmerksamkeit, um die Werkstücke des Gebäudes von der Lava, mit welcher es ausgefüllt ist, auch nur zu unterscheiden. Gleichwol war ich, als ich den Schacht wieder hinanstieg, zufrieden mit Dem, was ich gesehen hatte, noch zufriedener aber wurde ich beim Wiederschauen des strahlenden Tageslichts und der Pracht des beginnenden Frühlings.

XXXVIII.

Camaldoli.

Am obern Ende der Straße Toledo miethete ich mir ein kleines zottiges Eselein, um zu den Camaldulensern hinaufzureiten, deren Kloster vermöge seiner Lage zu den Wunderwerken der Schöpfung gezählt wird. Ich mochte beinahe eine Stunde bergauf geritten sein, immer noch in der Stadt, welche sich hier bis zu einer ungeahnten Höhe hinaufzieht, bevor ich durch ein sehr unscheinbares Thor ins Freie gelangte. Draußen lenkt der Weg in einen tiefen Hohlweg ein, der augenscheinlich durch einen Gießbach in den Berg gegraben ist, und zu dessen beiden Seiten sich ein junger Kastanienwald ausbreitet, ein Kastanienwald ohne eine grüne Knospe acht Tage nach dem 21. März, an welchem der bekannte Kastanienbaum im Tuileriengarten regelmäßig seine ersten Blätter zur Schau trägt.

Eine halbverfallene Pforte bezeichnet den Eingang in das Gebiet der Camaldulenser, auf welchem ich noch eine beträchtliche Strecke durch Wald, Weinberg und Garten fortritt, ehe ich des Klosters ansichtig wurde. Auf den Zug an der Glocke erschien ein bäuerisch gekleideter Pförtner, welcher, nachdem er mein Begehr vernommen, einen Mönch herbeirief, der meine Führung übernahm. Zuerst wurde mir, wie gewöhnlich, die Kirche aufgethan, deren kleine Schätze ich pflicht-

schuldigst bewunderte, was mir dann den Vortheil brachte, daß der gute Pater mich auf die unbedeutendsten Kleinigkeiten mit einer Gewissenhaftigkeit und einem Eifer aufmerksam machte, der mir einige leichte Anwandlungen von Verzweiflung verursachte.

Aus der Kirche gingen wir nach den Wohnungen der Mönche, von denen jeder sein eigenes Haus und seinen eigenen Garten hat, Beides natürlich in Miniatur und durchweg nach demselben Muster zugeschnitten. Jedes der Häuser, so klein sie sind, enthält ein vollständiges „Apartement", das heißt Speise-, Wohn- und Schlafzimmer und Capelle, nebst einem Holzraume und Cisterne. Die Zimmer haben Fußböden von Estrich und sind bei der einfachsten Möblirung mit einem Kamin versehen, welcher hier Landes sonst nur als eine Einrichtung des Luxus vorzukommen pflegt, der aber in dem Kloster bei seiner beträchtlich hohen Lage keineswegs ein Ueberfluß sein mag. Das Nachtlager besteht gleichwol nur aus einem Strohsacke mit einer wollenen Decke. Wir legen uns in unsern Kleidern schlafen, bemerkte erläuternd der Mönch. Also selbst bei den reichen Camaldulensern gilt die Unreinlichkeit, dieses Lebenselement des Mönchthums, für ein Verdienst! Einige Dutzend alte verstaubte Bücher, sämmtlich geistlichen Inhalts, bildeten die Bibliothek meines Paters, die allem Anschein nach keine Gefahr lief, zerlesen zu werden. Wie, um des Himmels willen, gelingt es diesen Menschen in der Einsamkeit ihrer vier weißen Wände, die Zeit umzubringen, statt von der Zeit umgebracht zu werden! Es graust mir vor Abscheu und Ekel bei dem bloßen Gedanken an die Existenz dieser Leute und an die scheußliche Verkrüppelung des Menschengeistes, ohne welche diese Existenz nothwendigerweise mit einem frühzeitigen Selbstmorde enden würde. Nur ein zur Verrücktheit gewordener Fanatismus oder eine an Blödsinn grenzende Abstumpfung kann ein solches Klosterleben

möglich machen, und es ist nicht zu bezweifeln, daß das Mönchthum dem letztern dieser beiden conservativen Principien beiweitem das Meiste verdankt. Die stumpfe Gleichgültigkeit, in welcher die armseligen Menschen dort oben in Camaldoli dahinbrüten, gibt sich dem flüchtigen Beobachter an keinem Zeichen deutlicher zu erkennen als an dem jämmerlichen Zustande der kleinen Gärten an ihren Häusern. Hier in diesem einige Schritte langen und breiten Raume ist ihnen doch wenigstens ein Feld für freie und für schaffende Thätigkeit gegeben, und dieses einzige Feld liegt brach. Keine Spur von der liebevollen Pflege, mit welcher anderer Orten selbst der arme Tagelöhner, müde und matt von der sauern Arbeit des Tages, ein paar Blumenstöcke vor dem Fenster seiner Dachkammer oder ein kleines Beet neben seiner Hütte zieht. Die Regel der Camaldulenser besagt, daß sie einen Garten bei ihrem Hause haben, und damit der Regel genügt werde, setzen sie ohne Wahl und Ordnung ein paar Pflanzen in den ihnen dafür angewiesenen Raum. Hat das Unkraut sie gänzlich überwuchert, sind sie aus Mangel an Pflege abgestorben, so wird mit träger Hand ein wenig aufgeräumt, so werden auf gut Glück drei oder vier neue Büsche gepflanzt, und wiederum ist die Gartenarbeit auf ein Jahr gethan.

In ebenso elendem Zustande, schmählich vernachlässigt und verwildert, ist der große Klostergarten, der allen natürlichen Voraussetzungen nach ein Paradies sein könnte. Die Lage des Gartens ist in der That entzückend. Man hat von dort aus den vollen Blick auf die Golfe von Neapel, Bajä und Gaeta mit den Inseln Capri, Ischia, Procida, Nicola und Ponza. Landeinwärts eine Anzahl vulkanischer Seen, von üppigen Fluren eingefaßt. Neapel selbst ist nur theilweise sichtbar, weil es zu dicht am Fuße des steilen Berges liegt. Nach der entgegengesetzten Seite hin öffnet sich die Aussicht auf Capua und Caserta und auf das lachende und

von Reichthum überfließende Land, welches sich von Capua aus zwischen den schneebedeckten Apenninen und der Hügelreihe, auf deren höchster Spitze Camaldoli liegt, bis nach Neapel an den Fuß des Vesuv und des Meeres erstreckt. Camaldoli könnte, wenn es in der Hand von Menschen und nicht in der Hand von Mönchen wäre, unendlich schöner sein und gleichwol ist es unendlich schön.

Weniger groß, aber für meinen Geschmack noch reizender ist die Aussicht von dem hart an der Stadt gelegenen Lustschlosse Capodimonte. Das Schloß ist einfach, aber recht hübsch, der Garten besser gehalten als irgend ein anderer, den ich in Italien gesehen — was freilich nicht viel sagen will — und der daran stoßende Park hat eine große Ausdehnung und einen herrlichen Baumwuchs. Mein Begleiter, ein Deutscher mit amerikanischen Gewohnheiten und Vorurtheilen, meinte, daß Capodimonte wie gemacht sei zum boarding-house, und daß es bis jetzt offenbar seine Bestimmung verfehle. Der Mund wässerte ihm bei dem Gedanken, welch ein Geschäft sich hier für den Mann machen ließe, welcher Capodimonte unter gewissen Voraussetzungen an sich brächte und der dann John Bull und Bruder Jonathan die nunmehr gastlichen Pforten des Schlosses aufthäte. Die Theorie dieser Speculation ist meiner Ansicht nach ganz richtig, und ich halte es auch gar nicht für unwahrscheinlich, daß sie über kurz oder lang zur Ausführung kommt.

Mein Deutsch-Amerikaner, in welchen nun einmal die Speculationswuth gefahren war, verleitete mich, ihn nach dem königlichen Palast in der Stadt zu begleiten, den er gleichfalls für eventuelle Zwecke in Augenschein nehmen wollte. Der Palast lehnt sich an das Hafencastell an, ist in neuester Zeit durch Schießscharten und andere Vorrichtungen selber in eine Art Festung verwandelt, hat aber für den schlimmsten Fall auch einen Ausgang nach der See. Man zeigte uns

im Schlosse auch einen verschlossenen Thronsaal, eine Reihe von Prunkgemächern, unter deren Teppichen hier und da ein Fußboden von Ziegelsteinen hervorguckt, einige mehr oder weniger gute Gemälde, und etliche ungewöhnlich wohlerhaltene Büsten aus Pompeji. Mit einem ganz besondern Eifer machte uns der Führer auf die Gemächer aufmerksam, welche der Zar mit seiner Familie inne gehabt: hier wohnte der Kaiser, dort schlief die Kaiserin, in jenen Zimmern machte Prinzessin Olga Toilette. Und ferner: diese Malachitvase ist ein Geschenk des Kaisers, jene Uhr ist in Moskau gemacht, diese Mosaik ist das Werk eines russischen Künstlers. Kurz man merkt, daß bei den Bewohnern dieses Hauses das Moskowiterthum einen großen Stein im Bret hat, vermuthlich die Wirkung einer Dankbarkeit, welche den gehofften Wohlthaten zuvorkommt, und die ich nicht umhin kann etwas voreilig zu nennen.

Das Beste am und im ganzen Schlosse ist die Terrasse, welche am Meere entlang vor demselben herläuft, und die ihrer ganzen Länge nach mit einer Weinlaube, mit Rosenbüschen und Orangenbäumen bedeckt ist. Auf den Ballsaal, welcher uns mit überfließender Beredtsamkeit von einem Manne angepriesen wurde, welcher ihn unter besonderm Verschluß hat, auf den Ballsaal verzichteten wir, ebenso wie auf verschiedene ähnliche Merkwürdigkeiten, die man uns um die Wette rühmte, denn die bekannte italienische Dienstfertigkeit ist in dem Palaste des Königs von Neapel ebenso groß wie auf einem Landungsplatze für Dampfschiffe oder auf einem Posthofe. Als wir das Schloß verließen, war mein Deutsch-Amerikaner noch nicht mit sich einig, zu welchem Yankee-Zwecke es sich am füglichsten eigne, aber er behauptete, daß das Gebäude unmöglich unzweckmäßiger verwendet werden könne, als es bisher geschehen.

Am Abend ging ich mit einem Italiener in das Theater

San Carlo. Wieder einmal die „Beiden Foscari", die Einen heuer von einem Ende Italiens zum andern verfolgen. Die sehr gerühmte Primadonna war krank und durch eine Sängerin ersetzt, welche mit einer guten aber schwachen Stimme das Mögliche leistete. Der Tenor hatte mehr musikalische Gaben, als ich bei irgend einem andern Sänger in Italien wahrgenommen, und er würde vielleicht auch eine recht gute theatralische Figur gespielt haben, wenn er nicht unglücklicherweise ein wenig buckelig gewesen wäre. Die Damen des Chors, dem Theatercomment gemäß, trugen eine Sammlung der garstigsten Gesichter zur Schau, welche man in Stadt und Land hatte auftreiben können. Die Anzüge waren reich, die Decorationen mittelmäßig und das Ganze der Vorstellung gleichfalls.

Da es heute Abend kein Ballet gab, so war das Haus öde und leer, und viele der Anwesenden schienen durch die ewigen „Beiden Foscari" ebenso sehr gelangweilt zu werden wie ich. Selbst mein musikgieriger Italiener war der Sache sehr bald herzlich überdrüssig, aber er hatte seinen Platz einmal bezahlt und so wollte er sich denn für sein Geld wenigstens langweilen bis ans Ende. Bei einer spätern Gelegenheit verstand er sich indessen dazu, einen Theil des gekauften Theaterabends aufzuopfern. Wir waren nämlich miteinander in das Theater Carlino gegangen, das uns unter dem Namen eines Volkstheaters empfohlen worden war. Der kellerartige Eingang, die Kleinheit des Saales und seine bescheidene Einrichtung schienen diesem Namen zu entsprechen, die Preise der Plätze dagegen waren gar nicht volksmäßig und das Publicum gehörte fast ohne Ausnahme zur eleganten Welt; es war einsilbig, blasirt und zahm. Ich hatte etwas ganz Anderes erwartet. Der schlimmste Betrug aber offenbarte sich erst, als die Vorstellung begann. Man spielte nämlich im neapolitanischen Dialekt — und das schien das einzige Volksmäßige

im Theater Carlino zu sein — und dieser Dialekt war nicht allein mir beinahe unverständlich, sondern auch meinem italienischen Begleiter. Dieser Letztere verstand sogar noch weniger davon als ich, denn ich konnte ihm wenigstens bei einigen Stellen den Dolmetscher machen. Unter Aeußerungen des heftigsten Unmuthes schlug er mir vor nach Hause zu gehen. Welche Sprache, großer Gott, welche Sprache! rief er draußen einmal über das andere. Daß der Dialekt seiner eigenen Heimat, der Romagna, noch viel barbarischer ist als der neapolitanische, fiel ihm für diesen Augenblick nicht ein.

Die italienischen Dialekte sind nicht allein viel verschiedener, sondern, wie ich glaube, auch mannichfaltiger als die deutschen, und zugleich ist die Kenntniß und der Gebrauch der Schriftsprache bei den Italienern weniger ausgebreitet als bei uns. Dagegen ist es richtig, daß die Schriftsprache von uns beiweitem nicht so gleichförmig und rein gesprochen wird wie von den Italienern. Sehr natürlich. Bei den Italienern besteht die Schriftsprache selbständig neben dem von ihr gänzlich verschiedenen Dialekte, in Deutschland dagegen steht der Dialekt der Schriftsprache überall zu nahe, um sich selbstständig neben ihr zu erhalten, und so gehen denn im Gebrauche des täglichen Lebens beide ineinander über.

Wenn man die italienische Schriftsprache das Toscanische nennt, so geschieht es ungefähr mit demselben Rechte, als wenn man das Hochdeutsche in Sachsen localisirt. Schon Dante, obgleich sicherlich bei allem Zorne gegen seine Vaterstadt ein guter Florentiner, eifert in seiner Schrift von der volgare eloquenza gegen jene Bezeichnung. „Die Toscaner", sagt er, „sind Narren, wenn sie sich einbilden, ihre Zunge sei die italienische Sprache. Und diese Narrheit plagt nicht blos den großen Haufen, sondern auch viele berühmte Männer. Das Italienische ist eine Sprache, welche in jeder Stadt erscheint, aber in keiner heimisch ist, welche allen italienischen

Städten und doch wieder keiner von ihnen angehört, diejenige Sprache, nach welcher alle einzelnen Dialekte gewogen und gemessen werden."

Diese Umschreibung mag nicht erschöpfend sein, aber sie genügt jedenfalls, um eine deutliche Vorstellung von der Natur der italienischen Schriftsprache und von ihrem Verhältnisse zu den Volksdialekten zu geben, eine Vorstellung, welche sich unbeschadet ihrer Richtigkeit auch auf das Deutsche übertragen läßt. Bei uns wie bei den Italienern ist die Nationalsprache wie ein Münzwerth, dem kein Geldstück entspricht, der blos dem Begriffe nach existirt, der aber gleichwol das ganze Rechnungswesen beherrscht.

XXXIX.

Puzzuoli, Cumä und Bajä.

Es war ein himmelblauer Frühmorgen, als ich mit einigen Landsleuten in den Wagen stieg, welcher uns unter lustigem Schellengeklingel durch die Grotte von Posilipo hindurch und dem Meeresufer entlang nach Puzzuoli trug. Wir schrieben den 23. März, der ganze Winter war, hier wie überall, ungewöhnlich milde gewesen, wir hatten eine Reihe sehr warmer Tage hinter uns, und dennoch war noch keine Spur von Frühlingsgrün an den Bäumen zu sehen. Die Mandelbäume blühten, aber sie waren kahl, und kahl waren auch die Ulmen, die Maulbeerbäume, ja sogar die Pappeln. Nach dem Staube der Straße zu urtheilen hätte man sich dagegen mitten im Sommer glauben können, denn stellenweise lag er schuhhoch, und die Hufe der Pferde hüllten uns oft in eine dicke graue Wolke, in welcher das Athmen zur Pein wurde.

Ich habe die Landschaft, welche sich an der rechten Seite des Golfes am jenseitigen Ende der Grotte bis nach dem Vorgebirge Misenum erstreckt, seit jenem Tage noch drei- oder viermal in der Nähe gesehen, und ich muß der Wahrheit zu Ehren sagen, daß ich niemals ein besonderes Gefallen daran gefunden. Die Berge mit Geröll bedeckt, zerbröckelt, ohne allen Rasen, sind durch strauchartige Pflanzen und Cactusfeigen nicht hinlänglich decorirt, um nicht den Eindruck

einer peinlichen Dürre und Nacktheit zu machen. Freilich, wenn der Weinstock im Laube steht, der einen Theil jener Abhänge inne hat, alsdann wird dieser Eindruck beträchtlich gemildert werden; aber die wahre Schönheit wird dieser Landschaft in jeder Jahreszeit fehlen, ebenso wie die Größe. Ueberdies, wer möchte im Juli, August und September von Neapel aus Ausflüge aufs Land machen! Um Neapel recht zu genießen, muß man Jahr und Tag dort ansässig sein, damit man im Stande sei, die Gelegenheiten, die Tage, die Stunden wahrzunehmen, welche für diesen und jenen Zweck nur selten vorkommen und flüchtig vorübergehen. Jahr und Tag ist aber Neapel auf der andern Seite doch nicht werth. Das Sprüchwort, welches sagt: Neapel sehen und dann sterben, nimmt den Mund gewiß ungeheuer voll, aber die Uebertreibung würde nach meiner Meinung noch viel größer sein, wenn es uns zumuthete, Neapel nicht wieder zu verlassen. In der That, wer sich als Fremder, abgesehen von besondern, etwa künstlerischen Zwecken, länger als einige Wochen in Neapel gefällt, dessen Geschmack habe ich Mühe zu begreifen. Im Schatten der Orangenwälder von Sorrent, ja, mag man Monate verträumen wie einen Sommerabend, aber Neapel mit seiner ewigen Villa Reale und seiner nächsten Umgebung, die nur in der Perspective genießbar ist, Neapel übersättigt bald wie Zuckerbrot.

Die ganze Gegend von Puzzuoli bis zum Capo Miseno, die Landzunge, welche den Golf von Neapel von der Bai von Gaeta scheidet, ist eine Welt von Trümmern, Trümmer über und in noch größerer Zahl unter der Erde, die dann besonders an den Durchstichen sichtbar werden, welche zum Behufe von Straßenbauten und zu andern Zwecken gemacht worden. So zahllos diese Ruinen aber auch sind, so wenige sieht man darunter, die des Sehens wirklich werth wären. Sie haben den Curiositätenwerth von Ueberresten des Alterthums, es ist

interessant, die Wirkungen der unglaublichen Erdenrevolution an ihnen zu beobachten, durch welche die meisten von ihnen in ihre gegenwärtige Lage gebracht sind; der Architekt mag die Technik der alten Baumeister mit Nutzen daran studiren; von Schönheit aber, von Erhabenheit, von malerischen Effecten kann aufrichtigerweise keine Rede sein. Da steht z. B. der sogenannte Tempel der Venus Genitrix bei Bajä, eine der Ruinen dieser Gegend, welche man mit dem größten Pompe anzupreisen pflegt — ohne Brille betrachtet ist es ein kahles Mauerwerk, nach welchem Niemand hinsehen würde, wenn es nicht einen classischen Namen hätte, der übrigens auf gut Glück aus den mythologischen Verzeichnissen herausgegriffen ist. Unsere Archäologen sind angesichts solcher Monumente gewöhnlich in der Lage jenes horazischen Zimmermannes, welcher nicht wußte, ob er eine Bank oder einen Gott aus seinem Holzblocke machen solle; das Ding wird ein Badehaus oder ein Tempel, je nachdem es gerade fällt, und der Tempel wird dem Gotte des Himmels oder der Hölle geweiht, je nachdem der antiquarische Priester eine größere Liebhaberei für Jupiter oder für Pluto hat.

Fragt man vollends den Cicerone, so weiß er ganz genau, wem dieser Sitz diente, wohin jene Thür führte, welche Bestimmung jedes Gemach hatte, dessen Ueberreste er uns zeigt. Das ist das Handwerk des Cicerone, und dafür wird er bezahlt von shopkeepers, die zu ihrer und ihrer Fräulein Töchter Belehrung reisen, und von Staatshämorrhoidarien, welche ihre aus den Pandekten geschöpfte classische Gelehrsamkeit durch außergerichtlichen Augenschein auffrischen wollen. Wie ist es aber möglich, daß gewissenhafte und gebildete Leute diese Faselei mitmachen, so weit, daß sie alles Ernstes schreiben und drucken lassen: der heutige Lago di Fasaro ist der Acheron „der Alten"; dieses Wasser ist der Styx „der Alten"; jene kleine Ebene ist die elysäischen

Felder wiederum „der Alten"! Gleichwol sind diese Albernheiten nicht blos in den Reisehandbüchern aller Zungen, sondern auch in Werken der schwerfälligsten Wissenschaft zu lesen! Welche Begriffe vom Wesen des Mythus haben diese Menschen durch ihre schweinslederne Gelehrsamkeit gewonnen! Ebenso gut könnte man in einigen tausend Jahren schreiben, der Himmel der Christen sei zwischen dem Gewölbe und dem Dach ihrer Kirchen gewesen. Die classische Unterwelt wurde ohne Zweifel örtlich gedacht, die Annahme aber, daß man sie mitten in die bewohnte Welt hinein verlegt habe, zeugt von einem Unverstande, der über jedes Maß hinausgeht, welches der gelehrteste Pedant als sein Recht beanspruchen kann. Möglich, daß der eine oder der andere Dichter bei seiner Schilderung der Unterwelt das Bild dieses vulkanischen Bodens vor Augen gehabt, möglich auch, daß eine spätere Zeit die Schilderungen und Benennungen der Dichter auf diese Gegend parodirend angewendet, in ähnlichem Sinne etwa wie man heutzutage Weinschenken und Bierhäuser Paradies oder Himmelreich nennt; wer es aber für möglich hält, daß „die Alten" in ihrem Styx Fische gefangen, in ihrem Acheron gebadet, und auf ihren elysäischen Feldern Hafer und Gerste geerntet, der hat sicherlich mehr Beruf, sich seinerseits von Hafer und Gerste zu nähren, als in Sachen der Poesie ein Wort mitzureden.

Die vulkanische Natur jenes Bodens gibt sich auch heute noch durch die unzweideutigsten Merkmale kund, durch die Gestalt der Seen und ihrer Ufer, in denen die ehemaligen Krater unverkennbar sind, durch die Form der Berge, deren einer vor etlichen hundert Jahren in Einer Nacht aus dem Boden hervorgestiegen ist, ja sogar durch fortdauernde vulkanische Erscheinungen, zumal in der Solfatara, diesem Krater, der zwar verschüttet, aber nicht so weit ausgebrannt ist, daß man vor einer gelegentlichen Erneuerung seiner zerstörenden

Thätigkeit sicher wäre. Erdbeben und vulkanische Ausbrüche haben auf dieser Seite des Meerbusens von Neapel kaum weniger Verheerungen angerichtet als auf der entgegengesetzten. Wie drüben Stabiä, Taglana, Pompeji und Herculanum, sind hier Puteoli, Cumä, Bajä, Baccoli ganz oder theilweise von der Erde verschwunden, und zwar, wie es scheint, ohne daß sich der Zeitpunkt bestimmen ließe, wo diese Revolution vor sich ging.

Der ganze Meerbusen von Neapel, vom Capo Miseno bis zum Capo Campanella, war vor Alters durch eine fast ununterbrochene Reihe von Städten eingefaßt, und alle diese Städte, mit Ausnahme des so ziemlich im Mittelpunkte gelegenen Neapel, sind wie gesagt ganz oder theilweise verschüttet oder versunken. Von dem großen Cumä und dem prächtigen Bajä sind kaum einige Spuren über dem Boden zurückgeblieben, während man nur den Spaten anzusetzen braucht, um auf ihr Mauerwerk zu stoßen, aus welchem schon manche werthvolle Ausbeute zu Tage gefördert ist. Puteoli ist gleichfalls großen Theils begraben, und zwar im Schlamm, welcher sogar das große Amphitheater von unten bis oben ausgefüllt hatte. Tempel, Landhäuser, Bäder, Gebäude aller Art, die den geringen Zwischenraum zwischen den einzelnen Städten ausfüllen, haben allenthalben über oder unter der Erde ihre Spuren zurückgelassen. Mit einem Worte die ganze Landzunge zwischen den Golfen von Neapel und Gaeta ist, ebenso und noch mehr als die Küste von Neapel nach Pompeji, ein ungeheurer Kirchhof alter Cultur.

Von der alten Pracht Bajäs, von den riesigen Bauwerken der römischen Millionärs, die, wie der Dichter sagt, das Meer zu verdrängen drohten, ist nichts mehr zu sehen als einige unförmliche Trümmer. Der Weinstock und der Citronenbaum wachsen, wie es Gott gefällt, das heißt fast ohne alle menschliche Pflege auf der Stätte, wo der Wahnsinn

des Luxus die schamlosesten Orgien gefeiert hat, von denen die Geschichte eines bis ins Mark der Knochen verdorbenen Zeitalters zu erzählen weiß. Zwei oder drei armselige Hütten, das ist Alles, was man das heutige Bajä nennen könnte, wenn diese zwei oder drei Hütten einen Namen hätten.

Baccoli, der Ort, wo Tiberius sein Leben der Sünde und des Lasters endete, wo einige Jahre später Nero seine Mutter mordete, Baccoli existirt unter dem Namen Bauli fort, als ein kleines Dorf, dessen Bevölkerung die elendeste unter der Sonne sein muß, wenn ihre Armuth nur halb so groß ist wie ihre Bettelhaftigkeit. Der Bettel artet hier zu einer wahren Verfolgung aus, deren berechneter Zweck es ist, den Fremden nicht einen Augenblick zur Ruhe, zur Betrachtung, zur Unterhaltung kommen zu lassen, bevor er sich von der ihn drängenden und hetzenden Unverschämtheit losgekauft. Kaum aber hat man sich mit dem einen Schwarme abgefunden, so kommt ein zweiter unter der Erde hervor, und ist man mit dem zweiten fertig, so stellt sich die erste Bande mit frecher Stirn zum zweiten Male ein.

In der Nähe von Bauli befindet sich die merkwürdigste der Ruinen dieses ganzen Bezirks, die sogenannte piscina mirabilis, vermuthlich ein Wasserbehälter, der in Ermangelung von Bächen und Quellen besonders zur Versorgung der am Cap Misenum stationirten Flotte dienen mochte. Diese Cisterne im größten Stil ist mit hohen Bögen überwölbt, welche von schlanken Pfeilern getragen werden, und sie macht einen so bedeutenden Eindruck, daß ich gestehen muß, daß sie den Namen eines Wunderbaus nicht ganz mit Unrecht führt. Nicht weit davon entfernt sind die cento camerelle, enge Zellen in den Felsen eingehauen und durch schmale Thüröffnungen in Spitzbogenform miteinander verbunden, welche so niedrig sind, daß man sie nur gebückt durchschreiten kann. Kein Luftzug, kein Sonnenstrahl, keine

Ahnung von Tageslicht fällt in die schwarze dumpfe Tiefe dieser steinernen Grüfte. Sind es Begräbnißstätten? Ja wohl, Begräbnißstätten für Lebendige, die irgend ein Henkersknecht im Purpur für die Feinde der Majestät, die Verdächtigen und Misliebigen einbegriffen, hat herrichten lassen. Welch ein kaiserlicher Hochgenuß, den Goldpokal in der Hand und mit rosenbekränzter Stirn sich sagen zu können: hier unten, hundert Fuß unter meinen Füßen liegen sie in ewiger Nacht rettungslos und verzweifelnd, die Letzten, welche sich erkühnten, noch einen Tropfen republikanischen Blutes in den Adern zu haben! Solche Gedanken, sie sind die ambrosische Würze des irdischen Götterlebens, und die römischen Cäsaren sind nicht die einzigen Herren dieses Landes, denen es vergönnt war, in ihnen zu schwelgen.

Das Cap Misenum ist ein steiler abgeplatteter Berg, in welchem das äußerste Ufer, nachdem es sich eine Strecke lang bis fast zum Niveau des Meeres verflacht hat, noch einmal jach emporsteigt. Jene Niederung trennt das Meer von einem Salzsee, lago morto geheißen, welcher vermuthlich den römischen Kriegshafen bildete, während er jetzt nur vermittels eines schmalen Durchlasses mit dem Meere in Verbindung steht. Von hier aus unternahm der ältere Plinius, welcher bekanntlich Oberbefehlshaber jener Flotte war, den Ausflug nach dem Vesuv, auf welchem er einen ehrenvollen Forschertod fand. Sein Herr Neffe war gescheiter. Vom Oheim aufgefordert mit ihm zu gehen, antwortete er: er wolle lieber studiren; und gesagt, gethan, der achtzehnjährige junge Mensch, dem die Gelegenheit geboten ist, eins der größten Naturschauspiele zu genießen, welche menschliche Augen jemals gesehen, er setzt sich hin und macht Auszüge aus dem Livius. Livius in Ehren, aber Derjenige, welcher ihn dem Vesuv in seiner größten Glorie vorzieht, er kann nichts Besseres sein als der armseligste aller Tröpfe. Wüßte

ich weiter nichts von Plinius dem Neffen als diesen einzigen Zug, es wäre mir genug, um ihn als verächtlichen Gesellen nach Verdienst zu würdigen. Nun aber habe ich sie überdies vor mir liegen, die eigenhändigen Zeugnisse der Erbärmlichkeit, welche er sich durch eine Menge seiner Briefe ausgestellt; noch mehr, ich habe seinen Panegyrikus auf Trajan, dieses Machwerk der elendesten Lakaienfeder, die jemals von einem Speichellecker geführt worden ist. Und dieser Plinius ist einer der gehätschelten Günstlinge unserer Schulmonarchen, und seine ekelhafte Lobhudelei, welche einem gesunden Geschmacke einen Mann wie Trajan bei allem seinen Verdienste tödtlich verleiden könnte, dieser niederträchtige Panegyrikus wird den Schülern mit aufgehobenen Händen gepriesen als das letzte Meisterwerk der lateinischen Literatur. Hat doch der Verfasser elf Jahre lang daran gearbeitet, und sind doch seine Phrasen genau nach den echtesten Mustern gedrechselt. Charakter, Gesinnung, Inhalt — wer fragt nach solchen Possen. Classische Diction, das ist es, worauf es ankommt, und wer mehr verlangt, der wurde niemals angeweht von dem heiligen Geiste der Philologie.

Unter dem Dache eines Mannes, welcher an dem verödeten Gestade von Bajä das Gewerbe des Wirthes mit dem einträglichern Handwerke des Schmugglers vereinigt, ruhten wir aus von der Hitze und der Mühe des Tages. Es war ein sonderbarlicher Speisesaal, in welchem man uns die Tafel herrichtete. Ein breites, thurmhoch aufgepolstertes Bett, mit einem befranzten weißen Tuche bedeckt, bildete das Prachtmöbel des Zimmers, neben welchem der wackelige Tisch und die altersschwachen Stühle eine sehr demüthige Figur spielten. Fenster hatte das Gemach einstmals gehabt, aber sie waren durch die Unbill der Zeiten bis auf einige Glassplitter abhanden gebracht. An den hohen Kalkwänden, welche in allen möglichen Schattirungen zwischen schwarzgrau und lehm-

gelb schillerten, hingen einige Bildnisse auf Löschpapier gedruckt, deren Ausführung auf urweltliche Kunstzustände zurückwies. Die Person der wohlbeleibten Wirthin schillerte in noch bedenklichern Nuancen als die Wände, obgleich aber nicht gerade nach der neuesten Mode gekleidet, war sie doch offenbar keine Erscheinung aus der Urwelt, denn sonst würde das Waschwasser der Sündflut doch einige Spuren an ihr zurückgelassen haben.

Indessen unser Tisch wurde sauber gedeckt, mit gutem Porzellan und schweren silbernen Bestecken reichlich versehen, und die Mahlzeit war der Tafeldecoration würdig. Das Hauptgericht bestand in einer Schüssel Muränen, nach denen ich längst lüstern gewesen war wie ein Diplomat. In der That, die Muräne ist unter den Fischen, was die Traube unter den Früchten, und ich begreife, daß selbst die alten Feinzüngler des kaiserlichen Rom, neben denen die heutigen Gastronomen doch nur arme Stümper sind, keinen kostbarern Leckerbissen auf dem Lande und im Wasser zu finden wußten. Wenn sie die Muränen in ihren Weihern mit dem Fleische geschlachteter Menschen fütterten, so war das zwar ein Verfahren, welches den heutzutage herrschenden Ansichten nicht ganz entsprechen würde; allein wir sind durch viele hochansehnliche Autoritäten der politischen Wissenschaft und der Staatspraxis hinlänglich belehrt worden, daß man alle Zeiten und Völker mit ihrem eigenen Maße messen muß, und demnach werden wenigstens die Leute der vorzugsweise sogenannten historischen Schule gegen die römische Methode der Muränenmästung consequenterweise kaum etwas einzuwenden haben. Erstens waren es ja blos Sklaven, die man zu diesem Behufe verwandte. Zweitens wird man vermuthlich nur die Alten und Gebrechlichen geschlachtet haben. Drittens wurde auf diese Weise ein Eigenthum verwerthet, welches verloren gewesen wäre, wenn man die Leute natürlichen Todes

hätte sterben lassen, wo man dann höchstens ihre Haut in die Gerberei hätte schicken können. Die Reihe dieser Beweissätze ließe sich noch beträchtlich verlängern, ich überlasse indessen die weitere Ausführung einer gewandtern und gelehrtern Feder als die meinige. Möchte doch gelegentlich einer der großen Publicisten in der „Neuen Preußischen Zeitung" die Rechtsgründe zusammenstellen, kraft deren das erbliche Obrigkeitsverhältniß des Herrn zu seinen Sklaven in der fraglichen Weise nutzbar gemacht wurde. Eine solche Aufgabe wäre jener Herren vollkommen würdig, und deren mit gewohnter Fingerfertigkeit vollbrachte Lösung würde nicht wenig dazu beitragen, die unschätzbare Theorie, für welche Herr von Gerlach den Namen des Rechts aus Gott, des Rechts von oben erfunden hat, in ihrer ganzen Schönheit und in ihrem vollen Glanze erscheinen zu lassen.

Nach Neapel zurückgekehrt, fragte ich in den besten Gasthäusern vergebens nach Muränen; ihr Name stand nicht einmal auf den gedruckten Speisezetteln. Ich bildete mir ein, daß dieser Fisch für die ziemlich niedriggestellten neapolitanischen Gasthauspreise zu theuer sei, und meine Verwunderung war daher doppelt groß, als man mir eines Tages in dem Caffe di Europa auf meine eindringlichen Fragen zu verstehen gab, die Muräne sei ein Essen für Bauern und Matrosen, aber sie komme auf keinen neapolitanischen Tisch. Diese Auskunft klang fabelhaft, aber es hatte seine volle Richtigkeit damit. Selbst der Lazzarone in Neapel verschmäht den Fisch, an welchem die raffinirten Schwelger der alten Welt den köstlichsten aller Gaumengenüsse fanden. Ist seit dieser Zeit eine Veränderung in den Geschmacksorganen der Menschen vorgegangen? Nach meiner Erfahrung und der Erfahrung mehrerer meiner Landsleute zu urtheilen keinesweges. Das ist es freilich nicht, sagte man mir endlich, aber die Muräne ist nicht wählerisch in ihrer Nahrung, Lebendiges

und Todtes ist ihr gute Beute, das wissen die Neapolitaner, und daher ihr Widerwille. Dieser Erklärungsgrund scheint mir durchaus nicht ausreichend. Jenen rücksichtslosen Appetit hat die Muräne mit vielen andern Fischen gemein, mit ihrem Vetter dem Aal, mit dem Hechte, dem Lachs, der Forelle, der Makrele, dem Krebse, kurz einer Menge von Bewohnern des süßen und des salzigen Wassers, welche von Niemand und nirgends für tafelunfähig gehalten werden. Sollte der Abscheu der Neapolitaner gegen die Muräne nicht vielleicht eine Nachwirkung der jetzt freilich verloren gegangenen Erinnerung an die Zeiten und an die Sitten sein, deren ich vorhin gedacht habe? Ist es so unwahrscheinlich anzunehmen, daß sich ein großer Haufen des Volks selbst in den Zeiten der äußersten Verderbniß der Mächtigen und der Reichen einen Rest gesunden sittlichen Gefühls erhalten habe, der sich angesichts jener Scheußlichkeiten empörte, zumal es eben das „gemeine Volk" war, das davon betroffen wurde? Ist es unwahrscheinlich, daß der Abscheu gegen die Menschenschlächter in Abscheu gegen das Thier umschlug, dem sie geschlachtet wurden? Diese Wirkung angenommen, würde die Ueberlieferung jenes Abscheus bis auf das heutige Geschlecht durch die zähe Natur der stummen Traditionen hinreichend erklärt werden. — Vermöge dieser Hypothese könnte man übrigens den Edelmuth der Neapolitaner nicht genug rühmen, die sich an der Muräne dafür, daß dieselbe ihre Väter gefressen, dadurch rächen, daß sie dieselbe *nicht* essen.

XL.

Salerno und Amalfi.

Die Eisenbahn brachte uns von Neapel nach Pompeji und von Pompeji nach Nocera, ihrem Endpunkte. Unser Vorhaben, von Nocera nach Amalfi zu gehen, scheiterte an der unbescheidenen Forderung des Pferdeverleihers, der uns auf den nur für Saumthiere zugänglichen Pfaden über das Gebirge führen sollte. Dagegen wurden uns von einem Schwarme lärmender Vetturini Wagen zu einem Spottpreise angeboten, und wir entschlossen uns zur Fahrt nach Salerno.

Nocera, zu Friedrich's II. Zeit die Burg der gut kaiserlich gesinnten Sarazenen, und deshalb noch heute dei pagani geheißen, ist ein ziemlich unansehnliches Städtchen, aber reizend gelegen, am Eingange eines überaus reichen und mit schmucken Häusern übersäeten Thales, welches durch zwei steile, aber mit dem heitersten Grün bekleidete Bergzüge gebildet wird. Trotz der Mittagshitze wurde überall von rüstigen Händen die Hacke geschwungen, die Schaufel geführt, gepflanzt und gejätet, und der ganze Zustand der Felder zeugte durch die Sorgfalt und Reinlichkeit des Anbaus gegen das draußen in unbegreiflicher Ausdehnung herrschende Vorurtheil, daß das neapolitanische Volk nichts sei als ein Haufen von Tagedieben. Welch sinnreiche Erfindungen und welch mühselige Anstalten, um die geringe Feuchtigkeit in

dem Boden festzuhalten, die der nächtliche Thau und der seltene Regenfall ihm zuführt! Sogar die Zucht des Geflügels wird mit einem anderer Orten unerhörten Aufwande von Kräften betrieben; man sieht nämlich in der Landschaft zerstreut eine Menge hoher steinerner Thürme, unsern Wartthürmen ähnlich, nur daß sie geringern Durchmessers sind, welche lediglich dazu dienen, die Tauben gegen Wiesel und Marder zu sichern. Möglich, daß sich dieser Zweck, ebenso wie bei uns, mit geringern Mitteln erreichen ließe, daß man aber zum Behufe desselben beträchtliche Bauwerke aufführt, die ein wahrer Schmuck der Gegend sind, ist sicherlich kein Zeichen von Nachlässigkeit und Trägheit.

Durch einige saubere und anmuthig gelegene Ortschaften hindurch erreicht man binnen einer Stunde einen Höhepunkt am Meeresufer, auf welchem sich Salerno in geringer Entfernung im Profil darstellt. Eine abschüssige Straße führt nach der Stadt hinunter, deren stattlicher Kai mit seinen hohen und zum Theil großartigen Gebäuden einen sehr vortheilhaften ersten Eindruck gibt.

Obgleich noch immer eine ansehnliche Stadt, hat Salerno von seinem mittelalterlichen Glanze kaum noch einige Ueberreste aufzuweisen. Die politische Bedeutung, welche es als Residenz der normannischen Könige hatte, ist ebenso spurlos verschwunden wie der wissenschaftliche Ruf, den es vorzugsweise den arabischen Lehrern seiner weltberühmten Arzneischule verdankte. Es gibt auch in unsern Zeiten manches kleine Salerno, dessen Hochmuth sich vielleicht bis jetzt noch nicht träumen läßt, daß die Frage nach den Palästen seiner kleinen Robert Guiscard und nach den Hörsälen seiner großen Doctoren eines Tages von Niemand mehr verstanden werden wird, und zwar, wie ich vermuthe, bevor Jahrhunderte abgelaufen. Die Welt ist rund und muß sich drehen, wie der Guckkastenmann sagt.

Das einzige Monument der alten Zeit, welches man in Salerno findet, ist die Kathedrale, ein mächtiges schweres Bauwerk, welchem der unvermeidliche weiße Kalkanstrich, den ihm der Geschmack des Tages gegeben, ungefähr so zu Gesichte steht wie ein Flormäntelchen einem geharnischten Ritter. Eine beträchtliche Zahl antiker Bruchstücke, Säulen, Friese und Bildhauerarbeiten mancher Art, größtentheils aus dem nahen Pästum geholt, sind in die Kirche eingebaut. Auch die Grabstätten der Alten sind zu Nutz und Frommen des neuen Cultus geplündert worden, und die Asche der Heiden hat den Gebeinen von Priestern und Mönchen Platz machen müssen in den mit Götterbildern geschmückten Marmorsarkophagen. Trunkene Mänaden halten ihren Reihentanz um die Knochen der Heiligen, Faune und Satyrn sind die Wächter über den Leichen frommer Bischöfe und gottseliger Aebte. Immerhin; wenn die Andern ebenso wenig Anstoß daran nehmen wie ich, so ist kein Aergerniß darin.

Auf einem der Gräber im Dom von Salerno ist ein großer Name zu lesen, der Name Gregor's VII., welcher als Flüchtling unter dem Schutze eines normannischen Abenteurers starb, nachdem er Deutschland in der Person des Kaisers zu seinen Füßen gesehen hatte. Der Zorn und die Scham, mit denen ich als Knabe zum erstenmal die klägliche Geschichte von Canossa las, sie drängen sich mir heute noch mit dem nämlichen schmerzhaften Stoße nach Herz und Hirn, denn selbst die Schande der Jahre 1850 und 1851 hat mich nicht stumpf gemacht für die Schmach des 11. Jahrhunderts.

In den Straßen von Salerno regte sich eine vorfestliche Geschäftigkeit, denn morgen hatten wir Palmsonntag, das Fest der grünen Zweige, deren Stelle indessen meistens durch die getrockneten Blätter der Zwergpalme vertreten wird, die man zu allerlei zierlichen Figuren flicht, und nachdem sie

in der Kirche geweiht worden, für das nächste Jahr unter die Heiligthümer des Hauses versetzt. Rom, unter dessen Himmel die afrikanischen Riesengräser nicht recht gedeihen wollen, Rom wird von einem günstiger gelegenen oberitalienischen Orte aus, dessen Name mir nicht beifällt, alljährlich mit ganzen Schiffsladungen von Palmzweigen versorgt, und so viele Menschenalter hindurch dieser fromme Verkehr auch schon währt, niemals ist eins der demselben gewidmeten Fahrzeuge zu Grunde gegangen, was nicht ohne ein offenbares Wunder hat geschehen können.

Durch steile aber reinliche und wohlhabend aussehende Gassen stieg ich den Berg hinan, an dessen schmalem Fuße Salerno sich angeklammert hat. Der Berg ist sehr hoch, aber wie weit man auch hinaufsteige, man hat immer nur den Blick auf die an das steile Ufer angeleimte Stadt, auf das Meer und auf die ferne Küste von Calabrien, kurz die nämliche Aussicht, welche man mit geringerer Mühe und ebenso gut auf dem Kai von Salerno findet. Beim Rückwege traf ich eine Schar von Graubärten in Gendarmenuniform, welche wie Rekruten in soldatischen Handgriffen geübt wurden. Waren es, trotz ihrer vierzig und funfzig Jahre, neu geworbene Leute, oder hatte man erst jetzt für nöthig erachtet, das militärische Exercitium auch bei der Gendarmerie einzuführen? Jedenfalls schien mir dieses Schauspiel ein neuer Beleg dafür, daß man in Neapel ebenso wie anderer Orten in der Polizei ganz richtig die Säule des Staats erkennt. Wie es Staaten gibt, welche so zu sagen ohne alle Polizei leben und gedeihen, ebenso gibt es Staaten, welche nur durch die Polizei und in der Polizei bestehen. Wie kann man den letztern zumuthen, sich ihr Lebenselement verkümmern zu lassen, geschweige denn sich desselben zu entäußern?

Auffallend war mir die ungemeine Höflichkeit, mit

welcher jene neapolitanischen Gendarmen von den sie einübenden Offizieren und Unteroffizieren behandelt wurden. Einige dieser alten Rekruten zeigten sich ziemlich ungeschickt, und sonderbarerweise schien weder der Hauptmann noch der Corporal zu begreifen, daß Grobheit und auffahrendes Wesen die geeignetsten Mittel sind, um den Leuten das Verständniß zu öffnen, die Gelenkigkeit ihrer Gliedmaßen und die Genauigkeit ihrer Bewegungen zu befördern. Statt die Rekruten mit Donnerwetter und Himmelsacrament heilsam anzufahren und wohlthätig einzuschüchtern, begnügte man sich, sie in den mildesten Worten auf ihre Fehler aufmerksam zu machen, ihnen die Handgriffe aber und abermals zu zeigen und dieselben ohne alles Geberdenspiel der Ungeduld, ohne höhnischen Ton und demüthigende Formen wiederholen zu lassen. Freilich glaubte ich zu bemerken, daß man auf diese Weise rascher zum Zwecke gelange als anderer Orten mit Fluchen und Wettern, allein daß durch die Vernachlässigung solcher Kehlübungen in der militärischen Bildung der Leute eine empfindliche Lücke entstehen müsse, war mir um so einleuchtender, als es sich hier um die Einübung von Polizeimannschaft handelte, welcher das barsche Wesen und die groben Worte bekanntlich noch nöthiger sind als die Waffen; denn die letztern gebraucht sie vielleicht nicht einmal im Jahr, die erstern hingegen zu jeder Stunde.

Unter dem Glockengeläute eines himmelblauen Palmsonntagmorgens ritten wir durch die festlich bewegten Straßen von Salerno zu dem Thore hinaus, durch welches wir gekommen waren. Es wurden uns freilich keine Palmzweige gestreut, aber wir saßen wenigstens zu Esel. Das Ziel unsers heutigen Rittes war Amalfi, welches mit Salerno bis jetzt durch keine fahrbare Straße verbunden ist, obgleich man seit zwölf oder funfzehn Jahren daran arbeitet, den bisherigen Saumpfad zum Fahrwege zu erweitern, ein großes und kost-

bares Unternehmen, von dem ich sagen würde, daß es der Regierung Ehre mache, wenn es nicht die neapolitanische wäre.

Der Weg wendet sich in geringer Entfernung von Salerno der Küste zu, welcher er dann bis nach Amalfi folgt, indem er, allen ihren Biegungen sich anschmiegend, bald hoch emporsteigt an den Uferbergen, bald bis an den Rand des Salzwassers sich hinabsenkt. Da wo der Weg sich in der Höhe an den Bergen hinzieht, d. h. auf der beiweitem größern Strecke, gewährt er die mannichfaltigsten und reizendsten Blicke auf Schluchten und Buchten, auf Obstgärten und Landhäuser, auf kleine Hafenorte und auf altersgraue Mühlen, von denen es zu uns emporglitzert und rauscht wie die Liedersage der Vorzeit.

An einer Stelle war der Weg durch den Bau der neuen Straße dergestalt unterbrochen, daß wir hoch an dem pfadlosen Gebirge hinaufklettern mußten, um jenseits der Lücke wieder in die Bahn zu kommen. Es war eine halbe Stunde voll Schweiß und Mühsal, als wir uns bald über Rollsteine und fast senkrecht geschnittene Wände hinweg, bald durch dichtes Gebüsch von Myrthen und Rosmarin an dem Gebirge zuerst hinauf und dann mit noch größerer Beschwerde hinab arbeiteten. Als wir endlich einen sichern Boden unter uns fühlten, sahen wir zu unserer angenehmen Ueberraschung ein bereits fertiges Stück der neuen Straße vor uns, auf welcher uns unsere Esel, die wir wieder bestiegen, nachdem sie ein wenig verschnauft hatten, im behenden kleinen Trabe rasch nach einer großen blühenden Ortschaft brachten. Die Alten und die Jungen des Dorfes waren zum Sonntagsspaziergange in einer Allee am Seeufer versammelt; Scharen munterer Kinder im Feiertagsputz begrüßten jubelnd unsern Einzug, und die Aristokratie des Ortes, bestehend in der Familie eines Beamten, die sich, dem Geiste der Zeit hul-

digend, in die Menge gemischt hatte, nahm den Tribut unseres Grußes huldreich auf.

In geringer Entfernung von diesem Orte, der den Namen Menora führt, kommt man zu einem andern, Majora geheißen, dessen Lage einzig ist in ihrer Art. Majora liegt nämlich in einer engen und tiefen Schlucht, über deren Mündung nach der See zu die Straße auf einer Brücke hinweggeht. Von dieser Brücke sieht man auf die Dächer von Majora, dessen Häuser so hart aneinander und übereinander gerückt sind, daß sie, selbst von oben herunter betrachtet, einen unentwirrbaren Knäuel darstellen. Zu beiden Seiten der Schlucht steigen die Bergwände steil empor; nach vorn ist dieselbe, wie gesagt, durch die Brücke gesperrt, und nach hinten verengt sie sich da, wo die Häuser aufhören, zu einem schmalen Spalt. So ist denn Majora wie in einen Trichter gebaut, den es völlig ausfüllt und der sich eigentlich nur unter der Brücke hinweg nach dem Meere zu öffnet; denn der Spalt in entgegengesetzter Richtung läßt wol den Blick auf ein zweites Thal hindurch, aber er stellt sich gleichwol dar als das Eingangsthor zu einer Gebirgswildniß ohne Ausgang. Oben am Rande dieses Thors liegen in malerischer Höhe und Einsamkeit zwei oder drei vereinzelte Häuser, von denen man das eine die Geburtsstätte des Masaniello nennt; wahrscheinlich mit demselben Rechte, mit welchem das Wohnhaus des Revolutionshelden auf dem Altmarkte in Neapel an fünf oder sechs verschiedenen Stellen gezeigt wird. — Das Städtchen Majora hat übrigens ein sehr wohlhabendes Aussehen, obgleich es ihm an Grund und Boden und seinen Bewohnern an Raum zur Bewegung und an Luft zum Athmen zu fehlen scheint.

Von Majora ist nur ein Sprung nach Amalfi, wo wir in dem besten, und wie es scheint einzigen Gasthofe, zum Kapuziner genannt, ein sehr bescheidenes Quartier und eine

herzlich schlechte Bewirthung fanden. Zur Entschädigung legte man uns ein Fremdenbuch vor, in welchem die verschiedensten Zungen vom Lobe des Kapuziners träuften. Hier und da war ein Stück aus dem Buche herausgeschnitten, oder eine geschriebene Stelle dick durchgestrichen, und ich vermuthe, daß damit die Zeugnisse von Leuten vertilgt worden, welche ungefähr ebenso zufrieden gewesen waren wie wir. Sonderbarerweise hatte man jene russische Censur nicht blos gegen französische und englische, sondern auch gegen deutsche Schreibereien geübt, ein Beweis der auffallend guten Organisation des Präventivsystems, durch welches die Reisenden gegen unangenehme Eindrücke geschützt werden sollten.

Während wir unser kärgliches Mahl vergeblich mit dem Lobe zu würzen suchten, welches Andere der Kapuzinerküche gespendet, trat der Lohnbediente, welchen wir von Neapel mitgenommen, ganz verstört herein und meldete uns, daß die Genossenschaft der Fremdenführer von Amalfi ihm nicht erlauben wolle, hier am Orte unsern Cicerone zu machen. Man habe ihn sogar mit Stockprügeln und Messerstichen bedroht. Aber er fürchte sich nicht, setzte er mit einer möglichst tapfern Miene hinzu, und er komme blos uns zu sagen, daß er sich nicht fürchte. Da wir unsererseits uns auch nicht fürchteten, so belobten wir ihn wegen seiner Herzhaftigkeit und sagten ihm, daß wir ihn in einer halben Stunde zum Ausfluge in die Umgebungen der Stadt erwarten würden.

In der Zwischenzeit, als ich ging Cigarren zu kaufen, fand ich vor der Thür des Gasthofs eine Anzahl von Leuten in augenscheinlicher Aufregung. Es war der Stamm Meloni, welcher von Vater auf Sohn kraft des Rechts der unvordenklichen Verjährung das Monopol der Fremdenführung in Amalfi ausübt. Als sie meiner ansichtig wurden, trat einer der Inhaber des bedrohten Privilegiums hervor und begann: der Lohnbediente habe uns gesagt, daß man ihm gedroht

habe (sie hatten also an der Thür gehorcht, während Francesco seiner Herzensangst gegen uns Luft machte); das sei eine schändliche Verleumdung. Um mir zu beweisen, welch ein Spitzbube dieser Francesco sei, wolle er, der Redner, mir jetzt sagen, daß er, der Lohnbediente, von dem für die Esel bedungenen Preise acht Carlin in die Tasche stecke.

„Woher wißt Ihr das?" fragte ich den Wortführer der Familie Meloni. — „Der Eseltreiber selbst hat es mir vor fünf Minuten gesagt; dort steht er, er wird es Ihnen auf Verlangen wiederholen." — „Ist es wahr", wandte ich mich an den Eseltreiber, welcher die bisherige Unterredung mit angehört hatte, „daß Francesco sich für jeden unserer Esel zwei Carlin von Euch bezahlen läßt?" — „Gottbewahre!" antwortete der Eseltreiber. — „Aber Ihr sollt es diesem Manne vor fünf Minuten versichert haben?" — „Es ist mir nicht eingefallen." — „Was!" schrie Meloni mit flammendem Gesichte dazwischen. „Du hast mir nicht gesagt, daß Francesco sich von dir bezahlen läßt?" — „S'ist mir nicht eingefallen." — Meloni warf wüthend die Mütze auf den Boden, seine Augen sprühten Funken, der Athem schien ihm zu versagen, er reckte die Hand aus, und ich fürchtete ein Unglück; aber es erfolgte blos ein erschrecklicher Schwur zur Betheuerung der Wahrheit der gesprochenen Worte. Die sämmtlichen übrigen Meloni machten mit wildem Geschrei und wüthendem Geberdenspiel die Eideshelfer.

Ich hatte nicht Lust, die Rolle des Inquirenten weiter zu spielen, und ging meines Weges. Vom Tabacksladen zurückkehrend fand ich meine Reisegefährten in der Gruppe, die ich an der Thür verlassen, und deren Haltung sich binnen wenigen Minuten wunderbar verändert hatte. Die Aufregung war spurlos verschwunden, von Zorn keine Spur, Francesco, der Eseltreiber und die Meloni sprachen miteinander wie gute Brüder. Dabei war keine Hexerei im Spiele. Meine Reise-

gefährten hatten sich dazu verstanden, einen der Meloni als Führer anzunehmen, und plötzlich war Friede, Eintracht und Freundschaft zurückgekehrt.

Aehnliche Auftritte kommen im Verkehre mit dem hiesigen Volke täglich vor, und sie geben, wie mich dünkt, einen sehr traurigen Aufschluß über den Charakter und den Sittenzustand der Neapolitaner. Die kleinen Spitzbübereien, deren sie sich nun einmal nicht enthalten können, würde ich ihnen nicht allzu hoch anrechnen; daß aber die Mitschuldigen, selbst auf die geringfügigste Veranlassung hin, einander gegenseitig verrathen und verkaufen, daß die Spitzbuben nicht wenigstens untereinander Treu und Glauben halten, und daß sie dann gar noch von einem Augenblick zum andern wieder Friede machen können mit dem Verräther, das ist ein Zug, der mich an diesem Volke und an seiner Zukunft verzweifeln läßt. Welch' ein Unterschied zwischen dem Italiener und dem Spanier, zwischen dem Neapolitaner und dem Andalusier, die sich unter allen Stämmen der beiden Halbinseln noch am nächsten stehen! Aehnlich einander an Lebenslust, heiterem Sinn, aufgewecktem Verstande, natürlich feiner Sitte und an Scheu vor Gefahr, sind sie gleichwol zwei ganz verschiedene Menschen. Der Andalusier hat ein Gefühl der persönlichen Würde und einen Nationalstolz, deren der Neapolitaner gänzlich bar zu sein scheint. Der Andalusier liebt das Geld wie der Neapolitaner, aber er zeigt keine schmuzige Gier danach, und er weiß es mit Anstand zu opfern; er verkauft seine Dienste so theuer als möglich, aber Gaunerei und Bettelhaftigkeit sind ihm fremd. Am allerwenigsten würde es dem Spanier jemals einfallen, mit dem Fremden Partei zu machen gegen den Landsmann, dem Kameraden den Handel dadurch zu verderben, daß er ihn unterböte, wie das in Italien die Erfahrung eines jeden Tages mit sich bringt. — Die Zudringlichkeit, das jüdelnde Feilschen und Dingen, das

unverschämte Ueberfordern, alle die kleinen Verfolgungen der Gewinnsucht, die sich dem Reisenden in Italien an die Ferse heften, fallen in Spanien gänzlich hinweg. Der Spanier dringt seine Dienste Niemandem auf, er bietet sie nicht einmal an, ja er läßt sich gern zweimal bitten, ehe er sich dazu versteht sie zu leisten; er hält seine Arbeit hoch im Preise, wenn seine Forderung aber einmal gemacht ist, so kann man sicher sein, daß sich nicht viel davon herunterhandeln läßt. Diese Charakterzüge können dem Fremden allerdings gleichfalls unbequem werden, und sicher ist es, daß sich der Kostenpunkt für den erfahrenen Reisenden der italienischen Prellerei gegenüber viel günstiger stellt als angesichts der spanischen Zuverlässigkeit; nichtsdestoweniger verkehrt sich's mit den Spaniern beiweitem angenehmer als mit den Italienern, und wenn man jene theurer bezahlen muß als diese, so bekommt man dabei doch kein böses Blut in den Kauf. Die Hauptsache aber ist, daß die Spanier, weil sie sich selber achten, auch bei den Andern in Achtung stehen, und daß sie mit einer ausgeprägten Persönlichkeit und einem männlichen Sinne durch schwere Zeiten des historischen Unglücks hindurch einen Nationalstaat gerettet, um welchen nicht etwa blos die Italiener sie zu beneiden haben.

Von Amalfi landeinwärts führen nur ein paar treppenartige Pfade an den himmelhohen Felsbergen empor. Der bequemste derselben folgt einem kleinen Bache, welcher sich durch ungeheure Gebirgsmassen hindurch Bahn gebrochen, ein enges Thal, welches sich in der unmittelbaren Nähe des Meeres ein wenig erweitert, sodaß Amalfi in seiner Mündung Platz gefunden. Die steilste Schlucht, welche der Bach oberhalb der Stadt in das Gebirge gegraben, ist an einigen Stellen so eng, daß die quer über das Wasser gebauten Mühlen dieselbe von einer Bergwand zur andern vollständig ausfüllen. Da dieser Bach die einzige Wasserkraft bildet,

welche weit und breit in der ganzen Gegend zu finden ist, so zwingt man ihn, eine unglaubliche Menge von Arbeit zu verrichten. Ich habe die Mühlräder nicht gezählt, welche er in Bewegung setzt; aber ich weiß, daß man in den gewerbfleißigsten Gegenden Deutschlands nicht leicht eine solche Wassermaschinerie auf einem so kleinen Raume beisammen finden würde wie hier. Ueberdies ist jedes Fleckchen urbaren Bodens, das sich zwischen dem Bache und den mächtigen Bergen, welche seine Ufer bilden, hat gewinnen lassen, aufs sorgfältigste benutzt. Der Pfad aber, der sich am Rande des Baches entlang in der Schlucht emporwindet, ist reich an Gesichtspunkten, welche malerische Blicke auf eine wilde, hochromantische Gebirgswelt gewähren.

Nach Amalfi zurückgekehrt und der Küste folgend, erreicht man in einer Viertelstunde eine etliche hundert Fuß über dem Meere gelegene Grotte, welche der Aussicht wegen mit Recht berühmt ist. Nimmt man seinen Platz im Hintergrunde dieser Felsennische, so bildet der Rand derselben den Rahmen eines überaus charaktervollen Landschaftsbildes, dessen Hauptbestandtheile das zwischen dem Gebirge und dem Seeufer eingeklemmte Amalfi, die scharf umrissenen, wunderlich geformten Felsgipfel, welche die Stadt überragen, und das Gestade bis über Pästum hinaus, dessen Tempel für gute Augen deutlich erkennbar sind.

Als wir uns anschickten die Grotte zu verlassen, öffnete sich die Pforte eines nahe gelegenen Klosters und heraus trat, mit einem Blechteller in der Hand, auf welchem eine Flasche und einige Gläser klirrten, ein Kapuziner, der langsam und ohne aufzublicken auf uns zuschritt. In der Grotte angekommen, begrüßte er uns mit feierlicher Artigkeit und bot uns einen Trunk von dem Weine des heiligen Franciscus zur Erquickung. Der Wein des heiligen Franciscus war sehr sauer, und darum mochte es wol geschehen, daß der

Wirth sich hartnäckig weigerte, seinen Gästen Bescheid zu thun; indessen es war ein heißer Tag, und was der Durst nicht vermochte, das that die Höflichkeit. Nachdem die Flasche geleert war, lud uns der Mönch ein das Kloster zu besuchen, und wir folgten ihm gerne. In dem Gebäude war nichts Sehenswürdiges außer einem Kreuzgange in uraltem gothischem Stile. Der Garten, auf einer Felsenterrasse gelegen, war zwar wie alle Klostergärten, die ich in Italien gesehen, äußerst nachlässig gehalten, ohne jede Spur liebevoller Pflege, bot aber eine neue entzückende Aussicht. „Von jener Höhe", sagte der Mönch, indem er nach einer Felsenwand deutete, welche den Garten mindestens tausend Fuß hoch überragte, „von jener Höhe ist uns vor dreißig Jahren ein Mann, welcher noch heute lebt, in unsere Rüben gefallen." — „Nicht möglich!" — „Ich war damals freilich noch nicht im Kloster", versetzte der Franciscaner, „aber ich weiß es von Brüdern, die das Ereigniß selber erlebt haben." — „Und ich", schrie dazwischen der Repräsentant des Hauses Meloni, den wir mitgenommen hatten, „ich kann es als Augenzeuge bestätigen, ich kenne den Mann von Kindesbeinen an; er heißt Ricci, war von jeher ein großer Verehrer des heiligen Antonius, trug dessen Medaille auf der bloßen Brust, und als er sich fallen fühlte — es war just am heiligen Antoniustage — hatte er noch so viel Besinnung zu rufen: heiliger Antonius, hilf mir! Als man ihn bewußtlos im Garten aufhob, waren ihm die Kleider dergestalt vom Leibe gerissen, daß die Medaille des heiligen Antonius offen auf der Brust lag. Ein paar Tage darauf war er wieder so gesund wie ein Fisch, und wie gesagt, er lebt heute noch."

Wir waren Alle überzeugt, nur der Neapolitaner Francesco nicht. Die spöttischen Aeußerungen seines Zweifels versetzten Meloni in eine Art Raserei. Er warf wiederum seine Mütze zu Boden und schwur bei allen Heiligen und

bei allen Teufeln, die Geschichte sei wahr, er habe sie mit erlebt, er spreche als Augenzeuge. Francesco indessen, der sich ohne Zweifel durch die Rolle des Freigeists in unsern Augen zu heben hoffte, ließ sich nicht aus der skeptischen Fassung bringen, und er zwang den feuerspeienden Meloni durch kaltblütige und immer wiederholte Fragen zu dem Geständnisse, daß er den Verehrer des heiligen Antonius zwar einige Tage vor und nach seinem Sturze, aber nicht im Augenblick der wunderbaren Rettung selbst gesehen habe. „Also kannst du auch nicht von mir verlangen, daß ich dir glaube, was du nicht gesehen", schloß Francesco. Meloni kochte, aber er war am Ende seiner Worte. Der Mönch, welcher den Streit der beiden Leute schweigend angehört hatte, glaubte jetzt den Ausschlag dadurch geben zu müssen, daß er sich zum Zeugniß Dessen, was er von Andern gehört hatte, auf die Autorität des Kleides berief, welches er trage. Die Opposition Francesco's verstummte, ob aus Respect oder aus Höflichkeit, weiß ich nicht zu sagen. Meloni dagegen nahm mich bei Seite, um mir durch eine Menge heiliger Eidschwüre nochmals die Wahrheit seiner Geschichte zu bekräftigen. Ich suchte ihn nach bestem Vermögen zu beruhigen, indem ich ihm versicherte, daß selbst in meiner Heimat ein glücklicher Fall von einem hohen Felsen nicht zu den Unmöglichkeiten gehöre, geschweige denn in einem Lande, wo alle Tage Zeichen und Wunder geschehen. Dadurch hatte ich mich denn offenbar bei Meloni in den Credit eines Mannes von Einsicht gesetzt, und als wir im Begriff waren uns bei dem Mönche zu verabschieden, wandte er sich an mich mit dem discreten Winke, daß die Franciscaner Almosen geben, aber auch nehmen.

Von dem alten Glanze von Amalfi ist in dem armseligen Städtchen, welches heute diesen Namen führt, keine Spur zu sehen. Die mächtige Seestadt, die erobernde

Republik Amalfi soll hoch oben auf den Bergen gelegen haben, wo Der, welcher ein zweistündiges Treppensteigen nicht scheut, noch einige Trümmer derselben finden mag. Wie die Amalfitaner es möglich gemacht, an dieser glatten Küste ihre Flotten zu bergen, ist mir ein Räthsel. Von Dämmen und andern Hafenanlagen ist an dem ganzen Gestade weit und breit nicht das mindeste Ueberbleibsel zu entdecken. Die heutige Flotte von Amalfi, in ein paar Fischerbooten bestehend, hat ihren Hafen in dem Sande des Ufers, auf das man sie hinaufzieht, so oft sie vom Fange heimkehren. Der Ruhm und die Größe des jetzigen Amalfi aber besteht in seiner unübertroffenen Kunst, Maccaroni zu bereiten, eine Kunst, welcher wir unsere volle und dankbare Anerkennung zollten, als wir uns mit ihrer Hülfe am Abend für die Entbehrungen des Mittags schadlos hielten.

Am andern Morgen entledigte mich ein Barbier, nachdem er mich in Asiens Wohlgerüche eingehüllt hatte, mit Figaro'scher Gewandtheit meines mehrtägigen Bartes, dann warf ich einen Blick in den alten, aber unbedeutenden Dom, der sich in ähnlicher Weise wie die Kathedrale von Salerno mit dem Raube von Pästum bereichert hat, hierauf wurde ein Imbiß genommen, nicht ohne das wohlthuende Gefühl, denselben durch frühe Leistungen einigermaßen verdient zu haben, und alsdann ging es in Begleitung unserer Esel zum Thore hinaus. Ich sage in Begleitung, weil die schwierigen Straßen der Stadt das Aufsitzen zu einer sehr bedenklichen Sache machten. Draußen, nachdem wir an dem gestern besichtigten Franciscanerkloster vorbei der Küste eine Zeitlang gefolgt waren, wurden einige Versuche mit dem Reiten gemacht, aber sofort wieder aufgegeben, denn der Pfad war so steil und so rauh, daß die Thiere alle mögliche Mühe hatten, für ihre eigene vierbeinige Person darauf fortzukommen. Bald wandte er sich vom Meere ab und gerade an

dem Gebirge in die Höhe, welches wir übersteigen mußten, um nach Castellamare zu gelangen.

Das Gebirge, welches die Rippe der Landzunge bildet, welche die Golfe von Neapel und Salerno voneinander trennt, ist eins der steilsten, die ich gesehen, und der Pfad einer der schwierigsten, die ich je beschritten. Obgleich wir noch ziemlich frühen Morgen und die Sonne im Rücken hatten, wanderten wir doch gar bald im Schweiße unsers Angesichts, hinter uns das Meer, vor uns die fast senkrechte Höhe des Berges, der mit jedem Schritte zu wachsen schien und an welchem sich unser kiesbedeckter Pfad in unmerklichem Zickzack hinaufzog. Landleute mit langen Alpenstöcken in der Hand und große Lasten auf Kopf und Schultern tragend, stiegen barfuß und raschen Schrittes stadtwärts an uns vorüber. Hier und da auf einem Felsenvorsprunge war ein Häuschen angeheftet, und Hunderte kleiner Terrassen, durch Mauern von lockern Steinen gehalten, und oft nicht größer als ein mäßiger Tisch, thürmten sich an der Bergwand in unabsehbaren Reihen übereinander auf, jede mit ein paar Fruchtbäumen oder einem Gemüsebeete bepflanzt.

Beim Himmel, dieses Volk ist weder schwach noch faul! Alles was der Fleiß unserer Weinbauern an den Rheinufern leistet, deren mühseliger Anbau ja sprüchwörtlich geworden ist, das Alles ist nichts neben Dem, was die nicht minder sprüchwörtliche Trägheit der Neapolitaner an diesem Gebirge zu Stande gebracht hat. Unendlich größere Mühe und Anstrengung, und aller Wahrscheinlichkeit nach viel geringerer Lohn! Was kann z. B. möglicherweise ein Mann verdienen, welcher einen Ballen Lumpen von Amalfi nach der Papiermühle hinaufschleppt, die dort oben mehrere Stunden hoch im Gebirge liegt? Und welchen Gewinn kann der Papiermüller selbst aus einer Unternehmung ziehen, welche er unter den allergünstigsten Bedingungen, die sich denken lassen, an

den Wasserfaden geheftet hat, den er nur dort und nirgends anders findet? Nein, nein, ich lasse mir nicht einreden, daß dieses Volk faul sei.

Nach einem kurzen Halt bei einer Hütte, deren arme Bewohner uns mit einer Brotrinde und einem Glase halbgegohrnen Weins erfrischten, begannen wir unsere Bergfahrt von neuem. Der Weg, welcher jetzt etwas weniger beschwerlich wurde, führte uns in einen alten Eichenhain, welchen man seiner Lage und seinem Aussehen nach für den Ueberrest eines Urwaldes halten konnte, den das gierige Bedürfniß bis auf eine kleine Anzahl von Stämmen verschlungen hat, während sich nie eine menschliche Hand geregt, um die Lücken der Jahre und der Jahrhunderte wieder auszufüllen. Die stattlichen Bäume hatten noch nicht das mindeste Laub, der steinigte Boden, in welchem sie wurzelten, war nackt und kahl und ein dichter Wolkennebel, der sich vom Gipfel des Berges bis zum Hain heruntersenkte, gab der Scene das täuschende Aussehen einer nordischen Winterlandschaft.

Noch eine Stunde des mühevollen Steigens, und wir kamen auf einem Punkte an, welchen man die Punta di San Lazaro nannte und auf den wir schon lange vertröstet worden waren, wie auf das Ende unserer Leiden. Die Punta di San Lazaro ist eine Bergecke, an welcher eine Gebirgsterrasse beginnt, eine Hochebene mit fruchtbarem Boden und zahlreicher Bevölkerung. Wenn man von der Punta zurückblickt auf den Abhang, welchen man hinter sich gelassen, so glaubt man sich selber kaum, daß man jetzt eben diese Höhe erstiegen, an deren Fuß das Meer so unmittelbar herantritt, daß man meinen könnte, ein guter Steinwurf würde das Wasser erreichen. Der Nebel verbarg uns leider den größten Theil der Aussicht, die übrigens bei dem glatten Abhange des Gebirges mehr weit ist als schön.

Bei der Lazarusecke beginnt eine recht gute Straße,

welcher wir eine halbe Stunde lang durch reinliche Dörfer und eine freundliche, wohlhabende Landschaft folgten, deren Vegetation und Anbau einen vielmehr deutschen als italienischen Charakter hatte. In einer der Ortschaften, die aus einem Kranze blühender Kirschen- und Apfelbäume heiter herausschauten, bemerkte ich ein Landhaus von aristokratischer Miene, welches die Inschrift trug: „Beata solitudo, sola beatitudo.“ Ein neapolitanischer Hofmann und General hat sich diesen der einsamen Ruhe gewidmeten Sitz gebaut, ob er ihn aber auch bewohnt, wußte man mir nicht zu sagen. Jedenfalls würde er, wenn seine Inschrift nicht lügt, wenn für ihn die Einsamkeit wirklich das Glück ist, seines Glückes hier oben gewiß sein, und am allerwenigsten dürfte er fürchten, von seinen Collegen, den neapolitanischen Schranzen, im Genusse desselben gestört zu werden.

Der bequeme Weg nimmt nämlich gar bald ein Ende mit Schrecken, denn hinter der Hochebene steigt das Gebirge abermals steilrecht in die Höhe, sodaß der Zugang zu derselben von beiden Seiten her mehr Schweiß kostet, als vielleicht jemals irgend einer der Herren aus Neapel auf einen Ausflug aufs Land verwendet hat. — Gegen die Mittagsstunde endlich erreichten wir den Sattel des Gebirges, der kleine Monte Sant' Angelo geheißen, von welchem aus man gleichzeitig den Golf von Neapel und den Golf von Salerno übersieht, eine vielgepriesene Aussicht, mit deren Hülfe es mir jedoch mit dem besten Willen nicht gelingen wollte, mich in die allermindeste Ekstase zu versetzen.

Nach Castellamare zu ist der Abhang des Gebirges viel länger und also weniger steil als in der entgegengesetzten Richtung, der Weg bleibt aber gleichwol viel zu schwierig, als daß man, zumal auf ermüdeten Thieren, mit einiger Sicherheit bergab reiten könnte. Wir stiegen also auf eigenen Füßen thalwärts bis an den Fuß des Gebirges, wo der

Pfad in geringer Entfernung von Castellamare in die Landstraße einmündet. Als wir unser saures Tagewerk vollendet, waren wir Alle einig darüber, daß der Weg über den Monte Sant'Angelo nicht die Hälfte der Anstrengungen lohnt, welche er erfordert, am allerwenigsten wenn man ihn, wie wir, in der Richtung von Amalfi nach Castellamare zurücklegt. In umgekehrter Richtung ist die Mühe ohne Zweifel geringer und der Lohn weniger karg, indessen auch so möchte der letzte die erste schwerlich aufwiegen. Wer aber einen unwiderstehlichen Drang in sich fühlen sollte, die undankbare Reise von Amalfi nach Castellamare zu unternehmen, dem möchte ich wenigstens rathen, sich das Geld zu ersparen, welches ich dafür zahlte, daß man einen Esel hinter mir drein über den Monte Sant' Angelo spazieren führte.

Zu Castellamare in dem Gasthofe, welcher den prahlerischen Namen der villa reale führt, erholten wir uns von unserm heißen Tagewerke. Das Haus ist hübsch gelegen, hat große und gut eingerichtete Zimmer, ist aber eine jener Gasthofseinöden, deren Leere und Stille den Fremden so unheimlich umfängt, daß er eine ganz gewöhnliche Schenke mit ihrem Lärm und ihrem Menschengewimmel vorziehen würde. Nach gründlicher Restauration unserer Kräfte gingen wir nach dem Schlosse Quisisana hinauf, dessen Pförtner zwar eine Einlaßkarte verlangte, sich aber mit der Versicherung begnügte, daß wir deren mehrere zu Hause liegen haben. Auf den Sandwegen des Gartens und in den Alleen des an den Bergabhängen oberhalb Castellamare herrlich gelegenen Parks vergaßen unsere Fußsohlen die spitzen Steine, auf denen sie sechs oder sieben Stunden lang gewandelt, und der hier wirklich prachtvolle Blick über Land und Meer entschädigte uns für die Aussichten, die wir an und auf dem Monte Sant' Angelo vergebens gesucht.

Meine Reisegefährten wollten in Castellamare übernachten,

um sich von hier aus nach Sorrent und Capri zu wenden, und ich verließ sie, um mit dem Bahnzuge nach Neapel zurückzukehren, welcher dem Fahrplan zufolge um 6 Uhr abgehen sollte. Auf dem Bahnhofe aber war es öde und leer, so sehr, daß ich Mühe hatte, dort einen Menschen aufzutreiben, der mir die Auskunft gab, daß man sich hier zu Lande nicht von einem Fahrplane tyrannisiren lasse, daß die königliche Eisenbahnverwaltung nicht dulde, daß sich ein Blatt Papier eindränge zwischen sie und das Publicum; der nächste Bahnzug gehe erst um ½8 Uhr ab, falls bis dahin nicht anders beschlossen werden sollte. Ich ließ meine kleinen Reisegeräthschaften in einem benachbarten Kaffeehause und ging anderthalb Stunden am Meeresufer spazieren, um ungestört dem Gedanken an die Hoheit und Würde nachhängen zu können, mit welcher die neapolitanische Eisenbahndirection ihren Beruf auffaßt. In das Kaffeehaus zurückgekehrt, fand ich meine Reisetasche von der Neugier sorgfältig durchsucht, unbeschadet jedoch der Vollständigkeit ihres Inhalts, wie ich denn überhaupt bei ziemlich geringer Wachsamkeit während eines mehrmonatlichen Aufenthalts in Italien niemals auch nur über den Versuch eines Eingriffs in mein Eigenthum zu klagen gehabt habe. — Diesmal beliebte es der Eisenbahnverwaltung ihre Stunde einzuhalten, sodaß ich mir meinerseits das Versprechen halten konnte, mich am Abend auf dem Café d'Europa mit einem großen Glase venetianischen Eises für meine heutigen Leistungen zu belohnen.

XLI.

Die Karthause bei Neapel.

Was sehen wir heute? war die Frage. Gar nichts, antwortete ich für meine Person. Ich bin dermaßen müde und matt vom Sehen und Bewundern, daß mir die Ruhe nöthiger ist als das liebe Brot. — Aber es ist ein schöner Tag, der benutzt sein will. Gut denn, machen wir einen einfachen Spaziergang oder eine Spazierfahrt ohne Ziel und Zweck. Wo hinaus? Gleichviel, nur nicht auf der Landstraße, nur nicht in der Sonnenglut. Man war mit dieser doppelten Bedingung einverstanden, aber es stellte sich bald heraus, daß deren Erfüllung ihre großen Schwierigkeiten habe. Nachdem wir uns eine Stunde lang vergeblich den Kopf zerbrochen, nachdem wir zwei oder drei Einheimische ohne Erfolg zu Rathe gezogen, wurden wir endlich gewahr, daß wir uns einer spaßhaften Täuschung hingegeben, indem wir unsere heimatlichen Erinnerungen an schattige Waldwege und frische Wiesenpfade unwillkürlich und unbewußt auf die Umgebungen Neapels übertragen. Wer sich nicht mit der ewigen Villa Reale begnügen will, deren man, so sehr sie anfangs besticht, bald genug herzlich überdrüssig wird, dem bleibt nur die Wahl, entweder der staubigen Landstraße zu folgen oder einen jener Fußpfade einzuschlagen, die sich zwischen zwei Gartenmauern endlos hinziehen, trockene Flußbetten

eines glühenden Luftstroms. Ein öffentlicher Garten vor dem Thor, ein Lustwäldchen, ein Rasenplatz, auf dem man, im Schatten von Weiden und Erlen gelagert, die heißen Stunden des Tages verträumen könnte, nichts von dem Allen ist auf viele Meilen in der Runde zu finden.

Indessen es sollte nun einmal gegangen sein und so machten wir uns denn nach langer verdrossener Unschlüssigkeit auf den Weg nach der Certosa di San Martino, deren Aussichten uns vielfach gerühmt worden waren. Der Weg nach dem genannten Kloster hat durchaus nichts Ländliches. Nachdem man von der Chiaja aus einige hundert Schritte stadteinwärts gegangen, kommt man an eine Treppensteige, welche zwischen zwei ununterbrochenen Häuserreihen zum Gipfel des Berges führt, auf welchem das die ganze Stadt beherrschende Fort Sant' Elmo liegt. Wir waren eine halbe Stunde lang im Schweiße unsers Angesichts treppauf gestiegen, als unser mühseliger Pfad sich in einem fahrbaren Wege verlor, welcher in ein Festungsthor einmündet. Wo ist die Karthause? fragte ich einen alten Kriegsknecht in der Schweizeruniform, welcher in bedenklichem Zickzackgange hinter uns drein gestolpert kam. Der Mann machte große Anstrengungen, um eine Antwort zu Stande zu bringen, aber die Zunge verweigerte hartnäckig den Gehorsam. Da indessen die Beine seinem guten Willen immerhin noch ein wenig zu Gebote standen, so bedeutete er uns, daß er uns führen wolle, und schritt dann in einer möglichst regelmäßigen Schlangenlinie auf jenes Festungsthor zu. Obgleich wir sehr wenig Vertrauen zu unserm Führer hatten, so folgten wir ihm doch, weil Niemand da war, bei dem wir uns bessern Rath hätten einholen können. Der arme Schelm, sagte ich mir, der in diesem Zustande in die Kaserne zurückkehrt! Man wird ihn ohne Zweifel gleich am Thore in Empfang nehmen und ihn seinen Rausch in irgend einem schwarzen Loche ausschlafen lassen.

Ein junger, hübscher Unteroffizier öffnete die Gitterthür, bestätigte auf unsere Frage, daß wir auf dem rechten Wege nach dem Kloster seien, und ließ den betrunkenen Kameraden zu meiner Verwunderung gänzlich unbeachtet. Dieser schritt uns jetzt, indem er sich eine möglichst stramme Haltung zu geben suchte, voran über den Hof, machte Halt an einem Thorwege, gab uns zu verstehen, daß dort der Eingang des Hauses sei, das wir suchten, verabschiedete sich dann mit einem militärischen Gruße und steuerte unangefochten an Offizieren und Unteroffizieren vorüber in seine Kaserne.

Woher die Karthäuser jenes Privilegium der Pracht und des Luxus haben, welches sie allenthalben ausüben, ich weiß es nicht, und vollends räthselhaft ist mir die Art und Weise, in welcher sie überall die Mittel zu finden wissen, welche ihre Bauwerke und ihre klösterlichen Einrichtungen auszeichnet.

Das Schnitzwerk, die eingelegten Arbeiten, die edlen Steine und Metalle und vor allen Dingen das Marmorgetäfel an Fußböden, Pfeilern, Wänden und Gewölben scheinen in den Karthäuserklöstern zu den Nothwendigkeiten des Lebens zu gehören, deren man nie genug und noch weniger zu viel in Vorrath haben kann. Und so groß der Ueberfluß an Kostbarkeiten dieser Art bei den Karthäusern zu sein pflegt, so wenig verstehen sie es gewöhnlich, eine großartige Wirkung mit ihren Reichthümern hervorzubringen. Ihre Gebäude haben keinen Schwung, keine Majestät, sondern lediglich jenen prahlerischen Glanz, der eines asiatischen Götzentempels würdiger sein würde als einer christlichen Kirche. In ähnlichen Tempeln muß Sardanapal seine Opfer gebracht, und Heliogabalus seine Orgien gefeiert haben. Durch Erz und Marmor die Gottheit zu ehren, ist ein zu erbärmlicher Gedanke, als daß selbst das finsterste Mönchsgehirn ihm Herberge geben sollte, und was die Menschen betrifft, so mag

der Prunk und Pomp einer Karthäuserkirche sie vielleicht blenden, aber erheben nimmermehr.

Durch eine lange Reihe von Gängen, Höfen und Vorzimmern führt uns der Pförtner des Klosters in die sogenannten Gemächer des Vicars, welche unbewohnt zu sein scheinen, obgleich sie ihrer Lage nach wenige ihres Gleichen haben mögen auf Erden. Die gepriesene Aussicht von der Höhe des Camaldulenserklosters tritt in Schatten neben der Aussicht aus jenen Erkzimmern der Karthause. Ganz Neapel liegt unmittelbar zu unsern Füßen. Auf zwei Seiten des Berges gleitet der Blick über die blühenden Terrassen des Klostergartens nach der Stadt hinab, welche eingerahmt von grünen Hügeln und von blauem Meere mit ihren weißen Palästen im Sonnenlicht funkelt wie ein Edelstein. Wo die Stadt aufhört, fangen die Landhäuser an, welche an den Bergen und dem Meerbusen entlang zu Tausenden aus der Umkränzung von Rebgeländen und Fruchtbäumen lachend hervorschauen. Uns gegenüber, jenseits des von unzähligen Segeln belebten Meerbusens, der dampfende Vesuv mit den freundlichen Städten und Städtchen, die sich keck und sorglos an seinen Abhang gelagert haben, Portici, Resina, Torre del Greco und Annunziata. Zur Rechten des Vulkans und durch einen schmalen Zwischenraum von demselben getrennt, das steile Gebirge, auf dessen schmalen Uferterrassen Castellamare, Sorrento und Massa liegen, so nahe gerückt durch die Klarheit der Luft, daß man sie im Sprunge erreichen zu können glaubt. Links aber vom Vesuv, da wo sein Fuß sich in das üppig blühende Campanerthal verliert, tritt der blaue Apennin von Ferne in die Landschaft herein, um das wundervolle Bild zu schließen.

Der Pförtner, welcher uns begleitete, gab durch seine unruhigen Bewegungen zu verstehen, daß es Zeit sei, abzubrechen. Wo man Stunden gewünscht hätte, waren nicht

einmal Minuten vergönnt. Ich fragte nach dem Eingange in den Garten, indem ich hoffte, dort der lästigen und drängenden Begleitung überhoben zu sein. Der Garten ist verschlossen, hieß es, und der Schlüssel im Gewahrsam des Priors; nur von Zeit zu Zeit wird er für die Mönche geöffnet. — Also selbst die freie Luft wird diesen unglücklichen Menschen mit barbarischem Geize zugemessen! Mit dem Gefühl des Ekels und der Empörung wendete ich dem Kloster den Rücken.

Draußen begegneten wir einer Menge kleiner Trupps von Schweizersoldaten, alle in ähnlicher Verfassung und des nämlichen Weges kommend wie jener erste, der uns als stummer Führer gedient hatte. Sie sprachen laut, gesticulirten lebhaft und stolperten beträchtlich. Einige von ihnen, nachdem sie in uns Deutsche erkannt, erwiesen uns allerlei redselige Ehre und Höflichkeit, die wir natürlich dankbar entgegennahmen, obwol die Worte der Herren uns vermöge ihres mangelhaften Zusammenhanges oft einigermaßen unverständlich blieben. Die Mehrzahl der Soldaten bestand aus Graubärten, die seit zwanzig oder dreißig Jahren im neapolitanischen Dienst waren, rothnasig, liederlichen Aussehens, der ganzen Erscheinung nach Lanzknechte im schlechtesten, d. h. im eigentlichsten Sinne des Worts. Wie die heutigen Schweizer überhaupt ein körperlich sehr verwahrlostes Geschlecht sind, so spielen auch die Kriegsknechte, welche sie nach Neapel liefern, meistens ziemlich kümmerliche Figuren — garstige Gesichter, elender Wuchs, jämmerliche Haltung. Trifft man unter den Schweizern eine hohe kräftige Gestalt, so gehört sie in der Regel einem Deutschen. Welch ein Abstand von den großen, breitschulterigen, schönen Leuten der neapolitanischen Garde zu den misgewachsenen, häßlichen Söldlingen der Schweizerregimenter! Mit welcher Verachtung jene feinen mäßigen Italiener auf diese wüsten Trunkenbolde herabsehen

würden, wenn sie sich nicht sagen müßten, daß in gewissen schwierigen Augenblicken der windschiefste und durstigste Schweizer zehn der nüchternsten und schlanksten Neapolitaner werth ist!

Sie sind sehr tapfer, die Schweizer, sagte mir im Tone der Bewunderung ein neapolitanischer Seemann; sie haben keine Furcht vor dem Tode. Ja freilich, das ist das ganze Geheimniß des Muthes der Einen und der Feigheit der Andern. Die Italiener haben das Leben so lieb, daß sie kaum die Möglichkeit der Todesverachtung begreifen. Halb klingt es wie Bewunderung und halb wie Vorwurf, wenn Petrarca uns, die Unterdrücker und Verwüster seines schönen Vaterlandes, Barbaren nennt, a chi morir non duole, denen das Sterben nicht leid thut. Unser Dichter aber antwortet ihm:

> Und setzet ihr nicht das Leben ein,
> Nie wird euch das Leben gewonnen sein.

Die liederlichen Burschen, welche in den neapolitanischen Schweizerregimentern eine letzte Zuflucht suchen, finden hier einen leichten Dienst, hohen Sold, wohlfeilen Wein und die größte Nachsicht für das Lieblingslaster des deutschen Stammes, den Trunk — was Wunder, daß sie sich in ihre Lage finden, um an keinen Wechsel und an keine Rückkehr mehr zu denken. Mit der Aussicht auf eine schließliche Pension, welche ihre letzten Tage sicher stellt, werden die Schweizersoldaten gewöhnlich alt und grau in der Uniform, und so viele ich davon bis jetzt gesprochen, alle ohne Ausnahme zeigten sie sich vollkommen zufrieden mit ihrem Loose, und keiner äußerte das mindeste Verlangen nach der Heimat, in welcher freilich wol nur die wenigsten etwas Anderes zurückgelassen haben mochten als Elend und zerrüttete Verhältnisse. Wahr ist es, daß auch Leute, die zu etwas Besserem berufen waren, durch ein stürmisches Geschick in die Reihen

der neapolitanischen Soldknechte geworfen werden; wahr ist es, daß manche dieser Leute das Bewußtsein eines edlen Berufes auch in den Lägern des arglistigsten und rachsüchtigsten Despotismus zu bewahren wissen, der jemals die Erde geschändet hat: aber ich spreche nicht von dem Unglück des Einzelnen, sondern von der Gemeinheit des großen Haufens. Nichts natürlicher als die soldatische Zuverlässigkeit dieser Abenteurer des niedrigsten Ranges. Mit der letzten Wurzel losgerissen vom heimatlichen Boden, ohne alle Verbindung mit dem Volke, zu dessen Knechtung sie sich misbrauchen lassen, den Haß, dessen Gegenstand sie sind, mit Verachtung erwidernd, haben die Schweizersoldaten in der Kaserne ihre Familie und ihr Vaterland, in der Aufrechterhaltung ihres Brotherrn ihre einzige Hoffnung. Ohne die Schweizer wären die Sicilianer seit drei Jahren ein selbständiges und vielleicht ein freies Volk, wäre wahrscheinlich weniger Kettengeklirr in den neapolitanischen Kerkern und weniger Willkür auf dem neapolitanischen Throne. Ja, die Schweizer haben das Königthum in Neapel gerettet, welches ohne sie draußen in der Verbannung immerhin ein paar Jahre hätte warten mögen, bis ihm von der großen europäischen Staatsrettungsanstalt in Wien die Wiedereinsetzung ermöglicht worden wäre. Möglich indessen, daß Neapel nichts dabei verloren, daß der königliche Absolutismus diesmal zu seiner Wiederherstellung der österreichischen Bayonnete nicht bedurfte; gleichwol wird man sich nicht wundern, wenn die Neapolitaner den Schweizern gerade kein besonderes Verdienst daraus machen, daß sie ihnen eine neue österreichische Invasion erspart haben. Früher oder später wird die Erbitterung gegen das fremde Söldnergesindel zu einer furchtbaren Katastrophe führen, die keine Tapferkeit abzuwenden vermag. Mag man durch schamlos betriebene und vom schimpflichsten Erfolge begleitete Werbungen die Stärke der Schweizerregimenter immerhin verdoppeln, es

wird der Tag kommen, wo sich das neapolitanische Heer und das neapolitanische Volk durch eine stillschweigende Verschwörung der Wuth und der Verzweiflung gegen die fremde Bande vereinigen, und dann wehe einem Jeden derselben, welcher den Augenblick versäumt, wo es ihm noch vergönnt ist, sich seewärts in Sicherheit zu bringen. Rechnet nicht auf Erbarmen, rechnet nicht auf Menschlichkeit, rechnet am wenigsten auf das Gesetz des Krieges, welches dem besiegten und entwaffneten Feinde Rechte gibt. Die Rache wird sein wie die Missethat, namenlos. Und wenn eure Landsleute in den freien Bergen der Schweiz den erschlagenen Bütteln des Königthums diesmal ein Denkmal aufrichten, welches eures Heldenthums würdig ist, so wird es ein todter Hund sein, den man beim Schwanze an den Schandpfahl hängt.

XLII.

Auf dem Vesuv.

Neapel zu verlassen, ohne den Vesuv bestiegen zu haben, wäre ein noch schwererer Verstoß gegen Herkommen und Schicklichkeit, als in Rom gewesen zu sein, ohne den Papst zu sehen. So wurde denn, weniger aus innerm Antriebe, als um der Sitte zu genügen, die Bergfahrt unternommen, von welcher ich mir kaum eine andere Frucht versprach als ein beruhigtes Gewissen. Die sogenannten schönen Aussichten, mit denen man uns auf die Spitze hoher Berge lockt, sind gewöhnlich der Art, daß ich, aufrichtig gesprochen, nicht die allermindeste Entschädigung für die Mühe des Steigens darin finde. Je höher der Berg, und je einsamer er dasteht, desto kärglicher ist der Lohn der Anstrengung. Auf einem Gipfel, welcher seine ganze Umgebung um so und so viel tausend Fuß überragt, verwischt sich für das Auge die ganze Physiognomie der tiefer liegenden Gegenstände, Thal und Hügel verschwimmen ineinander, der Wald unterscheidet sich nur etwa noch der Farbe nach von Feld und Wiese, Städte und Dörfer werden ebenso viele bunte Flecke auf der Landkarte, und ein Horizont von Dunst und Nebel bildet die Einfassung des ebenso charakterlosen wie unermeßlichen Rundgemäldes. Nun kommt freilich der ortskundige Mann, deutet nach Osten und spricht: Hier sehen Sie das Minaret der großen Moschee von

Ispahan. Ich folge der Richtung des Fingers, suche und suche, und endlich finde ich eine fast unsichtbare Nadelspitze, oder bilde mir doch wenigstens ein, sie gefunden zu haben. Der Ortskundige wendet sich nach Süden und sagt: Jener weiße Streif ist der Nil, da, wo er die ersten Katarakte bildet. Abermals wird der Sehnerv bis zum Springen angespannt, und richtig, dort hinten ist eine lichte Stelle im Nebel, deren helle Färbung von tausend Ursachen herrühren kann, und möglicherweise auch von dem Reflex des Sonnenlichtes, das sich in einem Wasserfall spiegelt. Wie es scheint, finden viele Leute in topographischen Beobachtungen dieser Art ein überaus großes Vergnügen, ich aber, wie gesagt, gehöre nicht zu ihrer Zahl. Bei einer Aussicht, die mich fesseln soll, darf der malerische Vordergrund nicht fehlen, den der Blick von hohen Berggipfeln herunter fast niemals findet; ich verlange deutliche Gegenstände und klar ausgesprochene Formen, und so geschieht es, daß ein glücklicher Standpunkt auf einer mäßigen Anhöhe mir fast immer einen viel größern Genuß gewährt als die gepriesensten Aussichten aus der Wolkenregion.

Der Vesuv ist nun freilich nicht sehr hoch, aber er steht so vollkommen vereinzelt und ragt so weit über die ganze Umgegend hervor, daß ich mir von der Aussicht dort droben keine Befriedigung der angedeuteten Forderungen versprechen konnte. Indessen wer weiß — sagte ich mir, während sich unsere kleine Karavane in Bewegung setzte.

In Resina wurde vor dem Hause des Don Vicente Cuzzoli Halt gemacht, der uns von verschiedenen Seiten als Führer angelegentlich empfohlen worden war. Der Mann war zu allgemeiner Freude zu Hause, und nach den Schilderungen, die man uns von seinen Verdiensten gemacht, zweifelten wir nicht, nunmehr den Schlüssel zu der ganzen Vergangenheit und zu allen Räthseln des Vulkans in Händen

zu haben. Wie große Erwartungen man aber auch von den Diensten Don Vicente's hegte, man hätte dieselben womöglich gern umsonst gehabt, und man endigte zuletzt damit, daß man seine mäßige Forderung auf den Spottpreis von drei Piastern (etwa vier Thaler) für den Führer und die uns nöthigen sechs Pferde herunterbot. Leider ist es an der Tagesordnung, daß die Reisenden in Italien durch unbillige Zumuthungen das Ihrige dazu thun, Fuhrleute, Pferdeverleiher, Wirthe und die andern Leute, mit denen sie in Berührung kommen, immer mehr zu demoralisiren. Zwischen den Einen und den Andern ist ein wahrer Wettstreit entstanden, sich gegenseitig zu prellen, und ich habe mehr als einmal Zeuge sein müssen, daß nicht der Reisende der Geprellte war. Der Italiener, um sein Pferd nicht müßig im Stalle stehen zu haben, oder auch aus Neid und Misgunst gegen seinen Nachbar, läßt sich heute einen Preis gefallen, bei welchem er offenbar nicht bestehen kann, und morgen muß ein Reisender mit weniger verhärtetem Beutel das heutige Deficit doppelt decken. Der Reisende seinerseits, der sich vom Vetturin übertheuert glaubt, hält sich dafür schadlos an dem Wirthe, dem er eigenmächtig die unverschämtesten Abzüge von der Rechnung macht. Kurz es ist ein ewiger Krieg um ein paar Groschen, der von der einen Seite so wenig wie von der andern mit anständigen Waffen geführt wird, und dessen Kosten zuletzt der Dritte zahlt, der sich neutral verhält, weil ihn die Erbärmlichkeit dieses Treibens anekelt.

Der erste Gewinn, welchen unsere Knauserei uns eintrug, war ein wüthender Zank zwischen den Pferdeverleihern untereinander und mit dem Führer, dessen Preis sie ungenügend fanden, ohne ihn fahren lassen zu wollen. Durch die engen Gartengassen der Stadt, in denen sich's nur im Schritt vorwärts kommen ließ, verfolgte uns, von den grimmigsten Mienen und Geberden begleitet, ein Gebelfer, ähn-

lich dem Bellen des Dante'schen Cerberus, bei dem die Verdammten sich wünschen taub zu sein. Ich meinerseits war nahe daran, die ganze Bande in den Rachen des Höllenhundes hinein zu wünschen, als wir endlich das Freie gewannen, gerade noch zur rechten Zeit, um mir diesen vielleicht ganz Dante'schen, aber sicherlich sehr wenig evangelischen Wunsch zu ersparen. Ein paar Hiebe mit dem Bergstecken, der uns einstweilen als Reitpeitsche diente, und die zwar unansehnlichen aber kräftigen Pferde hatten unsere Ohren in Sicherheit gebracht.

Ein rauher Pfad führt ein paar Stunden lang in mäßiger Steigung anfangs durch Gärten und Weinberge, dann über weite Lavafelder hinweg. Die Lava erscheint hier nicht wie ein erstarrter Strom, sondern in der Gestalt von Schlacke und Geschiebe, ohne irgendwo ein compacte Masse und eine ebene Oberfläche darzubieten; sie zerbröckelt unter dem Huftritt, und ist überhaupt augenscheinlich ein ganz anderer Stoff, als jene sechzig und siebenzig Fuß mächtigen Felsenschichten, welche sich über Herculanum gelagert haben und die an mehrern andern Orten in der Nachbarschaft Neapels das dauerhafteste Baumaterial liefern. Ob der Vesuv in unsern Zeiten des fabrikmäßigen Gewerbes jene solide Waare nicht mehr liefert, oder welche Bewandtniß es sonst mit der Verschiedenheit jener und dieser Lava hat, muß ich dahingestellt sein lassen. Genug, daß das Erzeugniß der Ausbrüche des Vesuvs, welches den nach Resina zugewendeten Abhang des Berges bedeckt, durch kein äußerlich erkennbares Merkmal sich als einen geronnenen Strom darstellt, sondern als eine poröse zerbrechliche Schlackenmasse, von der man vielmehr glauben sollte, daß sie in erkaltetem, als daß sie in flüssigem Zustande an diese Stelle gekommen sei. Alle jene Laven, obgleich von sehr verschiedenen Ausbrüchen herrührend, deren Datum man bis in das vorige Jahrhundert hinein genau

anzugeben weiß, sind den Formen und der Farbe, kurz dem ganzen Aussehen nach, wenigstens oberflächlich betrachtet, einander ebenso ähnlich, wie sie der alten massiven Lava unähnlich sind.

Auf halber Höhe angelangt, wendet sich der Pfad zur Linken nach dem niedrigern von den beiden Gipfeln des Berges zu, welcher sich nunmehr auch dem ungeübten Auge als das Ueberbleibsel eines alten ungeheuren Kraterrandes darstellt, dessen noch vorhandener Rest sich in Form eines Kreisabschnittes um einen Theil des jetzigen Kegels herumzieht. Am äußern Rande dieses ehemaligen Kessels steht die Einsiedelei, bei welcher die fahrbare Straße endet, nachdem der Reitweg, den wir eingeschlagen, kurz zuvor in dieselbe gemündet, und etliche hundert Schritte oberhalb der Einsiedelei erhebt sich das meteorologische Observatorium, ein freundliches, wohnlich aussehendes Gebäude, welches den ganzen Anblick der hier bereits sehr öde gewordenen Umgebung erheitert. Vor der Einsiedelei standen die letzten Bäume; hinter dem Observatorium hört alle Vegetation auf, denn der ganze Boden ist übersäet mit frischen Erzeugnissen aus der Esse Vulkans, zwischen denen sich anfangs noch hier und da einige magere Halme hervordrängen, die indessen bald unter Asche und Schlacken bis auf die letzte Spur verschwinden.

Vom Observatorium aus wendet sich der Pfad nach der Thalschlucht, welche durch den jetzigen Hauptgipfel des Vesuvs und das Bruchstück vom Rande des urweltlichen Kraters gebildet wird. Obgleich die Hebungen und Senkungen des Bodens im Grunde dieser Schlucht nur unbedeutend sind, so wird der sich durch dieselbe hinziehende Weg doch mit jedem Schritte schwieriger durch die immer mehr sich häufenden Lavablöcke, zwischen denen er hindurch- und über die er hinweggeht. Mit der größten Behutsamkeit suchten die Pferde die Stellen aus, auf welche sie den Huf mit Sicherheit setzen

konnten; wie beruhigend aber auch die kluge Vorsicht war, mit der sie auftraten, rathsamer wäre es immer gewesen zu Fuß zu gehen, wozu sich indessen in Aussicht auf die bevorstehende Anstrengung nur der Eine und der Andere verstehen mochte.

Eine kleine sandige Fläche, durch eine aufrecht stehende Lavawand gegen den Wind geschützt, der ziemlich rauh durch das Thal fuhr, bildete den Lagerplatz, wo wir absteigen mußten, weil der Pfad jenseits dieses Punktes aufhört für Pferde gangbar zu sein. Ein Knabe mit einem Korbe voll Apfelsinen, Brot und Eiern, ein paar Tragsessel von Strohgeflecht, zehn oder zwölf Sesselträger, und der unvermeidliche Repräsentant der öffentlichen Ordnung in Gendarmerieuniform stellten das Personal und das Inventarium dieses Karavanserai unter freiem Himmel dar.

Kaum hatte ich den Fuß aus dem Bügel, so standen zwei stämmige Kerls vor mir, die eine Art Bandelier um die Schultern trugen, dessen in eine Schleife auslaufende Enden sie mir darreichten, ohne Worte zu verlieren, und als ob sich das so von selbst verstehe. Ich begriff, daß man mir zumuthe, mich den Berg hinaufziehen zu lassen und dankte für das Anerbieten. Die Leute thaten ganz verwundert und affectirten mir ins Gesicht zu lachen ob des thörichten Gedankens, mit eigenen Kräften auf den Vesuv gelangen zu können. Von meinen Reisegefährten gleichfalls zurückgewiesen, begann die ganze Schar gleichwol mit uns bergan zu steigen. Unser Abmahnen war lange vergeblich. Wir gehen zu unserm eigenen Vergnügen, antworteten sie auf den wohlgemeinten Rath, sich die vergebliche Mühe zu ersparen. Sie rechneten darauf, daß wir uns unterwegs eines Andern besinnen würden, und in der That war einiger Grund dazu vorhanden. Der sogenannte Aschenkegel des Vesuvs, an dessen Fuß die Wanderung begann, steigt unglaublich steil empor,

und sein unterer Theil ist mit einem feinen Sande bedeckt, in welchen man bei jedem Schritte schuhtief versinkt. Während man den einen Fuß aus dem Sande herauszieht, gleitet der andere, auf welchem das Gewicht des Körpers ruht, wieder zurück, sodaß man, um eine Elle vorwärts zu kommen, drei oder vier Schritte machen muß. Der Bergstock ist dabei von geringem Nutzen, denn er versinkt unter dem Drucke der Hand ins Bodenlose. Mit einem Worte, der Weg ist der Art, daß ohne Zweifel Mancher den Athem und den Muth verliert, ehe er das erste Viertel desselben hinter sich hat.

Sie sind sehr ermüdet, sagte mir einer der Männer, die zum eigenen Vergnügen mit uns gingen, als er bemerkte, daß die Schwierigkeit des Weges mich veranlaßte, meine Kräfte zu schonen; Sie sind sehr ermüdet, wiederholte er mit einer Miene der Theilnahme, die mich höchlich verdroß — nehmen Sie die Schleife, setzte er in einem vertraulichen Tone hinzu, der darauf berechnet war, mir das thatsächliche Eingeständniß der Schwäche zu erleichtern. Ich wies den Vorschlag heftiger zurück als gerade nöthig. Nehmen Sie, nehmen Sie, versetzte er dringender, ich verlange nur drei Carlin. Diese bescheidene Forderung — drei Carlin machen zehn Silbergroschen — gab meiner Eigenliebe eine kleine Genugthuung, denn sie sagte mir, daß der Mann recht gut begriff, wie wenig ich seiner Dienste bedürfe, die er sonst sicherlich nicht zu einem solchen Schleuderpreise angeboten haben würde. Ich dankte ihm in etwas milderem Tone. Zwei Carlin, sagte er, indem er mir die Schleife von neuem darbot, und als ich statt aller Antwort den Kopf schüttelte, rief er aus: Einen Carlin! Mein guter Mann, versetzte ich ihm mit engelgleicher Milde, und wenn Ihr mir einen Piaster darauf zahlen wolltet, ich würde mich von Euch nicht auf den Berg hinaufschleppen lassen. Das wirkte. Der Mann

ließ von mir ab und trat mit seinen Gefährten, die inzwischen einen ebenso heftigen und ebenso vergeblichen Sturm auf meine Begleiter gemacht hatten, den Rückzug an.

Der tapfere Widerstand, den wir der Versuchung geleistet, fand seine Belohnung. Es zeigte sich nämlich, daß die Leute ihren letzten Anlauf auf unsere Ausdauer bis zu dem Punkte verschoben hatten, wo der schwierigste Theil der Arbeit seinem Ende nahe war. Ablenkend von der sandigen Bahn, die wir bisher verfolgen mußten, betraten wir einen durch Lavageröll gebildeten Grat, welcher parallel mit dem Sandabhange, aber seiner ganzen Länge nach haarscharf von demselben geschieden, bis zum Gipfel emporsteigt. Links das tiefe Sandbett, rechts und um einige Fuß höher gelegen das steinige Ufer, zwei hart aneinandergrenzende und gleichwol durchaus verschiedene Regionen, die streng gesondert ohne Uebergang oder Vermittelung bis zur Höhe des Berges nebeneinander herlaufen.

Der Abhang bleibt indessen ebenso steil wie bisher, der Wanderer muß nach wie vor in schnurgerader Richtung nach der Bergspitze emporklimmen, das Geröll, auf dem er schreitet, bietet ihm keineswegs einen sichern Stützpunkt, und während er alle mögliche Mühe hat, festen Fuß zu fassen, ist er von vorn immerwährend durch die Rollsteine bedroht, die sich unter dem Tritte seiner Vormänner ablösen.

Endlich sah ich den leichtfüßigsten dieser Vormänner, welcher allen Andern um hundert Schritte vorausgeeilt war, und nach welchem ich von Zeit zu Zeit forschende Blicke ausgeschickt hatte wie Noah seine Raben und Tauben, endlich sah ich, wie er sich erschöpft auf den Boden fallen ließ, ein sicheres Zeichen, daß er am Ziele war. Mit neuem Muthe arbeitete ich mich vorwärts, und nach einigen Minuten lag ich athemlos und schweißbedeckt neben dem Sieger im Wettlauf.

In den ersten Augenblicken war ich viel weniger mit dem Punkte beschäftigt, auf welchem ich mich befand, als mit dem Wege, den ich zurückgelegt hatte, und auf welchem ich die Andern mit einer jener Empfindungen heraufkeuchen sah, die der menschlichen Natur nicht gerade zur Zierde gereichen, die sich aber einmal nicht ableugnen lassen. In der That aber war, wie ich bald entdeckte, dort droben, wo wir lagerten, wenig oder nichts zu sehen, das einer besondern Aufmerksamkeit werth gewesen wäre. Der Gipfel des Berges bildete eine kleine unebene Fläche, deren entferntester Punkt dreißig bis vierzig Fuß höher sein mochte als derjenige, auf welchem wir ausruhten. Sand, Asche und Steine bedeckten den Boden, dessen Wärme man durch die Schuhsohlen hindurch fühlte, und aus welchem hier und da ein leichter Dampf aufstieg. Das war mir denn doch gar zu wenig, und ich wandte einen fragenden Blick auf Don Vicente Cuzzoli. Dieser Stein hier, erwiderte er auf meine stumme Frage, indem er auf einen großen Kiesel deutete, dieser Stein hat in meiner Gegenwart einen Amerikaner erschlagen, und jener andere einem Deutschen den Arm zerschmettert. Aber der Krater, der sie ausgespien? sagte ich. Dieser Krater, antwortete er, ist im vorigen Jahre eingestürzt; wenn Sie aber sehen wollen, was davon übrig ist, so kann ich Sie hinführen.

In Wort und Ton des Mannes lag so wenig Versprechendes, daß ich es vorzog, mich zu meinen Reisegefährten zu gesellen, die sich inzwischen um den Korb des obenerwähnten Knaben gruppirt hatten, der uns mit seinem Brot, seinen Eiern und seinem Weine auf gut Glück gefolgt war. Und zu unserm guten Glücke, denn die Anstrengung und die scharfe Luft hatten allerlei Begehrlichkeiten in uns aufgeweckt, welche sich mit einer winzigen Flasche Lacrimä Christi und einigem Zuckerwerk, das aus Portici mitgenommen war, nicht würden

haben beschwichtigen lassen. Dank dem Unternehmungsgeiste des kleinen Marketenders, konnten wir, nachdem die Eier an vulkanischem Feuer gesotten waren, ein fürstliches Mahl halten, bei welchem die Zeit nicht ängstlich gemessen wurde, da wir meinten, daß uns wenig zu thun übrig bleibe, als den Rückweg anzutreten.

Gehen wir also den Krater sehen, hieß es nach aufgehobener Tafel. Wollen wir mit dem alten oder dem neuen anfangen? fragte der Führer. Also es gibt auch einen neuen Krater — gut, dann sehen wir diesen zuerst. Don Vicente führte uns um einen kleinen Bergvorsprung herum, den wir kaum hinter uns hatten, als uns gewaltige Dampfwolken entgegenschlugen, die wir früher nicht bemerkt. Die Schwefeldünste blendeten uns die Augen und versetzten uns den Athem, aber wir mußten hindurch. Mit jedem Schritte wurde der Pfad schwieriger, und bald befanden wir uns auf einer wenige Fuß breiten Kante zwischen zwei beinahe senkrechten Abgründen — links der steile Abhang des Aschenkegels, rechts die unermeßliche Tiefe des Kraters, aus welchem fort und fort die qualmigen Schwaden emporstiegen, die uns ein feindseliger Wind ins Gesicht warf. Die Wanderung auf dieser Bahn, auf welcher wir zuweilen die eigenen Füße nicht sehen konnten, war nichts weniger als erquicklich, und Keiner von uns verspürte die mindeste Lust, sie fortzusetzen, als wir endlich einen Punkt erreicht hatten, wo wir gegen den Wind und die schwefelschwangern Dämpfe einigen Schutz fanden. Hier erst hatten wir Muße, einen Blick in die Tiefe des Kraters zu schicken, an dessen Rand wir bisher gewandelt. Ein furchtbares Bild, das großartigste, grausenvollste, das ich je gesehen. Das Auge erreicht vielleicht kaum die Hälfte der Tiefe des Kessels, dessen Wände jach aus dem ungemessenen Abgrunde emporsteigen. Hier und da treten mächtige Rippen und drohende Zacken aus den rusigen Wänden des

Kraters heraus, grelles Roth und schreiendes Gelb schielen unheimlich aus der schwarzen Tiefe hervor, und langsam steigen die schweren Dampfwolken in die Höhe, wie der Pesthauch aus einem Höllenrachen. Es war ein überwältigendes Schauspiel, welches mit zehnfach größerer Anstrengung nicht zu theuer erkauft gewesen wäre.

Der unabweisliche Gedanke an das neue Schwefeldampfbad, welches auf dem Rückwege unser wartete, ließ uns nicht so lange verweilen, wie wir gewünscht hätten, und als wir den Pfad zwischen den beiden Abgründen zum zweiten Male hinter uns hatten, fühlte allem Anschein nach Keiner von uns einen besonders lebhaften Drang, ihn zum dritten Male zu betreten. Dagegen gingen wir, den alten Krater zu besichtigen, der freilich, halb verschüttet wie er ist, und mit seiner gänzlich erstorbenen Miene, nachdem wir seinen lebendigen Nachfolger gesehen, keinen lebhaften Eindruck mehr hervorbringen konnte.

Wenn wir vor Dunkelwerden, wie das sehr rathsam war, die Fahrstraße wieder erreichen wollten, so blieb für das Studium der Fernsicht keine Zeit mehr übrig; worüber ich mich denn sehr leicht beruhigte, da der erste flüchtige Ueberblick mir gesagt hatte, daß mein Vorurtheil gegen die Aussicht von dort oben sich vollkommen rechtfertigte — vor meinem eigenen Geschmacke nämlich, den ich mir ebenso wenig streitig machen lassen, als Andern aufdrängen will. Wir machten uns also auf den Heimweg, dessen erster Theil weit leichter von Statten ging, als ich gehofft hatte. So beschwerlich es ist, in dem Sande bergauf zu steigen, ebenso bequem ist es, sich in demselben zu Thale gleiten zu lassen; mit sicherm Schritt, im Sprunge, wenn man will, durch das tiefe Versinken im Sande vor jedem Unfalle beschützt, erreicht man ohne Anstrengung den Fuß des Aschenkegels in dem vierten Theile der Frist, welche das Ersteigen desselben erfordert.

Unsere Pferde, welche inzwischen von der Hoffnung auf das Futter gelebt hatten, das sie vielleicht im Stalle vorfinden würden, zeigten gleichwol geringe Lust, sich heimreiten zu lassen, und es kostete bei einigen derselben eindringliche Ueberredungskünste, ehe sie sich dazu verstanden. Mit verdoppelter Vorsicht, denn die Dämmerung war im Anzuge, ging es dann durch die Lavagefilde bis zur Einsiedelei, bei welcher wir diesmal die Fahrstraße einschlugen, die uns zwar auf beträchtlichem Umwege, aber dafür auch ohne Gefährdung unserer Gliedmaßen gen Portici führte. Die Luft war milde, der Himmel sternenhell, der leise Abendwind brachte uns Düfte und Klänge des Frühlings aus den Gärten der Stadt, und als ich vom Pferde stieg, durfte ich mir mit gutem Gewissen sagen: Der Tag war nicht verloren.

XLIII.

Castellamare, Sorrent und Capri.

Der Frühzug war eben abgegangen, als wir auf dem Bahnhofe ankamen; aber es war wenig damit verloren, denn wir wurden sofort von einem Schwarme von Kutschern umlagert, die sich erboten, uns für einen Spottpreis, wie er für Pferde und Wagen nur in Neapel möglich ist, nach Castellamare zu bringen. Freilich verloren wir bei der Fahrt im Wagen ein paar Stunden, dafür ersparten wir uns aber auch die Marterbänke der Eisenbahn, und überdies lernten wir eine neue Straße kennen, auf der ohne Zweifel Manches zu sehen und vielleicht auch zu lernen war. So stiegen wir denn raschen Entschlusses in die erste beste „Carrosse" hinein und im reißenden Trabe ging es zum Thore hinaus.

Wo Neapel aufhört, da fängt eine Reihe von Ortschaften an, die sich ununterbrochen stundenweit am Meeresufer hinzieht. Diese Fortsetzung von Neapel steht der Hauptstadt selber in keiner Beziehung nach — das nämliche Pflaster von Lavaplatten, ebenso große Paläste und ebenso geschmackvolle Villen, deren Linie nur hier und da durch bürgerliche Wohnhäuser unterbrochen wird. Es ist eine unermeßliche Straße, welche sich vom Thore von Neapel bis über Torre del Greco hinaus erstreckt, breit und schön, wie wenige von den Straßen der Hauptstadt selbst. Ohne den Durchblick auf

herrliche Gärten, welchen die Gitterthore der Häuser gewähren, würde man nicht einmal ahnen können, daß man auf dem Lande ist. Diese Straße führt eine Menge verschiedener Namen. An einer Stelle heißt sie Strada reale del Purgatorio. Welche Schmeichelei! Dell' Inferno sollte es heißen. — Erst jenseits Torre del Greco, in der Nähe von Annunziata gelangt man wahrhaft ins Freie; zur Rechten die See, zur Linken den Vesuv und vor uns eine lachende Frühlingslandschaft, welche durch die waldigen Höhen oberhalb des reizend gelegenen Castellamare geschlossen wird.

Kaum waren wir auf dem Markte dieses Städtchens aus dem Wagen gestiegen, als ein gefährlicher Reiterangriff auf uns gemacht wurde. Eine ganze Schwadron von Rittern zu Esel kam im prasselnden Galopp auf uns eingesprengt, im Nu waren wir umringt, von einem wilden Chor gellender Stimmen angefallen, betäubt, widerstandsunfähig gemacht. Es handelte sich darum, freiwillig oder mit Gewalt einen Ritt zu Esel zu machen. Wir baten um Gnade, erlangten aber nur, daß man uns einstweilen in das benachbarte Kaffeehaus entließ. Während wir uns dort die Stirn trockneten und Athem schöpften, hielt die ganze Cavalerie an der Thür mit spartanischer Ausdauer Wacht. Es war an kein Entrinnen zu denken, wir mußten Ranzion zahlen oder Gefangene bleiben auf Lebenszeit. Begreiflicherweise zogen wir das Erstere vor, allein die Sache war nicht so leicht auszuführen, wie man hätte meinen sollen. Wir waren unser Vier, und draußen warteten wenigstens zwanzig Esel, die alle den nämlichen Anspruch auf die Ehre machten, von uns geritten zu werden; es mußte also eine Wahl vor sich gehen, und das war keine Kleinigkeit. Unter Drängen, Schreien, Ellenbogenstößen, Fuß- und Huftritten gelangte ich endlich in den Sattel des stattlichsten Langohrs der ganzen Bande, und von diesem meinem erhabenen Sitze konnte ich mit dem

Gefühle des Schiffers, der unter Sturm und Drang den Hafen erreicht hat, auf das Getümmel hinunterschauen, das sich immer wilder um mich her bewegte. Man machte sich meine Reisegefährten dermaßen streitig, daß deren Rockschöße in die augenscheinlichste Gefahr geriethen, und zuletzt entstand unter den Eseltreibern eine allgemeine Prügelei, ein warnendes Vorbild des entsetzlichen Krieges Aller gegen Alle, welchem die Menschheit nur vermöge des dreimal gesegneten Instituts der Gendarmerie bisher entgangen ist. Ohne Gendarmerie — schrecklicher Gedanke — würden wir uns gegenseitig verschlingen wie jene beiden Löwen, von denen nur die Schwänze übrig blieben. — Schauderhaft! —

Die Eseltreiber in Castellamare, obgleich die bürgerliche Vorsehung, welche man die Polizei zu nennen pflegt, sich unverantwortlicherweise nicht in ihren Handel mischte, kamen diesmal mit dem Leben davon und wir konnten unsern Ritt mit dem beruhigenden Bewußtsein antreten, weder die schuldige noch die unschuldige Ursache irgend einer Art von Blutvergießen gewesen zu sein. Die etwaige Verantwortlichkeit für die reichlich ausgetheilten Püffe aber trugen wir um so leichter, als diese Püffe nicht auf unsere Rippen gefallen waren. Jene Herren hatten übrigens ihren Streit nicht sobald ausgefochten, als sie auch schon wieder die besten Freunde waren.

Auf einem festgestampften Bergwege, im Schatten überhängender alter Bäume, geht es nach dem Lustschlößchen Quisisana hinauf. Das Gebäude ist unansehnlich, aber reizend gelegen auf einem Vorsprunge, von welchem aus der Blick Land und Meer weit und breit beherrscht. Nicht minder anmuthig ist die Lage des kleinen, aber blumenreichen Gartens, der nach der einen Seite hin die freie Aussicht auf die meerbegrenzte Landschaft hat, während er von hinten durch nahe an ihn herantretende Berge geschlossen wird. Von diesen

Bergen kam in kurzen Zwischenräumen ein sonderbar schriller Ton herunter, dessen Ursache wir vergebens zu errathen suchten. Bei näherer Prüfung entdeckten wir sie. Von der waldbewachsenen Höhe war nämlich ein langes Seil nach dem Thale herunter gespannt und an diesem Seile wurden vermittels eines gleitenden Hakens die Reißbündel in die Tiefe geschickt, die man droben gebunden hatte. Später habe ich die nämliche Vorrichtung an mehrern andern Orten in Unteritalien wiedergefunden, und es ist mir sehr einleuchtend geworden, daß sie an felsigen Gebirgen, die nur einen dünnen und spärlichen Holzwuchs haben, die vortrefflichsten Dienste leistet. In unsern Gebirgswäldern dagegen, deren starke Stämme entweder durch Wasserkraft oder durch die eigene Schwere zu Thale gefördert werden, während das dünne Gezweig sich kaum der Mühe des Fortschaffens lohnt, in unsern Wäldern würde jenes originelle Transportmittel in Miniatur sehr übel angebracht sein.

Von Castellamare nach Sorrent führt, immer die Küste entlang und allen Biegungen derselben folgend, eine ausgezeichnete Straße, bald dem Sande des Ufers nahe, bald hoch über demselben, bergauf, bergab, über überbrückte Schluchten hinweg, durch heiter luftige Ortschaften, zwischen Olivenwäldern und Orangengärten hindurch, hier mit der Aussicht auf ein hoch am Gebirge gelegenes malerisches Kloster, dort an einer reizenden Villa vorbei, der Blumenkrone eines Felsens, der aus dem Meere hervorwächst.

Bei der malerisch einsam gelegenen Kirche von Meta, oder der Meta — denn ich weiß nicht, ob der Name einen Ort oder eine Heilige bezeichnet — wendet sich der Weg um einen Bergvorsprung, und die Ebene von Sorrent thut sich, tief unten, vor unsern Blicken auf. Sorrent liegt auf einer von hohen Bergen eingefaßten Fläche, welche sich nach dem Meere zu neigt und zuletzt mehre hundert Fuß tief lothrecht

in dasselbe abfällt. Diese ganze Terrasse ist mit einem einzigen Orangenwalde bedeckt, in welchem außer Sorrent fünf oder sechs andere Ortschaften ausgebreitet liegen, und zwar so, daß je das Ende der einen mit dem Anfange der andern unmerklich zusammenfließt. Sorrent selbst liegt am südlichen Endpunkte der Terrasse, auf den Klippen des schroffen Gestades, eine kleine Stadt von ganz ländlichem Charakter, in ihren eigenen Gärten halb versteckt, von schlanken Berggipfeln hoch überragt und von malerischen Schluchten durchschnitten, welche die Waldbäche eng, aber unglaublich tief in den Felsen gewühlt haben und an deren steilen Wänden hier und da der üppigste Pflanzenwuchs wuchert. Eine dieser romantischen Schluchten bildet nach dem Gebirge zu den Stadtgraben, hinter welchem sich noch Bruchstücke uralter Mauern und Thore erhalten haben.

Sorrento, Sorrento, la bella città,
Si mangia si bebe ed alegre si stà!

Ja, es ist wahr, Sorrent ist ein zauberischer Ort und ich weiß nicht, ob es außerhalb Deutschlands ein reizenderes Stück Erde gibt. Sorrent selber ist die Sirene, von der es den Namen führt. Die italienische Natur, die Natur des Landes vom Po abwärts, hat hier ihr Meisterstück geschaffen, eine Landschaft, so schön die Phantasie sie mit Himmelblau, mit Orangengold, mit neapolitanischem Seegrün und all den andern brennenden Farben des Südens nur immer malen kann. Die Phantasie möge sich aber hüten, frische Rasenplätze, erquickenden Schatten, silberne Quellen, die Laubdome von Eichen und Buchen und einsame Waldpfade in ihr Gemälde zu bringen, denn sonst läßt die italienische Natur auch in Sorrent sie im Stich.

Eine Menge von Häusern in Sorrent ist für die Aufnahme von Gästen eingerichtet, welche, Fremde und Neapolitaner, in großer Anzahl einen Theil des Jahres, und zumal

die Sommermonate, hier zuzubringen pflegen. Sorrent hat wahrscheinlich die besten Gasthöfe in ganz Italien; ich wenigstens habe dort Landes keinen Gasthof kennen gelernt, der sich an Eleganz der Einrichtung und Vortrefflichkeit der Küche mit dem Albergo Rispoli in Sorrent auf die nämliche Linie stellen ließe, obgleich das Albergo Rispoli noch nicht den ersten Rang einnimmt. Das Haus liegt in einem Citronengarten, welcher zwar viel besser gehalten sein könnte, als er gehalten ist, der aber schon dadurch einen großen Reiz gewinnt, daß er auf das Meer hinausgeht und mit einem Altane endigt, der Land und Wasser weit und breit beherrscht. Ein unterirdischer Gang, ohne Zweifel ein Werk des Alterthums, führt aus dem Garten nach dem Ufer hinab, aus dessen Sande die Felsenterrasse von Sorrent im rechten Winkel emporsteigt. Die andern Wege nach dem Meere folgen dem Bette der Waldbäche, deren ich vorhin gedacht habe.

Durch eine solche Schlucht stiegen wir an einem prachtvollen Morgen, kurz nach Sonnenaufgang, nach dem kleinen Hafen hinunter, wo eine Barke mit vier Ruderern unser wartete. Der Eigenthümer des Schiffleins, ein schöner alter Seemann, mit welchem wir am Tage zuvor unsere Abrede getroffen, stellte uns mit einer gewissen Förmlichkeit, aber dennoch leicht und gewandt, in dem Einen der Ruderer den „Capitain" der Barke vor, und in einem Andern, einem hübschen jungen Burschen, seinen eigenen Sohn. Dann noch ein Glückwunsch auf die Reise und wir stachen in See.

Die Fahrt ging gen Capri. Wir hatten völlig stilles Meer, und das nutzlos aufgepflanzte Segel hing schlaff an der Stange herab. Die Ruderer ihrerseits machten sich die Arbeit möglichst leicht, und so währte es fast drei Stunden, ehe wir auf der Insel ans Land stiegen. Auf einem ziemlich langen Stufenwege, zwischen zwei ununterbrochenen Garten-

mauern, geht es nach dem Städtchen Capri hinauf, welches in dem Sattel zwischen den beiden Spitzen liegt, in welche die Berginsel nach Süd und Nord ausläuft. Dort wurde in einem musterhaften Gasthofe gefrühstückt und dann ein Gang auf Gebirgspfaden gemacht, welche auf dem engsten Raume eine unglaubliche Mannichfaltigkeit landschaftlicher Schönheiten darbieten. So gering der Umfang von Capri, so großartig ist der Charakter seiner Natur. Und großartig nicht nur, sondern auch von einer Eigenthümlichkeit, die keinen Vergleich zuläßt! Ich begreife vollkommen die fast leidenschaftliche Vorliebe der Maler für diese kleine Insel, welche ihnen im Umkreise einer Meile neben dem größten Reichthume der Gesichtspunkte eine Originalität der landschaftlichen Formen bietet, die wie aus einer fremden Welt zu dem Auge spricht, welche die Einbildungskraft mit Bildern aus orientalischem Märchenlande füllt. Und klingt es nicht auch wie ein Märchen, wenn man uns die Burg Friedrich's des Rothbarts neben dem Palast des Tiberius nennt?

Aber die Stunde drängte, die blaue Grotte aufzusuchen, welche bekanntlich im Mittagslicht gesehen sein will, und so stiegen wir denn wieder nach dem Ufer hinunter. — Die Fahrt ging die Insel entlang, im Schatten der ungeheuren Felswände, welche hier glatt sind wie mit dem Messer abgeschnitten, und die von der inzwischen unruhig gewordenen See heftig gepeitscht wurden. Der Wellenschlag machte den Eingang in die enge Mündung der Grotte einigermaßen schwierig; sobald wir aber, auf dem Rücken in der Barke liegend, durch das Felsenthor eingefahren waren, fanden wir ruhiges Wasser und eine hochgewölbte geräumige Höhle. Das Wasser ist glänzend blau, wie Ultramarin, und an der Decke spiegelt sich hier und da ein bläulicher Schimmer. Sicherlich, es war mir sehr interessant, diese seltsame Lichtwirkung mit eigenen Augen gesehen zu haben, als aber, nachdem wir die Grotte verlassen, die Mehrzahl meiner Reisegefährten für die sofortige Rückfahrt nach Sorrent stimmte,

da sagte ich mir, daß jener Anblick durch den Verzicht auf den größern und, wie es scheint, den schönern Theil von Capri viel zu theuer erkauft sei. Ich habe manchen Punkt, der mich anzog, früher verlassen müssen, als ich wünschte, aber nie hat mir ein übereilter Abschied von irgend einem Orte so leid gethan wie dieser. Eine beträchtliche Anwandlung von Seekrankheit trug nicht dazu bei, meinen Unmuth zu mildern, und ich fand in Verstimmung und Misgeschick keinen moralischern Trost als den, daß den Urhebern derselben im schaukelnden Boote noch viel schlechter zu Muthe war als mir selbst. Die Schiffsleute aber, mit dem feinen Takt, der den Leuten des Südens eigen ist, schienen unser Unwohlsein gar nicht zu bemerken, und erst als wir Sorrent erreicht hatten, drückte uns der Capitain in discreten Wendungen seine Theilnahme aus.

XLIV.

Ischia.

Ich hoffte, mich für das nur flüchtig gesehene Capri auf Ischia zu entschädigen und verabredete deshalb mit einigen andern Reisenden einen Ausflug nach dieser Insel, für welche ein vierundzwanzigstündiger Aufenthalt ausdrücklich ausbedungen wurde. In Puzzuoli schifften wir uns ein. Die Barke war groß und bequem, die vier Ruderer, lauter kräftige Leute, thaten ihre Schuldigkeit, indem sie sich mit dem neapolitanischen Feldgeschrei: Macaroni! gegenseitig aufmuntern, und im Nu waren wir an dem Capo Miseno vorüber und im Angesichte von Procida, das auf halbem Wege zwischen dem Festlande und Ischia liegt.

In Procida ließen wir uns ans Land setzen, um quer über die Insel hinwegzugehen und unser Boot am jenseitigen Ufer zu erwarten. Von der gerühmten classischen Schönheit der Bevölkerung von Procida, die sich griechischen Ursprungs rühmt, wurde uns nichts bemerklich; ebenso wenig wie von der griechischen Tracht, welche die Weiber auf Procida beibehalten haben sollen, die man aber, wie es scheint, nur für Geld und gute Worte zu sehen bekommt, an Wochentagen wenigstens, wie der heutige war. Da mir Maskeraden von jeher nur ein sehr mäßiges Vergnügen gemacht haben,

so verzichtete ich ohne Mühe darauf, eine Procidanerin als Griechin zu sehen.

Procida muß sehr stark bevölkert sein, denn wir wanderten beinahe fortwährend zwischen zwei Häuserreihen, die nur stellenweise durch Gärten unterbrochen wurden. Die Ortschaften, durch welche unser Weg führte, hatten durchweg ein sauberes und wohlhabendes Aussehen, und überdies waren der Häuser nicht wenige, auf denen deutlich geschrieben stand: Hier wohnt ein reicher Mann. Unsere Erscheinung auf der Insel war übrigens ein Ereigniß für die Bevölkerung, und wir hatten bei unsern ersten Schritten schon, wie etwa ein mit Musik einrückendes Regiment, einen Schwarm von Buben hinter uns, die uns mit stummer Neugier anstarrten gleich Wunderthieren.

Während wir am jenseitigen Ufer auf das Boot warteten, kam eine arme Frau zu uns, mit der Bitte, sie mitzunehmen nach Ischia. Natürlich hatten wir nichts dagegen einzuwenden, vorbehaltlich jedoch der Zustimmung unserer Schiffsleute, die uns sonst unfehlbar ihre Rechnung für die fünfte Person gemacht haben würden. Die Schiffer ihrerseits waren ganz bereit, die Frau aufzunehmen, aber gegen Bezahlung, und als die arme Alte erklärte, daß sie kein Geld habe, wurde sie unbarmherzig zurückgestoßen. Es war vergebens, daß man den Leuten vorstellte, daß eine Person mehr oder weniger ihre Arbeit unmöglich erschweren könne, und sie hatten bereits vom Lande abgestoßen, als wir uns erboten, die Frau auf unsere Kosten mitnehmen zu wollen. Jetzt war natürlich Alles in der besten Ordnung und Harmonie.

Der Hauptort von Ischia, welcher denselben Namen führt wie die Insel, an der Neapel zugekehrten Küste gelegen, ist ein unbedeutendes Städtchen mit einer reizlosen Umgebung. Das einzige Sehenswerthe in seiner nächsten Nachbarschaft sind die ungeheuren Lavamassen, welche von

dem letzten Ausbruch des Epomeo im Jahre 1300 hier zurückgeblieben sind. Diese Lavamassen sind eine Merkwürdigkeit, aber wahrlich kein Schmuck der Gegend, die sie weit und breit mit einem Mantel von Schlacken bedecken, auf denen bis zum heutigen Tage kein Grashalm wächst.

Nachdem wir in einem Gasthofe, der ebenso öde aussah wie die Landschaft, ein Glas essigsauren Weins getrunken und vergebens auch nur ein paar Eier verlangt hatten, machten wir uns auf den Weg nach einer wirthlichern Gegend, nach dem Badeorte Casamicciola nämlich, der anderthalb oder zwei Stunden von Ischia entfernt ist, und ebenfalls am Ufer gelegen, wie die meisten Ortschaften der Insel. Man hatte uns für Casamicciola die Sentinella grande empfohlen, einen Gasthof, der in einiger Entfernung von dem Städtchen, ohne Zweifel der Aussicht wegen, auf steiler Höhe gebaut ist. Das Hofthor der Sentinella grande stand offen, die Hausthür war nicht verschlossen, aber es zeigte sich keine Spur eines menschlichen Wesens, unser Rufen blieb ohne Antwort und wir konnten uns entweder in einem verzauberten Schlosse, oder in einer von Gott und allen Gästen verlassenen Herberge glauben, in einer Herberge wie diejenige, aus der wir in Ischia hungriger und durstiger herausgekommen, als wir hineingegangen waren.

Indessen nach und nach begann sich's von fern zu regen, die dicke Wirthin kam zuerst zum Vorschein, dann der Kellner, zuletzt auch der Koch, und wir sahen uns endlich im Besitz eines wohleingerichteten Zimmers und eines gebratenen Huhnes, welches freilich weniger zäh hätte sein dürfen, das aber, dank dem vorhergegangenen Fasten und mit Hülfe nordischer Ausdauer, dennoch schließlich überwältigt wurde.

Der Garten des Hauses, wundervoll gelegen, aber in einem gräßlich vernachlässigten Zustande, bot keinen erfreulichen Aufenthalt, für einen Ausflug war es zu spät und

waren wir zu müde, und so blieben wir denn nach dem Essen auf den bequemen Sophas des Speisesaales sitzen, respective liegen, der von einer großen modischen Lampe angenehm beleuchtet wurde. Leider war der Wein hier beinahe ebenso untrinkbar wie in Ischia, und der Versuch, ihn durch eine Flasche Marsala zu ersetzen, den man von Casamicciola heraufholen ließ, schlug gänzlich fehl, indem dieser mit einem sicilianischen Namen belegte Branntwein Keinem von uns mundete. In Anbetracht dieser Lage der Dinge suchte ich frühzeitig das Bett, und ließ mir, auf den elastischen Matratzen behaglich ausgestreckt, von dem Sirocco das Schlaflied heulen, der seit Sonnenuntergang mit furchtbarer Gewalt über der Insel die Flügel schlug.

Am andern Morgen war die Wuth des Sturms heftiger als am Abend zuvor, sodaß wir kaum daran denken konnten, auch nur das Haus zu verlassen. Indessen es fand sich ein Führer ein, der sich anheischig machte, uns einen Weg „rund um die Insel herum“ zu zeigen, auf welchem wir vom Winde nicht belästigt werden würden. Mit schwachem Glauben und ungeduldigen Beinen machten wir uns auf, und siehe da, kaum hatten wir den Gasthof hundert Schritt hinter uns gelassen, so fanden wir uns gegen den Sirocco ebenso geschützt wie in unserm Zimmer. Wir waren nämlich in einen Hohlweg zwischen hohen Mauern eingebogen, sodaß der Wind weit über unsere Häupter hinwegjagte. Wie wird es aber werden, fragten wir uns bedenklich, wenn dieser Weg endet?

Indessen der Weg endete nicht, und wir wanderten fortwährend durch Mauern gedeckt mehre Stunden lang. Natürlich versperrten uns diese Mauern aber auch jegliche Aussicht, und nur bei den bedeutendern Ortschaften der Insel, wie Lacco, Foria, Panza wurden wir gewahr, daß die Welt jenseits dieser beiden steinernen Wände nicht geradezu aufhöre.

Nach und nach wurden wir dieses unerquicklichen Pilgerns in einem endlosen Graben müde und wir beklagten uns bei dem Führer; der aber sagte, daß wir ja verlangt haben, „rund um die Insel herum“ geführt zu werden, und dies sei halt der Weg. Als man ihm entgegnete, daß der Vorschlag von ihm ausgegangen und daß er also für die Widersinnigkeit des lächerlichen Unternehmens verantwortlich sei, versicherte er, die Aussicht werde bald besser werden — in einer halben Stunde — in zwanzig — in zehn Minuten — dort hinter jenem Dorfe. Aber die zehn und die zwanzig Minuten, die halbe Stunde vergingen, und die Mauern blieben unsere unwandelbaren Begleiter zu beiden Seiten.

Endlich riß der letzte deutsche Geduldsfaden und wir verlangten gebieterisch, daß der albernen Rolle, die man uns uns selbst gegenüber spielen ließ, ein Ende gemacht werde. So lenkte denn der Führer, als er Ernst merkte, nach dem Gebirge ein, welches den Mittelpunkt der Insel bildet und das sich in dem scharf zugespitzten Epomeo zu einer sehr ansehnlichen Höhe erhebt.

Der Wind hatte sich gelegt und wir fingen an, uns unsers Entschlusses zu freuen, als sich ein dicker Nebel von den Gipfeln der Berge herabsenkte, der die untern Theile der Insel und das Meer bald mit einem dichten Schleier bedeckte. Von Aussicht war also wiederum nicht die Rede und unser Blick mußte sich mit der unmittelbarsten Umgebung begnügen. Ein wildzerklüfteter Boden, rasch wechselnde und abnehmende Vegetation, der überraschende Anblick von Eichen und Alpenveilchen beschäftigten uns bei fortwährendem Steigen, bis wir ermüdet in einem Gebirgsdörfchen Halt machten, um auszuruhen und uns zu erfrischen.

„Ist euer Wein gut?“ fragte ich die Frau des ersten Hauses, aus welchem der Busch heraushing, der in allen europäischen Ländern dieselbe Bedeutung hat. „So so“,

antwortete die Frau. „Ist denn kein besserer im Ort zu haben?“ fragte ich weiter. „O ja, hier bei meiner Nachbarin“, war die Antwort.

Wir waren selbstsüchtig genug, die brave Frau für ihre Offenherzigkeit dadurch zu strafen, daß wir zu der Nachbarin gingen. Ihr Rebensaft machte der ihm gewordenen Empfehlung freilich wenig Ehre (wie es uns denn nicht gelang, auch nur einen Tropfen leidlichen Getränkes auf Ischia zu finden, so viel Rühmens auch von dem Wein der Insel gemacht wird), allein, durstig wie wir waren, sprachen wir ihm tapfer zu und hielten dabei ein reichliches Mahl von Käse und Brot. Die Flur des Hauses war das Wirthszimmer, in und vor welchem sich sofort nach unserm Eintritt ein großer Haufen Landesangehöriger einfand, die von uns erfahren wollten, woher des Weges und wohin, welches Standes und welcher Nation. Der Wirth und seine hübsche junge Frau waren vermuthlich nicht weniger neugierig als die Andern, aber ihr Schicklichkeitssinn verstattete ihnen nur die Rolle der stummen Zuhörer. Endlich mußte aufgebrochen werden, wir fragten nach der Zeche und erhielten zur Antwort: fünfzehn Gran, das heißt etwa fünf Silbergroschen. Dafür hatten sechs Personen, den Führer und einen Eseltreiber einbegriffen, reichlich gefrühstückt, in einem Orte, der ohne Zweifel sehr arm, und bei Leuten, die sicherlich nicht wohlhabend waren. Ein paar tausend Schritt tiefer unten, an der Küste, würde man uns einen Piaster abgefordert und wir würden uns nicht darüber beklagt haben. Jene Frau, die uns an die Nachbarn verwies, und dieses junge Ehepaar, welches verschmähte, sich durch einen Piaster zu bereichern, der ihm gewiß sehr zu Statten gekommen wäre, sie haben mich mit mancher Prellerei ausgesöhnt, die früher von ihren Landsleuten an mir ausgeübt oder versucht wurde.

Nach langem Wandern auf einsamen Pfaden, auf denen

die Orientirung nicht leicht war, fanden wir uns endlich unterhalb des Gipfels des Epomeo wieder angesichts von Casamicciola. Der Ort lag unter uns wie der Kirchhof am Fuße des Thurms, und das Niedersteigen war so schwierig, daß wir an vielen Stellen die Hände zu Hülfe nehmen mußten, und daß der Esel, welcher unsere Ueberzieher trug, geradezu den Dienst verweigerte, der ihm allerdings lebensgefährlich werden konnte.

Während wir in der „großen Schildwache" der Stärkung unserer beträchtlich in Anspruch genommenen Kräfte oblagen, lief das Dampfschiff an, welches jeden Montag und jeden Donnerstag die Fahrt von Neapel nach Ischia macht, das man aber bei dem heutigen Sturme kaum erwartet hatte. Die Aussicht, am folgenden Tage mit dem Dampfer zurückkehren zu können, war uns Allen sehr erfreulich, da wir Ischia's müde waren, und doch, bei dem noch immer ziemlich aufgeregten Meere, die Fahrt im Boote einigermaßen scheuten. Auf die Frage nach der Abfahrtsstunde des Dampfschiffes antwortete der Wirth: Um acht, der Führer um sechs Uhr. Unsere Ermüdung und Trägheit veranlaßte uns, dem Wirthe zu glauben, der ja das Dampfschiff zweimal in jeder Woche von seinem Fenster aus ankommen und abgehen sah. Wir schliefen also seelenruhig bis sechs Uhr, und standen gerade zeitig genug auf, um auch unsererseits das Dampfschiff auf und davon gehen zu sehen. Natürlich war jetzt unsers Bleibens vollends nicht mehr bei dem lügnerischen Wirthe. Wir gingen nach Ischia zurück, mietheten dort ein Boot und landeten sterbenskrank an dem nächstgelegenen Punkte des Festlandes, in der kleinen Bai von Miniscola. Nachdem wir uns durch die Brandung tragen lassen und am Ufer liegend mit dem Katzenjammer rangen, gestanden wir uns Alle: Es war eine verfehlte Expedition.

XLV.

Von Neapel nach Rom.

Der Dampfschiffsfahrtplan besagte, daß der Ercolano, ein neapolitanisches Boot, am Dienstag der Osterwoche von Neapel nach Civitavecchia abgehen werde. Obgleich ich gegen die neapolitanischen Dampfschiffe überhaupt einiges Vorurtheil empfand und obgleich ich zu meinem Schaden die Erfahrung gemacht hatte, daß der Ercolano insbesondere es mit dem Fahrplan nicht allzu genau nehme, so beschloß ich doch, mich ihm noch einmal anzuvertrauen. Reiste ich am Dienstag von Neapel ab, so war ich am Mittwoch in Rom, also gerade zur rechten Zeit, um allen großen Feierlichkeiten des Osterfestes beizuwohnen.

Die endlosen Paßförmlichkeiten waren erledigt, die Wohnung gekündigt, die Rechnung bezahlt, das Gepäck stand fertig da, und mit der Seelenruhe eines Mannes, der mit seinem Gewissen und mit der Polizei völlig im Reinen ist, ging ich nach dem Bureau der neapolitanischen Dampfer. Aber schon von weitem erschreckte mich die Unglück weissagende Stille und Einsamkeit, welche, im Gegensatze zu dem Lärm und Drängen anderer Abfahrtstage, vor dem Hause herrschte. Ich trat ein, das Zimmer war leer, und als ich endlich in einem Winkel einen vereinsamten Beamten mit einem entsetzlich langen Gesicht entdeckte, da wußte ich, was mir bevor-

stand, noch ehe der Mann den Mund geöffnet hatte. — „Der Ercolano geht heute nicht ab; es hatten sich zu wenig Reisende gemeldet." — Braver Ercolano! Aber morgen? — „Die Verwaltung der neapolitanischen Dampfschiffe hat die Fahrten auf unbestimmte Zeit eingestellt." — Treffliche Verwaltung! Und warum? — „Die Regierung hat eine dreiwöchige Quarantäne gegen Genua ausgesprochen, weil dort sogenannte Pestfälle vorgekommen sein sollen." — Brave, treffliche, neapolitanische Regierung!

Jene angebliche Gesundheitsmaßregel war nichts Anderes als eine Maßregel gegen die bekannte „Umsturzpartei" in Piemont, und ein Versuch, dem gefürchteten Einflusse von dorther eine Schranke entgegen zu setzen. Von Rom aus erging eine ähnliche Verfügung, Toscana folgte dem gegebenen Beispiele, und die Absperrung des südlichen Italiens gegen Piemont schien auf die strengste Weise durchgeführt werden zu sollen. Indessen die Unausführbarkeit der ganzen Maßregel wurde bald genug handgreiflich. Wenn man sich nach der Seeseite hin abschloß, so konnte man nicht umhin, sich auch zu Land abzuschließen, und wenn man die Verbindung mit Piemont abbrach, so mußte man auch die Verbindung mit den Ländern abbrechen, welche den freien Verkehr mit Piemont fortsetzten, also namentlich mit Frankreich und Oesterreich. Kurz, die ganze Quarantäne scheiterte an der Unmöglichkeit ihrer Durchführung.

Inzwischen aber saß ich in Neapel fest und sann vergeblich auf Mittel, um zur Osterfeier nach Rom zu gelangen. In den Eilwägen — von Beiwägen ist dabei natürlich nicht die Rede — waren die Plätze auf Wochen hinaus vergeben, und ein Vetturin, der mich etwa noch für den Charfreitag nach Rom hätte bringen können, wollte sich nicht finden. So mußte ich denn warten bis zum Sonnabend vor Ostern, wo trotz der Quarantäne, welche ihnen die Rückkehr abzu-

schneiden drohte, zwei Dampfschiffe abgingen, die mehr Muth und mehr Pünktlichkeit hatten als der bedauerliche Ercolano.

Der Capri, welchen ich gewählt hatte, war bis zum Unglaublichen überfüllt mit Reisenden und mit Waaren, während der Bosphore nicht drei Passagiere und kaum einen einzigen Waarenballen hatte. Beide Schiffe lagen im Hafen Bord an Bord; der Bosphore beneidete uns um die volle Ladung, und wir beneideten den Bosphore um den freien Raum auf dem Verdeck. Unser Neid stieg, als der Bosphore sich auf den Schlag drei Uhr in Bewegung setzte, während der Capri noch nicht einmal dampfte und die Polizei noch immer beschäftigt war, uns zu zählen, zu mustern und einzuregistriren, damit nicht etwa ein Wildfang sich ohne Vorwissen und ohne die väterliche Fürsorge der neapolitanischen Regierung in die weite Welt hinaus wage. Wegen einer Kammerjungfer, welche auf dem Passe ihrer Herrin nicht ganz regelmäßig verzeichnet war, gerieth die gesammte Polizei in Aufruhr, und wir verloren darüber wenigstens eine Viertelstunde.

Indessen, es hat Alles einmal ein Ende auf dieser Welt, sogar ein deutscher Hochverrathsprozeß und eine neapolitanische Paßuntersuchung. Zwei Stunden nach der festgesetzten Zeit stachen wir in See. Unter den Passagieren befanden sich viele schweizer Soldaten, beurlaubte junge Leute, die gegen Caution die Erlaubniß zu einem Besuche in der Heimat erhalten, und verabschiedete alte Knaben, die mit einer im zwanzig- oder dreißigjährigen Militärdienst erworbenen Pension in die Alpen zurückkehrten, welche sie seit den Tagen der Jugend nicht mehr gesehen. Auch einige schweizerische Offiziere traten auf dem Capri eine Urlaubsreise in die Heimat an, und außerdem waren mehre in Neapel als Kaufleute oder Fabrikanten ansässige Schweizer von der Gesellschaft. Die Letztern indessen hielten sich von ihren militärischen Landsleuten so fern als möglich, ja sie verleugneten

dieselben sogar, indem sie zu verstehen gaben, wie wenig sie sich durch eine solche Landsmannschaft geehrt fühlten. Bei manchen dieser Leute mochten solche Aeußerungen nichts Anderes sein als Redensarten, durch welche man der augenblicklichen Lage und Umgebung huldigen zu müssen glaubt; einem hübschen jungen Manne aber war es Ernst damit, denn ich hörte, wie er in der Nacht auf dem ziemlich leer gewordenen Verdeck mit Gewandtheit und Eifer das schweizerische Söldnerwesen in der Person der eben erwähnten Offiziere bekämpfte.

Morgens um sieben Uhr fuhren wir in den Hafen von Civitavecchia ein. Kaum war der Anker geworfen, so begrüßte Glockengeläut und Kanonendonner den himmelblauen Ostermorgen, und im Nu wehten hundert bunte Flaggen von Masten und Raaen der Schiffe im Hafen herab. Der Eindruck des Augenblicks war überraschend und schön, wurde aber bald verbittert durch Zorn und Ingrimm; die italienische Flagge war da, die deutsche nicht. Gibt es doch in Italien wenigstens *eine* italienische Regierung.

Polizei und Zollamt verfuhren diesmal glimpflicher. Was kann aus Neapel Gefährliches kommen! Um zehn Uhr saß ich im Extrapostwagen mit einigen Engländern und Amerikanern, die, wie ich, wenigstens den letzten Act der Osterfeier, die Beleuchtung der Peterskirche, noch zu sehen wünschten. Einer meiner jungen Reisegefährten las im Aeschylus, ein zweiter studirte Pitt'sche Parlamentsreden; dieser kannte Rom, das er nie gesehen, als ob er ein Kind der ewigen Stadt wäre; jener hatte die deutschen Dichter besser inne als ich. Welch ein Abstand zwischen einer solchen und der italienischen Jugend!

Es war sechs Uhr, als wir durch die Porta Cavalleggieri fuhren. Die Straßen wogten von Menschen; man *sah* den Festtag, man konnte ihn *greifen*. Nie zuvor, selbst in den heißesten Tagen des Carnevals nicht, hatte ich so viele ausländische Gesichter in Rom gesehen, und diese augenscheinliche

Masse der Fremden machte mir bange um mein Unterkommen, und, wie sich bald herausstellte, nicht ohne guten Grund. Nach längerem Suchen mußte ich mich, wenn ich nicht den ganzen Abend preisgeben und mit Laufereien zubringen wollte, deren Erfolg immer sehr zweifelhaft blieb, mit einem Dienstbotenzimmer unter dem Dache des Hotel Spilmann begnügen.

Nach einem raschen Abendessen eilte ich auf den nahen Monte Pincio, welcher von der Peterskirche freilich eine gute halbe Stunde entfernt ist, den man aber gleichwol als einen der günstigsten Standpunkte für die Schau der Beleuchtung nennt. In der That, es war ein zauberischer Anblick. Die Umrisse und Hauptlinien des ungeheuren Gebäudes traten mit Feuerschrift gezeichnet aus der dämmernden Nacht hervor, welche sich über die Stadt gelagert, ohne sie zu verhüllen. Hundert Kuppeln und Thürme, deren Silhouetten sich ungewiß auf dem dunkeln Himmel abschatteten, umgaben geisterhaft Sanct Peter's in stillem Feenlichte strahlenden Dom. Plötzlich aber sah man den ruhigen Feuerschein sich beleben, hell aufflammen, und wie ein von magischer Glut durchleuchteter Zauberpalast stand die Kuppel da. — Ueber ein Kleines, und die ganze funkelnde Herrlichkeit begann zu enden; ein Flämmchen nach dem andern erlosch, die Lücken in der Feuerzeichnung wuchsen und mehrten sich, und bald blieb von dem schimmernden Feenschlosse nichts übrig als ein grauer Schemen, undeutlich abgezeichnet auf dem nächtlichen Himmel. Die Menge aber, welche schweigsam gegafft hatte, ging schweigsam auseinander.

Am nächsten Abend wurde das herkömmliche Feuerwerk abgebrannt, aber nicht wie sonst auf der Engelsburg, weil die Franzosen in den Gewölben derselben ihr Pulvermagazin haben, sondern auf der Piazza del Popolo. In der Voraussetzung, daß es auf dem Platze selbst ein gewaltiges Gedränge geben werde, ging ich wieder auf den Monte Pincio, obgleich ich voraussah, daß der Standpunkt dort diesmal ein ungünstiger

sein werde. In der That bekam ich das Feuerwerk nur im Profil zu sehen, und zwar nur einen Theil desselben, indem mir namentlich die Decorationsstücke durch allerlei Hindernisse maskirt waren. Indessen sah ich immerhin genug, um mich zu überzeugen, daß die römischen Feuerwerker ihres alten Rufes auch heute noch vollkommen würdig sind.

Von den kirchlichen Feierlichkeiten, die ich wider Willen versäumt hatte, ließ ich mir wenigstens von Augenzeugen erzählen, die ich für unbefangen halten konnte. Es kam mir nicht darauf an, ein Bild des Kirchenpomps zu haben, sondern die Haltung kennen zu lernen, welche das römische Volk angesichts der Schaustellung dieser größten römischen Herrlichkeiten beobachtet hatte. Leider konnte mir darüber Niemand etwas Befriedigendes sagen, denn die Leute, welche ich ins Verhör nahm, hatten alle ihre Aufmerksamkeit vorzugsweise auf Gewänder, Fahnen, Kerzen, Palmen, Aufzüge und Ceremonien gerichtet. Wie das Volk dies Alles angesehen und aufgenommen, davon wußten sie um so weniger, als das Volk nur in zweiter Linie dabei zugelassen wird, indem der erste Platz nach Herkommen und Berechnung den Leuten von der guten Gesellschaft vorbehalten ist, das heißt Denen, welche sich durch ihren Anzug als solche ausweisen. Der Fremde aber sucht sich begreiflicherweise in der Regel den günstigsten Platz, auf welchen ihm sein schwarzer Frack und seine weiße Weste Anspruch gibt, und es gibt deren wol nur wenige, denen der Anblick des Papstes in pontificalibus nicht wichtiger wäre als die Beobachtung des Eindrucks, den diese Erscheinung auf den großen Haufen der Römer macht.

XLVI.

Von Rom nach Genua.

Wir schrieben den 3. Mai, und am 5. wollte ich mit dem Dampfschiffe von Civitavecchia nach Norden gehen; allein ich war einstweilen noch in Rom. Von Rom bis Civitavecchia sind acht bis zehn Meilen zu machen, und um acht bis zehn Meilen zu machen, reichen achtundvierzig Stunden in Italien nicht immer aus; auch diesmal nicht. Obgleich ausnahmsweise zwischen den genannten beiden Städten angeblich immer so viel Eilwägen, als nöthig, zur Verfügung der Reisenden gestellt werden, so verweigerte man mir doch rundweg die Aufnahme; die Zahl sei voll, hieß es. Ein Vetturin war gleichfalls in ganz Rom nicht aufzutreiben; kurz, nachdem zwei Tage verloren, mußte ich auf das rechtzeitige Eintreffen in Civitavecchia verzichten.

Indessen noch war nicht alle Hoffnung verloren. Es stürmte heftig — das Dampfschiff war vielleicht nicht abgegangen — vermuthlich wartete es auf besseres Wetter — wahrscheinlich ging es erst am folgenden Tage in See — sicherlich, es lag noch im Hafen. So redete ich mir nämlich vor, und ergriff mit beiden Händen die Gelegenheit, welche sich mir im Laufe des 5. Mai darbot, um nach Civitavecchia zu gelangen, und als ich ankam — hatte der Dampfer seit zwei Stunden die Anker gelichtet; es war eben kein Nea-

politaner, sonst wäre ich seiner bei diesem Wind und Wetter gewiß gewesen.

Auf den 7. war wieder ein Dampfer nach Livorno angekündigt, und zwar diesmal allerdings ein Neapolitaner, nämlich der Ercolano verruchten Angedenkens, und der Ercolano blieb natürlich aus. So hatte ich denn nicht weniger als drei Tage in Civitavecchia zuzubringen, und zwar unter fortwährendem Toben eines Sirocco, der nicht einmal einen Spaziergang zuließ. Wer jemals in Civitavecchia gelandet ist, oder sich dort eingeschifft hat, der wird wissen, was es heißt: drei Tage in Civitavecchia! Aus allen Gassen gähnt Einen die Langeweile an, und der Blick vors Thor oder über die Stadtmauer öffnet die Aussicht in die nackte Trostlosigkeit. Vom Gasthofe ins Kaffeehaus und vom Kaffeehause in den Gasthof, das waren die beiden Wege, zwischen denen es mir freistand zu wechseln. So müssen die Seelen Derer, welchen die Bestattung gefehlt hat, am Ufer des Acheron auf und ab irren. Hier und da sah ich ein paar andere Schatten spuken, die offenbar mein Schicksal theilten, allein ich war zu sehr niedergedrückt durch die Schwere desselben, als daß ich in jener Leidensgenossenschaft einen Trost oder eine Hülfe hätte suchen mögen. Daß ein Theater in Civitavecchia sei, erfuhr ich erst, als ich die Stadt endlich, Gott sei Dank! im Rücken hatte; man scheint dort heimlich zu spielen, ohne Vorwissen des Publicums.

Am 8., als ich mich gerade in den Gedanken ergeben hatte, den Rest meiner Tage in Civitavecchia zuzubringen, erschien der Ercolano. Schon vierundzwanzig Stunden nach der bestimmten Zeit! Es war unglaublich, aber wahr. Also rasch die Fahrkarte gelöst, Rechnung bezahlt, Sachen eingepackt, und an Bord!

Als ich mich einschiffte, schien die Kraft des Sirocco ein wenig gebrochen, aber gegen Abend schöpfte er neuen

Athem. Während des Essens wurde die Stimmung auf dem Schiffe bedenklich. Ich selbst hielt es für das Rathsamste vom Tisch aufzustehen und das Bett zu suchen, und ich war glücklich genug, um trotz der ungebetenen Gäste, die ich dort vorfand, einzuschlafen. Aber es währte nicht lange, so wurde ich durch ein übernatürliches Geräusch geweckt. Ich sah auf und erblickte dicht vor mir, drei Zoll von meinem Gesicht entfernt, einen Mann, der unter unbeschreiblichen Tönen seinen Kopf tief in eine Porzellanurne gesteckt hatte. Bild und Musik waren mir zu viel; ich sprang auf, erreichte glücklich das Deck, und dankte der frischen Luft und dem Wellenschaume, der mir wie ein Spritzbad ins Gesicht schlug, meine schließliche Rettung. Auf einer Bank sitzend, zwischen Schlafen und Wachen, erwartete ich sehnlichst den Morgen, und als der Morgen gekommen war, verlangte mich's noch viel sehnlicher nach einem Stückchen festen Landes, nur so groß, um gerade darauf stehen zu können; die übrige Welt mochte meinetwegen zehntausend Klafter tief in den Meereswellen begraben werden.

Um 7 Uhr lagen wir hinter dem Hafendamme vor Livorno. Das Schiff bewegte sich kaum merklich mehr, aber doch noch immer viel zu stark. Nach und nach tauchten aus den Kajüten gespensterhafte Erscheinungen auf, Herren und Damen bleichen Gesichtes, wirren Haares, übernächtiger Miene. Man begrüßt, man condolirt, man beglückwünscht sich, man trinkt schwarzen Kaffee und macht die saumselige Polizei, die unsere Ausschiffung verzögert, zum Gegenstand von allerlei Herzensergießungen, die nicht gerade lauten wie Segenswünsche. Endlich durften wir landen und in der Polizeibude am Strande um fünfthalb Franken das Recht erkaufen, einige Stunden in Livorno zuzubringen. Wer hätte nicht im Nothfall selbst einen Napoleon bezahlt! Die livorneser Polizei versteht offenbar ihren Vortheil nicht, sie sollte

wenigstens neben ihrem gewöhnlichen Tarif noch einen zweiten haben, anwendbar auf die Reisenden, welche bei Sturm und Unwetter in den Hafen einlaufen müssen.

Das Pflaster von Livorno schwankte zwar einigermaßen unter meinen Füßen, aber es war mir doch theuer im doppelten Sinne des Worts. Vor allen Dingen wurde der unsichere Schritt nach einer bekannten Restauration gelenkt und in deren artigem Gärtchen dem Körper der nöthige Ballast gegeben. So gefestigt und gestärkt sah man die Welt schon wieder mit ganz andern Augen an, und bald war auch Lust und Kraft gewonnen zu weitern Unternehmungen. Zuerst wurden einige kleine Einkäufe fabelhaft wohlfeiler Seidenstoffe gemacht, dann die Merkwürdigkeiten der Stadt wieder einmal besichtigt.

Diese Merkwürdigkeiten bestehen im Wesentlichen aus einer langen, geraden, ansehnlichen und belebten Hauptstraße, aus einigen mehr großen als schönen öffentlichen Plätzen, und zwei Standbildern toscanischer Großherzoge. Das jüngste derselben, Ferdinand III. darstellend, ist erst vor einigen Monaten aufgerichtet und zeugt von geistvoller Auffassung. Das andere Monument, Ferdinand I. gewidmet, zeigt die Bildsäule dieses Fürsten auf einem Fußgestell, an welches afrikanische Sklaven, Araber, Neger und Türken mit rückwärts gefesselten Händen angeschmiedet sind. Was den Gedanken betrifft, der dadurch in möglichst brutaler Weise versinnlicht werden soll, so weiß ich nicht, welche Thaten Ferdinand I. gegen Osmanen, Beduinen und Mohren ausgeführt hat, wohl aber weiß ich, daß gar manche seiner Unterthanen zu Algier und Tunis in dem Zustande waren, in welchem diese Afrikaner hier dargestellt werden.

Livorno ist neu, regelmäßig und ziemlich heiter gebaut; die alte italienische Bauart hat sich in die Nebengassen zurückgezogen, die bessern Stadttheile dagegen erinnern einiger-

maßen an Triest, nur daß das letztere doch in jeder Beziehung beiweitem stattlicher ist; ob auch reicher, muß ich dahingestellt sein lassen. Jedenfalls ist die Gewinnsucht und die Bettelei viel zudringlicher in Livorno. Das Betteln, wie es hier betrieben wird, muß ein angreifendes Ding sein. Kein Jagdhund auf der Fährte des angeschossenen Wilds ist so hitzig und ausdauernd als die Almosen fordernden Blinden, Krüppel, Zwerge und Lahmen an den Fersen des Fremden. Wer mit demselben nicht Schritt halten kann, der verfolgt ihn wenigstens halbe Straßen weit mit einer gellenden Litanei, die ohne Unterbrechung, ohne bemerkbaren Zwischenraum zum Athemholen, immer wieder von vorn anfängt. „Eine kleine Münze", endet der Spruch des Einen, „eine kleine Münze, meine Herren, und ich werde sogleich an die heilige Jungfrau ein Gebet für euch richten." Die kleine Münze fällt in seinen Hut, und als Mann von Wort hört er mitten in seinem Bettelsatze auf, um mit verändertem Tone das versprochene Gebet herzusagen.

Um 6 Uhr Abends lichteten wir die Anker. Die Reisegesellschaft war bunter geworden, als ich sie jemals auf dem Verdecke eines Schiffs gesehen. Da waren, außer den stehenden Figuren der Italiener, Engländer, Deutschen und Franzosen, die neuerdings fast ebenso unvermeidlich gewordenen Amerikaner, ferner Norweger, Holländer, einige Russen und ein halbes Dutzend Spanier, seltene Vögel auf Reisen. Zuletzt erschienen drei oder vier Männer in orientalischer Tracht, die sich als Begleiter des Vladika von Montenegro ankündigten. Die Tracht war malerisch, die Leute, welche darin steckten, sahen aber aus wie Bäckerknechte, den alten Häuptling des Gefolges, den sie einen General nannten, einbegriffen. Um den jüngsten der Montenegriner, der geläufig italienisch sprach, gruppirte sich eine Anzahl neugie-

riger Franzosen und Französinnen, um von ihm zu erfahren:

woher er käm' der Fahrt,
und was sein Nam' und Art.

Der Befragte begann mit der Erklärung, daß er ein Diener des Vladika von Montenegro sei. Vladika — Montenegro — das waren den Franzosen böhmische Dörfer. Wir sind eben Montenegriner, sagte der Andere in der Meinung, damit eine Erläuterung zu geben. „Montenegriner — ah! ich verstehe", versetzte einer der Franzosen; „die Montenegriner wohnen im Kaukasus?" — „Gott bewahre", nahm ein zweiter das Wort, „Montenegriner ist nur ein anderer Name für Skandinavier." Der Montenegriner, welcher seinerseits natürlich weder vom Kaukasus noch von Skandinavien jemals gehört hatte, ließ sich auf keine Erörterung dieser geographischen Begriffe ein, sondern öffnete die linke Hand, bezeichnete mit dem Zeigefinger der Rechten drei Punkte und sagte: „Hier ist Rußland, hier ist Oesterreich, hier ist die Türkei, und hier in der Mitte zwischen den dreien ist unser Land." Die Franzosen waren befriedigt. Hierauf ging es an eine Auseinandersetzung der politischen Lage und Verfassung von Montenegro, wovon den Franzosen nur mit großer Mühe einige elementarische Begriffe beigebracht wurden.

Inzwischen war auch der Vladika selbst zum Vorschein gekommen, ein noch junger, großer und breitschulteriger Mann, dessen Figur bei besserer Haltung imponirend sein würde. Er war europäisch gekleidet und sprach, obgleich er beständig eine Hundepeitsche in der Hand führte, durchaus wie sich's in civilisirter Gesellschaft gebührt. In der That ist der Vladika allem Anschein nach ein sehr gebildeter, kenntnißreicher, besonders sprachkundiger Mann und großer Freund der Poesie, über deren vorzüglichste Werke von Homer bis

Schiller und Goethe er vortrefflich zu reden weiß. Aber ein solcher Mann gehört nicht an die Spitze eines Volks wie die Montenegriner. Dieses Volk, welches seine Unabhängigkeit und seine politische Bedeutung lediglich einer glücklich organisirten Barbarei verdankt, es wird zu Grunde gerichtet werden durch das ungeduldige Bestreben, der Cultur Bahn zu brechen in seine rauhen Gebirge. Der Vladika baut Straßen, legt Wirthshäuser an, will Schulen errichten und möchte es, wie er sagt, dahin bringen, daß wenigstens die Priester einigermaßen lesen lernten. Lauter hochgefährliche Neuerungen. Wäre ich ein Montenegriner, so würde ich ein Stockconservativer sein, gerade wie ich in der Türkei sicherlich mit den Janitscharen gehalten hätte gegen Sultan Mahmud. Civilisirt ihr nur — was man so civilisiren nennt; ihr baut damit dem Feinde eigenhändig die Brücke in eure Festung, ihr grabt damit euer eigenes Grab.

Wir hatten kaum den Hafen verlassen, als sich der Wind wieder erhob und die Wellen ihren satanischen Tanz von neuem begannen. Heute durfte ich nicht einmal daran denken, mich zu Tische zu setzen. Auch der Vladika wurde durch seine doppelte Würde als Fürst und Bischof nicht vor dem Zwangsfasten geschützt; er saß auf dem Verdecke zusammengekauert da, blaß und schweigsam, eine wahre Gestalt des Jammers. Ich meines Theils legte mich in den Mantel gehüllt und mit meinem Nachtsack unter dem Kopf platt aufs Verdeck, wo ich zwar ohne zu schlafen, aber doch auch ohne zu leiden, die Nacht zubrachte. Glücklicherweise währte auch die heutige Fahrt weniger lange als die gestrige. Lange vor Sonnenaufgang lagen wir im Hafen von Genua, und einige Stunden später war ich am Land, froh, der treulosen See jetzt ein für allemal entronnen zu sein.

XLVII.

Genua.

Es war zwei Stunden nach Sonnenaufgang an einem wundervollen Maimorgen, als die Barke vom Dampfboot abstieß, welche mich durch eine unermeßliche Flotte ankernder Schiffe hindurch nach der prächtigsten aller italienischen Städte trug. Am Ufer wartete meiner das unvermeidliche Zollamt und die unausbleibliche Polizei, aber die eine und das andere verfuhren mit einer Höflichkeit und einem Glimpf, die mir die lebhaftesten Besorgnisse um den Zustand des Landes einflößten, das ich heute zum ersten Male betrat. Wie, man wühlt nicht in den Koffern nach aufrührerischen Schriften und hochverrätherischen Bildern? Man läßt die Fremden einziehen, ohne ihre Pässe von Anfang bis zu Ende Wort für Wort durchstudirt zu haben? Die Gendarmerie zeigt keine Spur der erhabenen Grobheit, welche den Hauptcharakterzug jeder wohleingerichteten Polizei ausmacht? Ja, sie läßt sich für etwaige Nachsicht und Höflichkeit nicht einmal bezahlen? Es muß sehr übel bestellt sein um einen Staat, der solchergestalt die Grundregeln aller öffentlichen Ordnung hintansetzt! Wenn Rom und Neapel sich durch die gewissenhafte Handhabung dieser Regeln nur mühsam aufrecht erhalten, so mag man danach ermessen, welchem Schicksal Sardinien verfallen ist, das denselben Hohn spricht.

Mit solchen Gedanken wanderte ich durch das lärmende Gedränge des Hafens und der benachbarten Straßen dem Hotel Feder zu. Der Vorplatz, die Treppen und Gänge wimmelten von Menschen, Koffern, Pappkasten und Hutschachteln, die Kellner mit rasselnden Schlüsseln stürzten athemlos treppauf, treppab, ungeduldige Rufe und gellende Glocken schallten aus allen Stockwerken — es war ein babylonischer Auftritt. Als ein Spätgekommener wurde ich von der Springflut, die sich aus dem Dampfschiffe in den Gasthof ergossen hatte, bis unter das Dach des Hauses emporgehoben und dort durch ein Gewinkel von Galerien und Durchgängen in ein Nebengebäude geworfen, wo ich mich endlich in einem kleinen aber wohleingerichteten Zimmer wiederfand, dessen Thür ich eilends hinter mir verschloß, um mich vor jeder gewaltsamen Beeinträchtigung meines Besitzes zu schützen. Aus dieser sichern Zuflucht hörte ich den Strom noch lange auf- und niederrauschen, ehe sich seine letzten Wellen in den verborgensten Räumen des unermeßlichen Gasthofes verloren. Ich wagte mich jetzt hervor und fand bei genauer Untersuchung, daß ich wohlgezählt 137 Stufen hoch wohnte, und daß das Treppengebirge, auf dessen Gipfel ich mich wähnte, noch zwei oder drei Stockwerk hoch über meinem Horst emporstieg.

Die Massenhaftigkeit, die Großartigkeit, die gediegene Pracht der genuesischen Architektur hat wahrscheinlich ihres Gleichen nicht auf Erden. Manche andere Städte haben allerdings einzelne Gebäude aufzuweisen, denen Genua nichts Aehnliches an die Seite stellen kann — Genua hat kein Louvre, keine Peterskirche, keinen Marcusplatz, keine Waterloobrücke, aber es besitzt eine größere Zahl von Palästen als Paris und London. Die genuesische Bauart ist nicht so reich, so phantasievoll wie die venetianische, noch viel weniger aber hat sie gemein mit dem plumpen Stile der schweren,

finstern Steinmassen, welche man in Padua und Bologna Paläste nennt, und vor der großen Mehrzahl der Prachtgebäude des römischen Adels hat sie die Würde und den Geschmack voraus. Die Großartigkeit des Entwurfs und die für eine Ewigkeit hinreichende Solidität der Ausführung sind den Häusern der alten genuesischen Familien mit den Staatsgebäuden gemein. Hier ist Alles gediegen und echt, von dem Gedanken des Künstlers, der den Plan gezeichnet, bis zu den Arbeiten des Handwerkers, der den Bau in wohnlichen Stand gesetzt. Keine Spur von Verarmung oder Verfall. Genua ist so reich oder reicher als je, die Nachkömmlinge seiner Dogen sind nach wie vor umgeben von dem Glanze eines fürstlichen Besitzes, und sie haben, wie es scheint, ebenso wenig die Vergangenheit vergessen, als sie die Zukunft verloren geben.

Leider sind die Straßen in Genua durchweg äußerst schmal, die meisten derselben so sehr, daß sie für Wagen gar nicht zugänglich sind, weshalb denn auch nur wenige der herrlichen Gebäude, die einen großen Theil der Stadt bilden, eine Einfahrt haben. Natürlich geht in der Enge der Straßen von dem Eindrucke jener mächtigen Architektur viel verloren, was aber davon übrig bleibt, ist immer noch hinreichend, um Bewunderung zu erregen, ich möchte beinahe sagen, um Ehrfurcht zu erzwingen. In manchen Straßen steht in unabsehbarer Reihe ein Prachtbau neben dem andern, jeder einen historischen Namen von stolzem Klange führend, jeder eine Stätte großer Erinnerungen, eine Herberge des Reichthums, des Geschmacks und der Kunst.

Eine echt aristokratische Gastfreiheit hält die Thüren der Museen zum Mitgenuß offen für Jedermann. Die genuesischen Bildergalerien haben vor andern italienischen Gemäldesammlungen eine große Mannichfaltigkeit der Werke der verschiedensten Schulen voraus. Namentlich die niederländische

Kunst ist in Genua glänzend vertreten, und zumal den reichen Pinsel Vandyk's kann man vielleicht nirgends besser kennen und würdigen lernen als hier. Ich erwähne ein von ihm gemaltes Bildniß Philipp's IV. von Spanien, in dem prächtigen und prächtig eingerichteten Palaste Balbi, den König auf einem Grauschimmel darstellend, wie er grüßend das Sammetbarett in der Hand schwingt. Dies Gemälde gehört zu den wenigen Bildnissen, welche mich durch den Augenschein überzeugt haben, daß ein Porträt, abgesehen von seinem Werthe als geschichtliches Denkmal, auch ein Kunstwerk sein kann.

Noch reicher und großartiger als der vorige ist derjenige der vielen Durazzo'schen Paläste, welcher jetzt dem Markgrafen von Brignole-Sale gehört. Die Gemäldesammlung desselben füllt eine ganze Reihe von Zimmern, welche mit viel Geschmack und großem Luxus ausgestattet, zugleich aber vollkommen wohnlich eingerichtet sind. Auch hier finden wir eine Anzahl historischer Bildnisse, die mit niederländischer Wahrheit und italienischer Wärme und Poesie behandelt sind. Ein Stück der nüchternsten Holländerei aber ist ein Rubens'sches Familienbild, den Künstler mit seiner zweiten Frau, von bacchischen Gestalten umgeben, darstellend. Der Mann ist ein äußerst garstiger, abgelebter alter Knabe, welcher seiner dicken Ehehälfte auf dem fettgeschwollenen Busen umhertastet. Wenn man blos diesen Rubens ins Auge faßt, so begreift man, daß er Ursache hatte, den jungen, kecken, schönlockigen Vandyk aus seiner Umgebung zu entfernen, ein Zweck, den er schlau genug dadurch erreichte, daß er dem seinen Hausfrieden bedrohenden Schüler ein schönes Pferd zum Geschenke machte, auf dem der junge Mann denn auch sofort in die weite Welt ritt. Ein Blick auf Madame Rubens hingegen macht Einen wieder gänzlich irre an der eifersüchtigen List des Herrn Gemahls. So mancher Andere

an seiner Stelle würde einen Vandyk mit der Laterne gesucht haben. Wie dem indessen auch sei, ich bin gewiß, daß die Sorge des ängstlichen Ehemanns völlig eitel war, daß der schmucke elegante Vandyk nie daran gedacht hat und nie versucht haben würde, der allzu wohlbeleibten Tugend dieser Dame hier gefährlich zu werden.

Auffallend bei der großen Vorliebe der Genueser für bauliche Pracht ist die Unscheinbarkeit ihrer Kirchen. Die einzige derselben, welche einigermaßen imponirend ins Auge fällt, ist die Kathedrale, nicht groß, aber von wirksamen Formen und Verhältnissen, welche sich denen des gothischen Stils annähern und die durch die abwechselnde Anwendung von weißem und schwarzem Marmor in einer eigenthümlichen Weise gehoben werden. Bemerkenswerth schien mir die große Anzahl junger Männer, welche ich im Gegensatze zu den Gewohnheiten der männlichen Jugend, sowie anderer italienischer und nicht italienischer Städte, in den genuesischen Kirchen antraf. Genua ist, wie es scheint, trotz der heillosen sardinischen Verfassung, eine ziemlich kirchlich gesinnte Stadt, während in Rom, unter dem absolut beglückenden Krummstabe des Nachfolgers Petri, die Anwendung aller geistlichen und weltlichen Mittel des Heils den Unglauben, ja sogar, was viel schlimmer ist, die ketzerische Gesinnung von Tag zu Tag zu fördern scheint. In Rom wimmelt es von Talaren und Kutten, von Glatzen und ungeheuerlichen Schlapphüten; in Genua dagegen sieht man wenig Priester, noch viel weniger Mönche und Jesuitenschüler, im Pfaffenkittel wenigstens, gar nicht. Gleichwol sind die Genueser allem Anscheine nach ganz gute Christen, während die Römer kaum noch eine andere Religion haben als die des Hasses und der Rache, eine Religion, die sich heute oder morgen auf ihre Art auch offenbaren wird.

Genua hat meines Wissens nur einen öffentlichen

Spaziergang, aber es ist der schönste, den ich innerhalb der Mauern einer großen Stadt jemals gesehen. Hochgelegen beherrscht er die Stadt, den Hafen, das Meer, während nach der Landseite hin die volle Aussicht auf die mit prachtvollen Landhäusern und Gärten übersäeten Bergabhänge offen ist. Den Blick auf die reiche blühende Welt dieser Gartenstadt, welche sich bis zu einer beträchtlichen Höhe an dem Gebirge hinaufzieht, findet man in ganz Italien nicht zum zweiten Male wieder, selbst in Neapel nicht, dessen Umgebungen mit denen Genuas weder in Zahl noch in Pracht und in Eleganz der Landsitze wetteifern können. Die Natur der genuesischen Landschaft ist meines Erachtens ebenso üppig wie die neapolitanische, daneben großartiger durch die Massenhaftigkeit der Gebirge, welche das ligurische Ufer bilden, und außer dem Doppelkegel des Vesuv wüßte ich nichts, um was Genua Neapel zu beneiden hätte.

Gegen Abend füllt sich der Spaziergang — er wird von einem überreichen Brunnen „Aqua sola" benannt — mit einem zahlreichen Publicum, welches sich zwischen blühenden Hecken und unter dichtbelaubten Bäumen des kühlenden Seewindes und der zwanglosen Gesellschaft unter freiem Himmel erfreut. Diese Gesellschaft scheint fast ausschließlich einem bescheidenen Mittelstande anzugehören. Man bemerkt wenig elegante Welt, wenig Reiter und noch weniger Wagen, deren es freilich überhaupt in Genua nicht viele geben mag, da die meisten Straßen und Häuser denselben wie gesagt nicht zugänglich sind. Die Genueserinnen im Allgemeinen sind weder hübsch noch wohlgebaut, mit großen Händen und Füßen behaftet wie die Mailänderinnen, ohne besondere Grazie in Gang und Haltung, wie sie denn namentlich den landesüblichen Schleier nicht zu tragen wissen. Gleichwol haben diese Frauen und Mädchen, ich weiß nicht was Einnehmendes in ihrer Miene, weiße Haut, zutrauliche Augen, einen

gewissen anmuthigen Ausdruck, der von Wohlwollen und sanftem Sinn zu zeugen scheint.

Auf meine Frage nach einem Kaffeehause empfahl man mir die Concordia. Von der Hauptstraße aus führt eine weiße Marmortreppe breit und spiegelblank in einen Garten, der auf drei Seiten von Palästen eingefaßt ist und nach der Straße zu in eine Terrasse ausläuft. Der Garten ist zwar nicht groß, aber so wohl gehalten, so reich und üppig, wie ich kaum einen zweiten in Italien gesehen. Marmorstatuen glänzen unter fruchtbeladenen Orangenbäumen; zwischen blühenden Oleanderbüschen und Jasmin- und Rosenhecken kreuzen sich reinliche Sandpfade, welche in der Mitte an einem Springbrunnen zusammentreffen, in dessen prächtigem Becken Gold- und Silberfischlein spielen. Sauber gearbeitete Stühle und Tische von geschmiedetem Eisen auf den Schattenplätzen laden zur Ruhe ein, welche durch kein ängstliches Gewimmel zahlreicher Gäste, wie man es an einem so reizenden Orte erwarten sollte, gestört wird. Zu den verschiedensten Tageszeiten habe ich sowol den Garten als die geräumigen und luxuriös eingerichteten Säle der Concordia immer beinahe völlig leer gefunden, sodaß mir der Fortbestand dieser Anstalt, welche schwerlich irgendwo ihres Gleichen hat, sehr zweifelhaft geworden ist. In jeder deutschen Stadt würde die Concordia eine Goldgrube für ihren Besitzer sein; in Genua scheint sie ihn zu Grunde zu richten, und ich sehe jetzt deutlich ein, daß die übrigen italienischen Kaffeewirthe vollkommen Recht haben, ihre Kunden in enge, finstere, schmucklose, qualmige Stuben einzusperren; die Leute sind es eben weder besser gewohnt noch werth.

Gegen Abend stieg ich nach der mir gerühmten Villa Negri hinauf, die zwar noch innerhalb der Stadt, aber auf einer steilen Anhöhe liegt, von welcher herab man Genua und einen weiten Horizont von Gebirg und Meer rings

herum beherrscht. Hier, aus einem wahren Blumenkorbe heraus, der von tausend Farben glänzt und von tausend Wohlgerüchen duftet, sieht das Auge die ganze Herrlichkeit der Welt vor sich ausgebreitet liegen. Doch ein solches Bild kann nicht beschrieben, es kann nicht gemalt werden; es will gesehen sein.

Wir hatten, bei völlig heiterm Himmel, einen prachtvollen Sonnenuntergang gehabt. Am folgenden Morgen hingen schwere Wolken bis auf die Kirchthurmspitzen herunter, bald schoß der Regen in Strömen herab, und obgleich wir den 11. Mai schrieben, waren zwei Röcke nicht zu viel. Ich ging einige Kirchen, Galerien und Paläste besuchen. Von den letztern mag hier das Universitätsgebäude genannt sein; ein Prachtwerk der monumentalen Baukunst. Ueber eine Marmortreppe, die von riesenhaften Löwen bewacht wird, steigt man von der Straße aus in einen Säulenhof hinauf, über welchem sich der Palast mit prächtigen Doppeltreppen und Säulengängen in wundervoller Perspective bis zu einer höchsten Galerie aufbaut, durch deren offene Bögen sich eine Reihe von Orangenbäumen auf den Himmel abschattet. Die innere Einrichtung des Hauses scheint der unvergleichlichen äußern Pracht nicht ganz zu entsprechen. Ein Hörsaal, den ich sah, war ziemlich eng und finster und nur mit Bänken ohne Pulte ausgestattet. In der Abwesenheit der Pulte sehe ich übrigens nicht etwa einen Mangel. Sie scheinen überhaupt nur auf den Universitäten des schreibseligen Deutschland vorzukommen, und außer dem Papiermüller wüßte ich Niemand, der bei dieser Einrichtung gewinnt. Für mich ist es noch heute eine Beruhigung, mein akademisches Gewissen mit einer möglichst geringen Zahl von Collegienheften belastet zu haben, deren werthvolles Material frühzeitig eine nützliche Verwendung im Laden des Pfefferkrämers gefunden haben wird. Ist es möglich, sich ein

unfruchtbareres Handwerk zu denken als dieses mechanische Nachschreiben der Weisheit, welche uns der Herr Professor in die Feder dictirt, halbe Jahre zu verlieren mit Schreibübungen, deren man um ein paar Gulden überhoben sein würde, wenn man die besagte Weisheit gedruckt kaufte! Und von dem zehn-, zwanzig-, dreißigjährigen Wiederkäuen des ein für allemal zu Papier gebrachten Vortrages erwartet man dann die anregende, durchdringende Wirkung des lebendigen Wortes! Wahrhaftig, ich schäme mich unserer vielgepriesenen Universitäten, wenn ich an die erbärmliche Tagelöhnerei denke, welche einen so großen, wenn nicht den größten Theil der Thätigkeit der Lehrer wie der Lernenden ausmacht. Professoren, denen die Gabe des Wortes fehlt, und die also durchaus keinen Beruf zum Lehrfache haben, verderben die Studenten; die Studenten ihrerseits verderben die Professoren nach der Maxime des Faust'schen Schülers:

Denn was man schwarz auf weiß besitzt,
Mag man getrost nach Hause tragen,

und in dieser Wechselcorruption geht die Selbstthätigkeit, der Geist, das eigentliche Leben der Wissenschaft auf unsern Universitäten meist elendiglich zu Grunde.

Von den großen genuesischen Namen ist uns Deutschen keiner wol so bekannt und geläufig wie der Name Doria. Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß derselbe diese Art von Popularität lediglich dem Schiller'schen „Fiesco" verdankt. Beinahe hätte ich geschrieben Fiasco. Nicht als ob es in dem „Fiesco" nicht hinlänglich donnerte und krachte; das Stück hat vielmehr sehr starke Lungen, dagegen aber gar zu schwächliche Nerven. Dieser impotente, weibisch schwatzhafte, feige Verrina wird in der Garderobe des „Fiesco" als „erster Republikaner" costumirt! Und was noch schlimmer ist, das gute deutsche Publicum hat sich durch diese lächerliche Maske —

lächerlich durch die Person, welche sie trägt — vollständig täuschen lassen!

Lassen wir indessen die literarische Kritik und das deutsche Publicum! Der von dem Schiller'schen Dogen erbaute und benannte Palast Doria sticht nicht hervor unter so vielen andern großartigen Bauwerken. Er ist seit langer Zeit unbewohnt und unbewohnbar — die Rückwirkungen der französischen Revolution sind verwüstend über ihn hinweggegangen; mit der genuesischen Aristokratie brach man als eine Art Sinnbild des alten Regimentes den Palast der Doria. Auch der Garten, welcher zwischen dem Palaste und dem Meere liegt, ist heute noch ein Bild der zerstörungslustigen Rache: Fußgestelle ohne Bildsäulen, zerbrochene Marmorbänke, eine trümmerhafte Neptunsgruppe in ausgetrocknetem Wasserbecken, Buxus- und Rosenhecken, die ins Wilde geschossen sind, Kiespfade vom Klee überwuchert oder mit Rasen bewachsen — kurz eine wahrhaft romantische Verwilderung, ein Kirchhof geschwundener Pracht. Ueber denselben hinaus aber hat man den vollen Blick auf das von reichster Lebenskraft strotzende Genua. Auf einer ungeheuern Marmorterrasse, welche der ganzen Breite des Gartens entlang am Meere herläuft, steht man gleichsam in der Mitte dieses wunderbaren Gegensatzes — hinter uns die Trümmer der glänzenden Formen des ehemaligen genuesischen Daseins, vor uns eine jugendlich frische, gesunde Wirklicheit, die jene Formen nicht nur überlebt hat, sondern auch eine unermeßliche Zukunft im Schoose trägt.

Ja, unsere Zeit, das neue Europa, das im Werden begriffene Italien mit Sardinien an seiner Spitze, hat eine Zukunft, eine lange, eine große Zukunft. Genua aber, in Geschäften wie in patriotischen und politischen Dingen die unternehmendste und rührigste Stadt der ganzen Halbinsel, Genua ist der kräftigste Repräsentant des neuen Italien,

welches sich mühsam aus der mittelalterlichen Verpuppung hervorarbeitet. Es ist eine wahre Herzstärkung, hier endlich ein Stück italienischer Erde gefunden zu haben, wo keine Ketten rasseln, keine Fusilladen knallen, wo weder der Corporalstock noch der Weihwedel dem Despotismus als Scepter dient. Hier zum ersten Male sieht man ein frisches und gesundes Volk, froh des heutigen Tages und sicher des morgenden. Sardinien ist ohne alle Frage von den Continentalstaaten derjenige, welcher aus der schwierigsten Lage am ehrenvollsten hervorgegangen ist, welcher nach dem großen Misgeschick der letzten Jahre heute schon wieder am würdigsten und zukunftsichersten dasteht. Sardinien hat eben das Glück gehabt, zwar nicht von großen Staatsmännern, aber doch von ehrlichen Leuten regiert zu werden. Nachdem es zweimal gegen einen sechs- oder achtfach überlegenen Gegner für die italienische Nationalsache das Schwert gezogen, hat es freilich dem feindlichen Kriegsglück und der Uebermacht weichen müssen, aber es hat aus seinen Niederlagen wenigstens die politische Ehre gerettet und damit das Vertrauen der Nation und seine eigene Zukunft. Wäre die sardinische Regierung aller Scham so weit bar gewesen, daß sie heute ihr Gestern geradezu verleugnet, daß sie von der Nationalpolitik, die sie bis dahin vertreten, abgefallen, daß sie dieselbe gar mit Renegatenhaß verfolgt hätte, so möchte sie sich freilich bei dem wiener Cabinete einer größern Gunst erfreuen, als es unter den obwaltenden Umständen der Fall zu sein scheint; aber der Verachtung des eigenen Volkes würde sie ebenso wenig entgangen sein wie irgend ein anderer offenkundiger Verräther. Die sardinische Regierung hat überdies den mit dem Volke geschlossenen Vertrag gehalten, obgleich sie in der Lage war, ihn ohne unmittelbare Gefahr brechen zu können, und wenn die Erfüllung eines gegebenen Wortes auch an und für sich kein besonderes

Verdienst ist, so leben wir doch in Zeiten, wo man geneigt sein könnte, sie für ein Verdienst, und zwar für ein äußerst seltenes zu halten.

Kurz der sardinische Staat, klein, schwach und aus schmerzlichen Wunden blutend, steht gleichwol ehrenvoll da, und daß die Cabinete ihn scheel ansehen, thut ihm nicht den mindesten Eintrag in der Achtung der Völker. Das sardinische Volk hat aus dem Kriegsunglück der letzten Jahre ein Selbstgefühl gerettet, welches anderer Orten mit der Wurzel ausgerottet ist, ohne daß man geschlagen worden wäre; während man in Preußen das Gefühl der tiefsten Demüthigung wie eine Gewissenslast mit sich umherschleppt, trägt man in Sardinien — und man hat das volle Recht dazu — den Kopf höher als je.

In Genua zumal begegnet Einem der Ausdruck des tapfern Selbstvertrauens und des rüstigen Muthes auf Schritt und Tritt; am beredtesten aber spricht er aus der Haltung der bewaffneten Macht, der Bürgerwehr sowol wie der Linientruppen. Die ganze Stadt hat große Aehnlichkeit mit einem Heerlager, das sich zu einem nahen Kampfe vorbereitet. Truppenbewegungen, militärische Uebungen, kriegerische Musik erfüllen, zumal in den Stunden, die dem Abend vorhergehen, alle freien Plätze in Genua und seiner nächsten Umgebung. Die Linientruppen machen einen sehr guten Eindruck — schöne feine Leute, nicht groß, aber von wackerer soldatischer Haltung. Bei der Uniformirung macht sich nicht, wie im ganzen übrigen Italien, die Ohnmacht durch blinde Nachäfferei bemerklich. Das sardinische Heer ist vielmehr auch der äußern Erscheinung nach völlig selbständig. Besonders eigenthümlich, und wie es scheint nicht minder zweckmäßig, ist die Tracht der Jäger, welche man in großer Anzahl in Genua sieht. Ein ganz kurzer Rock, der große Aehnlichkeit mit unsern Turnjacken hat, und eine Art

Matrosenhut mit einem dicken Busch von Hahnenfedern gibt dieser Truppe ein gewisses Freischärleraussehen, das indessen dem Eindrucke der militärischen Tüchtigkeit nicht den mindesten Abbruch thut. Sie besteht aus vorzugsweise kräftigen und gewandten Leuten, die in manchen Uebungen, z. B. im Geschwindmarsch leisten, was ihnen deutsche Soldaten schwerlich nachmachen würden, und deren militärische Fertigkeit meinem Auge überhaupt sehr befriedigend erschien.

Auch die Bürgerwehr in Genua macht einen sehr guten Eindruck, ja ich möchte sagen, daß sie durch ihr militärisches Aeußere mehr 'Zutrauen einflößt und Achtung gebietet als irgend eine andere, die mir jemals vorgekommen. Die genuesische Bürgerwehr nimmt aber auch ihre militärische Rolle sehr ernstlich, sie ist unermüdlich auf dem Exercirplatz, sie weiß, daß sie heute oder morgen berufen sein wird, nicht einem Krawalle entgegenzutreten, sondern an die Grenze zu rücken, und über die Grenze hinaus.

Die Presse ist überaus rührig in Genua. Große politische Zeitungen, Volksblätter, Flugschriften kreuzen sich von den verschiedensten Richtungen her, und mit unbeschränkter Freiheit der Bewegung. An jeder Straßenecke hat ein fliegender Buchhändler seinen Laden eröffnet, dessen Katalog er mit anpreisender Stimme in die Menge hineinschreit. Das Angebot scheint aber kaum größer zu sein als die Nachfrage. Bei besondern Gelegenheiten und an Sonntagen zumal ist der Absatz, wie man sich leicht durch den Augenschein überzeugen kann, sehr beträchtlich. Die Volksliteratur hat fast durchweg eine kirchenfeindliche Richtung. Hier bringt ein Blatt einen Aufsatz über „die Zweckmäßigkeit der Abschaffung der besitzenden Mönchsorden", dort schildert ein Volksdrama „die Greuel der Inquisition", während das „Giornale del Popolo" sich mit großem Eifer angelegen sein läßt, die Angaben und Behauptungen eines pfäffischen Blattes zu wider-

legen, welches aus der Vergleichung der Criminalistik von Frankreich und England die Unsittlichkeit des Protestantismus folgert.

Die Sprache, welche bei solchen Gelegenheiten gegen Papstthum, Mönchsorden, Priesterherrschaft und Priestereinfluß geführt wird, ist so stark, daß man dieselbe beträchtlich abschwächen müßte, um sie im protestantischen Deutschland ohne Gefahr zu wiederholen. Die entschiedene Hinneigung zum Protestantismus, welche sich in Florenz bemerklich macht, und die ohne Zweifel noch schärfer in Rom hervortreten wird, sobald es ungestraft geschehen kann, diese innere Abwendung von der mit dem Absolutismus und mit der Fremdherrschaft immer enger sich verbündenden Landeskirche, ist in Genua noch nicht in einem augenfälligen Grade vorhanden; als Wirkung der dem Katholicismus bitter feindlichen Presse wird sie aber sicherlich früher oder später auch hier eintreten. Wer hat Recht sich darüber zu beklagen? Eine tausendjährige Autorität, welche nicht im Stande ist, dem Sturmlaufe einiger Journalistenfedern zu widerstehen, eine solche Autorität hat sich überlebt und ihr Absterben ist die Erfüllung eines allgültigen Naturgesetzes.

XLVIII.

Turin.

Im Eilwagenbureau herrschte ein ungeheures Gewimmel von Reisenden, Kofferträgern und Gepäckstücken, aus welchem ich mich selbst und meine Habseligkeiten nur mit großer Mühe herausfand und auf der Imperiale eines der Wagen in Sicherheit brachte, die diesen Menschenschwarm nebst Zubehör nach Arquata, dem bisherigen Endpunkte der Turin-Genueser Eisenbahn, führen sollten. Die Form und Einrichtung des Eilwagens, der dicke militärisch aussehende Schaffner, der Postillon im blauen Kittel, das Alles war nicht mehr italienisch, sondern den französischen Reiseanstalten und Reisegewohnheiten gemäß, die sich mehr oder weniger in ganz Sardinien eingebürgert haben. Diesseits Genua hört überhaupt Italien auf.

Langsamen Schrittes fuhren wir durch die engen Gassen zur Stadt hinaus und auf der mit Fuhrwerk überfüllten Chaussee eine halbe Stunde dem Meere entlang, wo dann die Turiner Landstraße plötzlich rechts in die Berge einschwenkt. Ein breites, mit Kieselsteinen besäetes Flußbett, in welchem sich ein schmales Bächlein fast verliert, bestimmt den Lauf der Straße, welche stundenlang dem Rande desselben folgt. Ihr schlechter Zustand stach bedeutend ab gegen die vortreffliche Verfassung fast aller übrigen Straßen,

die ich in Italien befahren, und weder der überaus starke Verkehr noch das Regenwetter der letzten Tage schien mir eine Rechtfertigung oder auch nur eine genügende Erklärung der Bodenlosigkeit dieses die beiden Hauptstädte des Landes miteinander verbindenden Weges.

Die Ortschaften, welche in kurzen Zwischenräumen im Thale liegen, haben ein wohlhabendes und stattliches Aussehen. Die Bauart ihrer Häuser ist vielmehr großstädtisch als dörfisch, und die Gärten zwischen denselben geben durch ihre Ausstattung das günstigste Zeugniß von dem Geschmack und Natursinn der Bewohner. Da, wo die Straße endlich bergan zu steigen beginnt, verbessert sich ihr Zustand augenblicklich, die Ortschaften dagegen werden seltener und weniger ansehnlich. In unzähligen Windungen zieht sich der Weg an dem steilen Apennin hinauf. Soweit sich das Gebirge übersehen läßt, bemerkt man keinen Wald, Anbau dagegen fast überall. Droben war es windig und kühl, sodaß ich mich der raschen Thalfahrt doppelt erfreute.

Am diesseitigen Abhange des Gebirges machten sich bereits zahlreiche Eisenbahnarbeiten bemerklich, Tunnels, Brücken, Dämme u. s. w., sodaß allem Anschein nach die Hauptschwierigkeit des Unternehmens herzhaft angefaßt und demnach wol auch bald überwunden sein wird. Arquata, wo die Eisenbahn, wie gesagt, bis jetzt endet, liegt hart am Fuße des Apennin und die ganze noch zu vollendende Strecke bis Genua gehört dem Stock des Gebirges an, dessen Durchschneidung die Natur indessen durch mehrere glücklich gelegene Thäler wesentlich erleichtert hat. — Als ich in Arquata den Wagen verlassen hatte, rief mich der Schaffner zurück, um mir meine Börse einzuhändigen, die er auf meinem Sitze gefunden hatte. Einem römischen Vetturin hatte ich unter ähnlichen Umständen eine im Wagen verlorene Cigarrentasche nur durch die größte Beharrlichkeit wieder

abgepreßt. Ueberhaupt weht in Arquata schon eine ganz andere moralische Luft als jenseits der Berge. Kein Bettel, keine zudringlichen Dienstanerbietungen, keine unbescheidenen Forderungen für geleistete Dienste, und im Gasthofe eine sehr gute Bewirthung ohne Prellerei.

Der Bahnhof in Arquata befindet sich in einem sehr provisorischen Zustande, die Eisenbahnwagen aber sind gut, und wenn man hohe Fahrpreise zahlt, so kommt man dafür wenigstens rasch vom Flecke. Die Landschaft hat den Charakter einer Hochebene; Wiesen wechseln mit Fruchtfeldern, Pappeln und Weiden bilden den Baumwuchs, der Weinbau scheint ganz aufgehört zu haben, von eigentlich italienischer Vegetation keine Spur. Mit kurzem Aufenthalt ging es an Novi und Alessandria vorüber, das ich als den Zufluchtsort der dem Schwerte des rothbärtigen Kaisers entronnenen Mailänder mir immer als eine Bergfestung gedacht, während es, wie ich heute sah, so zu sagen im Sumpfe liegt. Auf halbem Wege wurde die Locomotive ausgespannt und der Bahnzug durch Pferde auf die obere Terrasse der Ebene geschleppt, auf welcher Turin gelegen ist. Vom Rande dieser Terrasse aus ging es im Fluge der Hauptstadt zu. Auf dem Bahnhofe angekommen, übergab ich nach guter deutscher Sitte mein Gepäck dem ersten besten Kofferträger und suchte durch die von Menschen wogenden Gassen meinen Weg nach dem Gasthofe.

Turin ist bekannt als eine neue, regelmäßige und schöne Stadt. Alle diese Beiwörter sind verdient, es ist damit aber auch so ziemlich Alles erschöpft, was sich über die Stadt als solche sagen läßt. Turin gleicht jenen Gesichtern, deren einzelne Theile und deren Ganzes man loben muß, und die uns gleichwol kalt lassen. Diese Stadt hat große Aehnlichkeit mit einer unermeßlichen Kaserne, und wenn sich nicht ein strebsames, rüstiges Volksleben durch ihre einförmigen Straßen

bewegte, so würde Turin langweiliger sein als ein Hörsaal der Kirchengeschichte. Um nicht ungerecht zu scheinen, muß ich hinzufügen, daß es in Turin gleichwol einige sehr anziehende Punkte gibt. Dahin gehört zumal ein Stück ehemaligen Walls, jetzt ein erhöhter Spaziergang inmitten der Stadt, dessen Behandlung und Ausstattung musterhaft zu nennen ist. Auch eine und die andere der turiner Straßen zeigt einen wahrhaft imponirenden Charakter. — Jenseits des Po, welcher die Breitseite der Stadt begrenzt, zieht sich eine Hügelreihe hin, an deren Abhängen die Turiner ihre Gartenhäuser gebaut haben, die denn freilich mit den genuesischen Villen auch nicht von fern verglichen werden dürfen, wenn man sie reizend finden soll. Indessen haben diese Landhäuser doch allerdings Eins und das Andere vor denen der Genueser voraus, den saftigen Rasen, die rieselnden Bäche, die Nachbarschaft des schattigen Waldes. Es fehlt auch für den Spaziergänger nicht an saubern Pfaden zwischen lebendigen Hecken, die von Nachtigallen bevölkert sind und die hier und da einen anmuthigen Durchblick auf die Landschaft offen lassen. Die Aussicht auf Turin selbst ist nicht sehr lohnend. Die Stadt erscheint ziemlich klein und charakterlos; sie hat keine Physiognomie.

Mein Reisehandbuch rühmte die Sammlung von Alterthümern im Palazzo delle Scienze. Von einem Antikencabinete wollte man jedoch in diesem Gebäude nichts wissen und man schlug mir vor, statt desselben die just stattfindende Blumenausstellung zu sehen. „Hugo Grotius ist ausgeliehen", sagt jener Bibliothekar der „Fliegenden Blätter"; „wissen Sie was? Nehmen Sie Shakspeare." Ich für meine Person gewann leider nicht bei dem Tausche. Die Ausstellung war sehr unbedeutend; in deutschen Mittelstädten sieht man sie weit reicher. Das Hauptstück der ganzen Blumensammlung war ein Strauß von drei Ellen im Durchmesser, nach der

gräulichen Manier der Italiener zusammengestellt, die gleichartigen Blumen reihen- oder büschelweise nebeneinander, zuerst ein handbreiter Ring von Camelien, dann ein Kranz von Rosen, dann ein Reif von Stiefmütterchen u. s. w., und das Alles so fest aneinander gepackt, daß der angebliche Strauß sich ausnimmt wie ein buntscheckiger, runder Schild mit gewölbter, aber vollkommen glatter Fläche. Ein solches Ding nennen die Italiener denn auch ganz bezeichnend mazza, eine Keule; jene Behandlung wie dieser Name geben Zeugniß, daß die Blumen für diese Leute nicht gemacht sind. Die riesenhafte Mazza in der turiner Ausstellung trug, aus den verschiedensten Blumen gebildet, allerlei Wappen und Namenszüge zur Schau, und diese Missethat gegen Natur und Geschmack, diese Blumenschänderei wurde, wie ich einige Tage später in den Zeitungen las, bei der Preisvertheilung mit der größten Denkmünze belohnt.

In der Mitte eines großen freien Platzes, welcher auf allen Seiten von ansehnlichen neuen Häusern eingefaßt ist, liegt der von irgend einer französischen Prinzessin benannte Palast Madama, ein alter, unregelmäßiger und unschöner Bau von Backsteinen. Auf der einen Seite hat man eine moderne Façade an das Gebäude angeklebt, die dasselbe nur entstellt, auf der entgegengesetzten Seite stehen zwei Thürme, die einzigen einigermaßen malerischen Bestandtheile des ganzen Palastes; denn ein dritter Thurm, der sich in der Mitte desselben erhebt, und der, wenn ich nicht irre, zur Sternwarte hergerichtet ist, nimmt sich in dem weißen Kalkanstrich, den man ihm gegeben, ich weiß nicht, soll ich sagen lächerlich oder widerwärtig aus. — Der Palast Madama enthält eine werthvolle Gemäldesammlung, die mir indessen nur flüchtig zu durchschreiten vergönnt war, denn die Stunde war nahe, in welcher der Senat, der in diesem Gebäude seine Sitzungen hält, sich versammeln sollte, wo denn die mit dem

Sitzungssaale in Verbindung stehende und überdies zu parlamentarischen Geschäftszimmern eingerichtete Galerie geschlossen wird.

Eine monumentale Wendeltreppe führt nach der öffentlichen Tribune hinauf, deren Ausdehnung die rechte Mitte halten mag zwischen dem zu Wenig, welches in der englischen, und dem zu Viel, das in gewissen deutschen Parlamentshäusern, insbesondere aber in der weiland Paulskirche, der Zuhörerschaft eingeräumt wird oder wurde. Der Saal ist ohne Zweifel sehr alt, aber in der Zopfzeit modernisirt, mit Grisaillen ausgemalt, mit mancherlei Schnörkelwerk von Stukk verziert, und mit Gruppen von großen Gypsfiguren im Rococogeschmack, die auf dem breiten Friese, welcher unter der hohen Decke hinläuft, aufgestellt sind. Die zum Behufe der gegenwärtigen parlamentarischen Bestimmung des Saals getroffenen Einrichtungen sind einfach, aber durchaus anständig.

Eine halbe Stunde nach der festgesetzten Zeit wurde die Sitzung durch ein bescheidenes Glöckchen und eine dünne Präsidentenstimme eröffnet. Es mochten vierzig bis funfzig Senatoren anwesend sein, welche nicht die Hälfte der vorhandenen Sitze füllten, und die sich zur Rechten und Linken des Bureau dergestalt gruppirten, daß die Mitte völlig leer blieb. Gegenstand der Verhandlung war ein Gesetz über die Unentsetzbarkeit der Richter, dessen Einzelheiten durch eine Reihe von Rednern, die theils italienisch, theils französisch sprachen, in rein geschäftlichem Sinne behandelt wurden. Keiner dieser Redner schien mir bedeutend, aber sie hatten sämmtlich das Verdienst, sich kurz zu fassen. Da die Galerie beinahe völlig leer war, so durfte ich mir von der heutigen Tagesordnung nichts Lebendigeres und Anziehenderes versprechen, als ich bisher gesehen und gehört hatte, und ich beschloß daher, in der zweiten Kammer stärkere Anregungen und Eindrücke zu suchen.

Die zweite Kammer versammelt sich im Palaste Carignan. Der Saal, welchen sie inne hat, bildet ein wohlgeformtes Oval, ist aber unverhältnißmäßig hoch, sodaß man von der hart unter der Decke angebrachten Galerie wie in einen Brunnen hinabsieht, in dessen Grunde die Worte in ein verworrenes Murmeln verklingen, aus dem ich nur mit der größten Anstrengung des Ohrs einige articulirte Laute heraushörte. Es handelte sich um eine proceßgesetzliche Bestimmung, und gleichwol waren nicht nur die Bänke der Kammer dicht besetzt, sondern auch die Galerien überfüllt. Demnach schien man also doch eine wichtige oder wenigstens lebendige Verhandlung zu erwarten; die Hitze in dem engen Zuhörerraume war indessen so unerträglich, und was ich von den Reden verstand, war so wenig, daß ich zur merklichen Befriedigung der Nachbarn, zwischen denen ich mich eingeklemmt fand, baldigst wieder das Weite suchte.

Ich war heute überhaupt nicht glücklich in meinen Unternehmungen. Auch mein Theaterbesuch mislang vollständig. Zwar der Saal des Theaters Carignan war groß, vergoldet vom Fußboden bis zur Decke und mit einem schaulustigen Publicum überfüllt. Aber welch ein Stück! und wie gespielt! Das Drama, die Harfenspielerin geheißen, war ein von Pfuscherhand nach französischer Schablone geschnittenes Machwerk und das ganze Personal bewegte sich und redete wie im Schlafe. Nicht ein einziger oder eine einzige, die auch nur einen Funken des Feuers im ganzen Körper gehabt hätte, welches sonst aus jeder Fingerspitze der italienischen Schauspieler sprüht, das selbst auf so vielen dunkeln Winkelbühnen zuckt und blitzt. Nachdem ich mich eine halbe Stunde lang von der Langenweile angähnen lassen, flüchtete ich mich in ein Kaffeehaus und stürzte mich dort aus Verzweiflung in die deutschen Zeitungen.

Die turiner Kaffeehäuser sind zahlreich, geräumig und

mit französischer Eleganz eingerichtet. Die Cigarre, welche im übrigen Italien an allen öffentlichen Orten freien Zutritt hat, ist aus den hiesigen Kaffeehäusern streng verbannt oder doch in den entlegensten Winkel derselben verwiesen. Dagegen haben aber auch die Erfrischungen nicht mehr die unglaublich niedrigen italienischen Preise und das Eis erregt wehmüthige Erinnerungen an Neapel. — Früh und spät wimmelt es in den Kaffeehäusern von lombardischen, römischen und neapolitanischen Flüchtlingen. Man versichert, daß die Bevölkerung von Turin seit 1848 um 40,000 Köpfe gewachsen sei. Gewiß ist, daß die Miethpreise durch den Andrang von Fremden zu einer nie gesehenen Höhe hinauf getrieben sind. Viele jener Flüchtlinge sind wohlhabend, und wenngleich eine nicht unbeträchtliche Zahl derselben dem öffentlichen Schatze zur Last fällt, so scheint man in Turin doch keineswegs unzufrieden mit den fremden Gästen zu sein. Diese Leute, größtentheils jung und rüstig, könnten von heute auf morgen ein kampffertiges Heer bilden; aber körperliche Anstrengung, Waffenübung, Vorübungen zur militärischen Disciplin, das Alles scheint nicht die Sache dieser schmucken jungen Herren zu sein.

XLIX.

Der Mont-Cenis, Chambery, Aix.

Um fünf Uhr Nachmittags fuhr ich auf der Imperiale des Eilwagens, der mich binnen fünfundzwanzig Stunden nach der Hauptstadt von Savoyen bringen sollte, zum Thore von Turin hinaus. Meine Nachbarn auf dem luftigen Sitze waren ein Messerschmidt aus Lyon, der wunderbarerweise weder Socialist noch Jesuitenfreund zu sein schien, und ein in Belgien ansässiger deutscher Kaufmann, der vermöge eines stark hervortretenden Zuges von Grobheit weder unter seinen neuen, noch leider unter seinen alten Landsleuten eine besonders seltene Ausnahme bildete.

Es ging strack auf eine Pforte im Gebirge los, welche hier in der übrigens fest geschlossenen Alpenmauer absichtlich für die Straße von Turin nach Chambery offen gelassen zu sein scheint. Man dringt durch diese Lücke bis tief in das Gebirge ein, ohne die Ebene zu verlassen. Die Straße war schlecht und die Pferde gingen einen elenden Zuckeltrab, obgleich die Stationen gewöhnlich lächerlich kurz waren, zuweilen kaum eine halbe Stunde lang. Darüber nun begann der deutsch-belgische Handelsherr erst eine Erörterung, dann Händel mit dem Schaffner, die so weit gediehen, daß der Letztere sich mit richtigem Takt entschloß, den unverschämten und hämischen Aeußerungen des Kaufmanns ein eisernes

Stillschweigen entgegenzusetzen. Dadurch aber gerieth dieser in eine neue Art von Zorn, und als er es auf keine Weise dahin bringen konnte, dem Schaffner die Zunge zu lösen, so drohte er ihm endlich, ihn seines hartnäckigen Stillschweigens wegen bei seinen Vorgesetzten zu verklagen. Der Schaffner aber blieb nach wie vor stumm wie ein Fisch.

Um 10 Uhr Abends kamen wir in Susa an, wo ich gehofft hatte, mich mit einem Imbiß für die nächtliche Fahrt zu stärken. Es war aber nichts damit. Ein mit dem unserigen rivalisirender Eilwagen hatte uns inzwischen eingeholt, die Pferde standen zum Wechseln auf der Straße bereit, und unter betäubendem Lärm der Stallknechte und mit athemloser Hast wurde umgespannt. Ich war inzwischen gleichwol in ein benachbartes Kaffeehaus gestürzt und hatte mir just mit dem heißen Getränke die Lippe verbrannt, als ich hörte, wie sich der Wagen bereits wieder in Trab setzte. Natürlich nahm ich mir kaum zum Bezahlen Zeit, geschweige denn zum Trinken. Wie sehr ich mich aber auch eilte, als ich die Thür des Kaffeehauses hinter mir zuschlug, war der Wagen schon verschwunden. Um jene Ecke! rief man mir zu. Ich gab mich, oder vielmehr den Eilwagen, fast verloren, sprang ihm aber doch einstweilen hinterdrein und sah ihn zu meiner Beruhigung bald im langsamen Schritt bergan klimmen.

Unmittelbar hinter Susa beginnt nämlich die Stiege des Mont-Cenis. Die weißen Kuppen der Berge waren von dem noch unsichtbaren Monde phantastisch beleuchtet, während die waldbewachsenen untern Abhänge in schwarzer Nacht dalagen. Das Rauschen der Schneebäche war der einzige Naturlaut, der die Stille der Nacht durchbrach. Unsere Karavane aber gab der einsamen Gebirgsscene ein eigenthümliches Leben. Zwei Eilwagen hintereinander, jeder mit zehn Pferden oder Maulthieren bespannt, von lärmenden

Fuhrknechten begleitet, und voran und hinterdrein ein ganzer Schwarm eingemummter Reisender. Denn je nach den Windungen der Straße kam uns aus den Schluchten des Gebirges ein eisiger Wind entgegen, gegen den die erwärmende Bewegung kein hinreichender Schutz war.

Die Straße hat eine ziemlich sanfte Steigung und sie wird lange von dichtem Walde begleitet. Eine große Anzahl von Zufluchtshäusern, die zugleich Schenken sind, zeugt von den Beschwerden und Gefahren, mit denen in der schlimmen Jahreszeit auch dieser Alpenübergang verbunden ist. Nahe am Gipfel, in trauriger Einöde, sieht man mit Ueberraschung ein ganzes Dorf, dessen Bewohner große Mühe haben werden, sich durchzubringen, wenn sie, wie doch zu vermuthen steht, etwas Anderes zu ihrem Unterhalte bedürfen als Schneewasser und frische Bergluft.

Ermüdet hatte ich meinen Sitz auf der Imperiale wieder eingenommen, wo mir das dämmernde Licht des Morgens in zweideutiger Mischung mit dem schwindenden Mondschein im Halbschlummer allerlei phantastische Erscheinungen vorgaukelte. — Wie kommt denn der Weinberg hierher? fragte ich mich, ohne über einen solchen Anblick allzu sehr erstaunt zu sein. Ein heftiger Stoß des Wagens machte mich vollends wach, und ich erkannte in den vermeintlichen Weinpfählen die pfeilerartigen Prallsteine, die sich, die Windungen der Straße begleitend, in vier oder fünf Reihen übereinander vor mir zeigten. Sehen Sie den ungeheuren Raubvogel, sagte mir mein Nachbar, als wir die Hochfläche des Berges erreicht hatten — der Raubvogel aber war eine Lerche, die singend über dem Schneegefilde schwebte.

Wol eine Stunde fährt man auf dem Rücken des Berges, jedoch mehr auf- als abwärts, fort. An geschützten Stellen sieht man selbst hier auf der höchsten Höhe des Mont-Cenis einzelne Bäume, und obgleich der Schnee oft

zehn Fuß hoch am Wege lag und die Erde eisenhart gefroren war, fand ich die ganze Scene doch beiweitem nicht so gräßlich öde und wild, wie mir die des Gotthard erschienen war, den ich im vorigen Jahre einen Monat später überschritten. Endlich, am Rande der Hochfläche angelangt, wurden unsere Pferde bis auf zwei zurückgeschickt, die uns im raschen Laufe nach Lans-le-bourg brachten, einem ziemlich ärmlichen Ort, der am nördlichen Fuße des Mont-Cenis nackt daliegt. Kaum hatten wir uns nüchtern und durchfroren im Gasthause vor Lans-le-bourg gesetzt, um uns an dem Kaffee zu laben, der uns einladend entgegenduftete und dampfte, als der Schaffner erschien, und uns zum Wiedereinsteigen trieb. Was war zu machen? Die Pferde waren angespannt, der Nebenbuhler hastete sich vor dem benachbarten Gasthofe, und der Wetteifer der beiden Eilwagengesellschaften war überdies bereits auf die Reisenden übergegangen. Alles drängte sich über Hals und Kopf in die Wagen, und ein allgemeiner Jubel erscholl, als wir mit einem Vorsprunge von zehn Schritten in die Straße des Städtchens einbogen.

Fort und fort ging es bergab über ärmliche Dörfer hinweg, die tief unten in den Gründen lagen, und einem Castelle vorbei, welches den Paß sperrt, durch den die fremden Kriegsheere so oft in Italien eingebrochen sind. Endlich um zehn Uhr Morgens wurde uns in St.-Jean de Maurienne Frist zum Frühstücken gegeben. An diesem Punkte hatte nämlich der Wettlauf ein Ende; wir hatten ihn bis hierher siegreich bestanden. Jetzt aber, sagte der Schaffner, können wir uns nicht mehr mit dem Nebenbuhler messen, der von hier bis Chambery viel bessere Pferde habe als wir. Das that uns freilich leid, aber die Eßlust ließen wir uns dadurch nicht verderben, und besonders ein großer Käse in Tortenform, fromage du Mont-

Cenis geheißen, wurde von der ganzen Tischgesellschaft vortrefflich gefunden.

Oberhalb St.-Jean de Maurienne ging es viele Meilen weit in einem breiten Thale den Arc entlang, welcher für einen Gebirgsstrom eine sehr unsaubere Miene hat, zwischen schieferartigen Felsenbergen, deren Spitzen jetzt noch mit Schnee bedeckt sind, während an ihren glatten nackten Abhängen unbegreiflicherweise hier und da ein Stück Wald hängt. Diesseits des genannten Ortes wird die Landschaft heiterer, das Thal erweitert sich, die Berge werden niedriger, mit dichterem Walde bedeckt, neben dem Flusse bleibt Raum für Wiesen und Kornfelder, Obstbäume kommen zum Vorschein, und hier und da zeigt sich sogar ein Weinberg. Endlich verläßt die Straße den Arc und unter einem Laubdache von Nußbäumen, durch eine lachende Landschaft geht es, fortwährend bergab, nach Montmeillan, wo wir die Isere überschreiten. Festlich geputzte Leute, die alten Männer in Hut und urgroßväterischem Frack, führen — es scheint eine landesübliche Sonntagnachmittagsbeschäftigung zu sein — Kühe und Kälber an Stricken auf der Weide spazieren, der Himmel ist abendlich heiter, die Landschaft friedlich und still, und heute zum ersten Male in meinem Leben gelange ich ohne Ungeduld an das Ziel einer tagelangen Fahrt.

Chambery liegt in einem Versteck von Bäumen dergestalt verborgen, daß man die Stadt kaum früher erblickt als man sie betritt. Die Hauptstraße, in welcher sich eine Menge Gasthöfe von mäßigem Aussehen zusammendrängt, ist alt, nichts weniger als schön, war aber sehr belebt. Noch lebendiger jedoch ging es draußen, am Ende derselben, auf dem dicht vor der Stadt gelegenen Exercirplatze zu. Unter den uralten Linden, welche denselben begrenzen, war bei einer heitern Militärmusik ein zahlreiches Publicum aller Stände versammelt; seidene Damen, gold- und stahlblitzende Offiziere, feine

junge Herren in schwarzem Frack, Handwerker im Bratenrock, und deren frische artige Töchter in bescheidener sauberer Sonntagstracht, das Alles fand sich hier einträchtiglich beieinander, nur daß die Einen, wenn vom Spaziergange ermüdet, auf den öffentlichen Bänken, die Andern auf einem bezahlten Strohstuhle ausruhten. Das ganze Völkchen war von einer zwar friedlichen, aber darum vielleicht desto wahrern Sonntagsfreude belebt, wie sie nur Leuten zu Theil wird, welche eine Reihe von Werkeltagen hinter sich haben.

Tages Arbeit, Abends Gäste,
Saure Wochen, frohe Feste —

das ist eins der treffendsten Worte, die der große Menschenkenner Goethe je gesprochen hat.

Am entgegengesetzten Ende des Platzes waren einige Schaubuden aufgeschlagen, welche starken Zulauf hatten. Der größte Haufen drängte sich auf einem Gerüste, welches den Zugang zu einem Thor bildete, über welchem, als Ankündigung des dort zu findenden Schauspiels, ein großes Bild aufgehängt war, das den Tod des Erzbischofs von Paris an den Barricaden darstellte. Ein nach allen Regeln der christlichen Kunst gemalter Engel überreichte dem sterbenden Prälaten die Siegespalme, dessen Haupt überdies bereits im Heiligenschein glänzte, was mir von Seiten des Malers ein bedenklicher Eingriff in die Rechte der päpstlichen Curie zu sein schien. In Erwartung, daß die Thür sich öffnen sollte, um einem neuen Schub Schaulustiger Einlaß zu gewähren, stand die Menge in frommer Betrachtung des erbaulichen Bildes versunken, als das überfüllte Gerüst plötzlich mit einem heftigen Krach gegen die ihm aufgebürdete Last protestirte. Kreischend zerstoben die Bewunderer des erzbischöflichen Märtyrerthums nach allen Seiten. Glücklicherweise war man mit dem bloßen Schreck davongekommen, die Andacht und die Neugier der Meisten aber schien doch für heute vollkommen befriedigt.

Einen einsamen Spaziergang bot, obgleich innerhalb der Stadt gelegen, der sogenannte grand jardin — ein ziemlich großes, hochgelegenes Viereck, ohne Zweifel ein ehemaliges Stück Festungswerk, welches zu einer öffentlichen Anlage benutzt ist, der es bei aller Einfachheit nicht an einem eigenthümlichen Reize fehlt. Ein regelmäßiger wohlgehaltener Rasenplatz ist auf allen vier Seiten von schönen alten Kastanienbäumen eingefaßt, welche sorgfältig unter der Scheere gehalten werden, bis auf eine Gruppe von sechs oder acht Bäumen an jeder Ecke des Platzes, die mit vollen Zweigen lustig in die Luft aufflackern. In der Mitte des Platzes, von dichtbelaubten Akazien umgeben, befindet sich ein Wasserbecken, das freilich in besserem Stande sein könnte. Nach der einen Seite überblickt man vom Rande des großen Gartens fast die ganze Stadt, nach der andern Seite hat man die Aussicht auf den botanischen Garten, und über denselben hinweg auf die reizend angebauten Abhänge der benachbarten Berge. Dabei ist dieser Platz so still und abgeschlossen, als ob der Friede selber ihn bewohnte.

Wenige Schritte vom großen Garten steht eine merkwürdige gothische Kirche, wahrscheinlich aus später Zeit herrührend aber gleichwol ziemlich reinen Stils. Leider ist nur der Chor fertig geworden, und man hat denselben mit einer Façade im Jesuitengeschmack geschlossen. Die gothischen Formen, die man in Italien fast niemals zu sehen bekommt, sind übrigens in Chambery noch an zahlreichen Ueberresten alter Bauwerke erkennbar, gar nicht zu reden von der Kathedrale, die nicht nur im gothischen Stile gebaut, sondern auch vom Fußboden bis zum Gewölbe hinauf an allen Wänden und Säulen mit gothischen Zierrathen ausgemalt ist.

Von dem großen Garten herabsteigend war ich ganz erstaunt, in dem engen winkelhaften Chambery eine Straße zu entdecken, welche aus Turin hierher versetzt zu sein schien — geradlinig, breit, von stattlichen ebenmäßigen Häusern gebildet,

deren Vorderseite auf gleichförmigen Colonnaden ruht, und deren Schaufenster den Blick in reiche und geschmackvoll hergerichtete Läden öffnet. Am Ende dieser Straße befindet sich ein Monument der merkwürdigsten Art. Vier ungeheure Elephanten, nach den vier Winden gewendet, tragen auf gemeinschaftliche Kosten eine Säule, und auf dieser Säule steht eine Figur, von der ich es dahingestellt sein lassen muß, ob sie der heiligen oder der profanen Geschichte angehört. Aus den gesenkten Rüsseln der Elephanten fällt je ein schwindsüchtiger Wasserfaden heraus. Zum Spielzeug für Kinder ist das Ding etwas zu groß ausgefallen, und dadurch für seine natürliche Bestimmung einigermaßen unbrauchbar geworden.

Von Chambery nach Aix fährt man in zwei Stunden auf einer guten Straße, die hier und da vom Laube der Nußbäume wahrhaft überdacht ist. Die Einfahrt von Aix verspricht nicht viel, und der Ort hält nicht mehr, als die Einfahrt verspricht. Aix ist ein kleines winkeliges Landstädtchen, mit zwei oder drei bescheiden aussehenden und bescheiden eingerichteten Gasthöfen ausgestattet, und von einem Dutzend unansehnlicher Landhäuser umgeben. Die Berge, welche Aix im weiten Kreise einfassen, sind ziemlich dürr, unten mit Gärten und Weinbergen angebaut, oben kahl. Ein mageres und schmales Eichenwäldchen ragt zwar in den Horizont der Stadt herein, aber es lockt zum Besuche ebensowenig, als es denselben verdient, zumal da er durch das Beschreiten eines rauhen und steinigen Bergpfades erkauft sein will, wie denn überhaupt für die Bequemlichkeiten der Spaziergänger durch geebnete Wege oder gar Anlagen an und in den Bergen gar nichts geschehen ist. Nur in der Ebene, die das Städtchen zunächst umgibt, und zumal nach dem See zu, finden sich wohlbehaltene Pfade. Das Ufer des Sees ist diesseits flach und sumpfig, jenseits felsig, nackt und kahl, aber ohne Größe. Kurz, weder der Naturschönheit noch seinen Einrichtungen nach, kann sich Aix mit den berühmtern deutschen Badeorten vergleichen.

Einen Vortheil aber hat Aix den letztern abgelernt, nämlich das Spiel. Zur Zeit, als diesem Unwesen in Deutschland von der Paulskirche aus ein Ende gemacht wurde, und nachdem zuletzt die Homburger Spielhölle auf dem Wege der polizeilichen Execution geschlossen war, wandte sich die Industrie der französischen Schwindler des grünen Tisches von Homburg nach Aix, wo ihr die sardinische Regierung unbegreiflicherweise ein neues Asyl eröffnete. Ein oder zwei Jahre hindurch wurden an den Spieltischen in Aix vortreffliche Geschäfte gemacht, denn Aix war so ziemlich der einzige Ort in Europa, wo Glücksritter und Verschwender ihr gewohntes Wesen forttreiben durften.

Indessen die Zeiten haben sich inzwischen schon wieder geändert. Mit dem glücklich wiederhergestellten Bundestage ist natürlich auch die Roulette in ihr altes historisches Recht bei uns wieder eingesetzt, die Plünderungsanstalten am Rhein und am Main sind wieder in ihrem vollen Flor, und der größte Theil der Leute, die sich Aix als Nothbehelf gefallen ließen, ist in seine alten Standquartiere zurückgekehrt. Das aixer Casino — unsern Curhäusern entsprechend — war jetzt am Ende Mai noch völlig öde und leer. Im Zeitungszimmer theilten sich drei Leser in das aufliegende Dutzend französischer Blätter und im Spielsaale saßen die Croupiers einsam und müßig am grünen Tische, der Spieler wartend, die sich nicht einfinden wollten. Woher sollten sie auch kommen? Aus der Nachbarschaft sicher nicht, denn die Savoyarden selbst sind zu arm, um zu spielen, die Genfer und ihre eidgenössischen Landsleute sind zu klug, und was die reichen Lyoneser betrifft, so muß man wol annehmen, daß sie zu fromm sind. Wer wird aber aus der Ferne nach Aix gehen, wenn er zwischen Baden-Baden und Aix die Wahl hat? Indessen die Zeit ist hoffentlich nicht fern, wo diese und jede ähnliche Wahl, mit verschiedenen andern Dingen, schließlich und für immer wegfällt, und je früher Aix das Inventarium un-

serer sämmtlichen Spielanstalten übernimmt, desto leichtern Herzens wünsche ich ihm Glück dazu.

Ueber Berg und Thal, durch ein wohlangebautes aber armes Land, gelangt man binnen einigen Stunden von Aix nach Genf. Am Thore der Stadt hielt der Wagen, ein Mann schritt aus dem Wachthause hervor, trat an den Schlag und forderte — meinen Paß. So oft ich auch die Schweizergrenze überschritten, Das war mir noch nie begegnet, und hätte ich's nicht mit eigenen Ohren gehört, ich würde es nicht geglaubt haben. Also bis hierher hat die Polizei ihre Vorposten jetzt vorgeschoben! Wie wird es erst darinnen aussehen, an der Lieblings- und Pflegestätte dieser löblichen Anstalt, im heimatlichen Deutschland!

Bald genug sollte ich es sehen, hören und mit Händen greifen. Indessen: die Welt ist rund und muß sich drehn.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.